GOETHE

GESCHICHTE
EINES MENSCHEN

GOETHE / GESCHICHTE EINES MENSCHEN

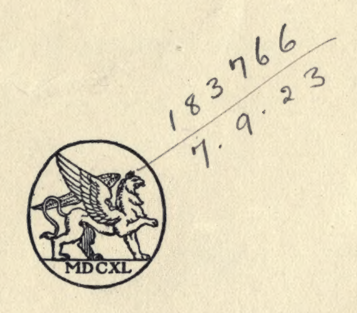
GOETHE

GESCHICHTE EINES MENSCHEN

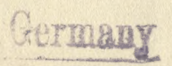
VON

EMIL LUDWIG

ERSTER BAND



J.G.COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN 1922



8.–12. AUFLAGE

ANDREAS LUDWIG

ZUGEEIGNET

MOSCIA 1919

„Fühlst du nicht an meinen Liedern,
daß ich eins und doppelt bin?"

I. Band: Genius und Dämon

1. Kap. Rokoko
2. Kap. Prometheus
3. Kap. Eros
4. Kap. Dämon
5. Kap. Tatkraft
6. Kap. Pflicht

II. Band: Erdgeist

7. Kap. Freiheit
8. Kap. Einsamkeit
9. Kap. Proteus

III. Band: Tragischer Sieg

10. Kap. Aufschwung
11. Kap. Entsagung
12. Kap. Phönix

Register

VORREDE

„Was hat dich nur von uns entfernt?“
Hab' immer den Plutarch gelesen.
„Was hast du denn dabei gelernt?“
Sind eben alles Menschen gewesen.

Nur die Antike hat den historischen Menschen als Träger des Schicksals rein entwickelt; was nach ihr kam, verwirrte die naive Zeichnung großer Menschen durch Zeitschilderungen oder moralische Maßstäbe. Plutarch blieb in der Darstellung der Persönlichkeit unübertroffen, in großem Abstande folgten ihm Geister wie Carlyle und Taine, H. Grimm, Burckhardt und Brandes. Neben diesen Suchern der Wahrheit haben von jeher phantastische Köpfe, unter Opferung der Dokumente, jene gefährliche Mischform der historischen Romane geübt, „die die Moralität der Geschichte zerstören, ohne Dichtung zu werden“.

Im Sinne Plutarchs, doch mit den Mitteln der modernen Psychologie wird für die Nerven unseres Jahrhunderts in

diesem Buch eine neue Form versucht, den Menschen zu gestalten.

Aufgabe: die innere Welt eines Menschenlebens aus allen Symptomen zu erneuern. Mittel: alle von der Philologie anerkannten Quellen, vornehmlich autobiographische. Innerer Weg: von der Vision einer Gestalt zur Nachprüfung des Vorgefühlten im Studium der Akten. Äußerer Weg: von der Feststellung eingeborener Art über ihr Wachstum im Leben bis zur höchsten Auswirkung vor dem Tode. Ziel: die Landschaften der Seele, von der Jugend zum Alter, in langsamer Verschiebung aufgerollt. Ideal: historische Wahrheit eines Kalenders, psychologische Wahrheit einer Dichtung.

Die Geschichte von Goethes Seele ist bisher ebensowenig wie die anderer historischer Menschen im Maßstabe einer Biographie geschrieben worden, obwohl sie durchforscht wurde wie keine. Wie ihr Werden immer aufwärts führt, müßte auch ihre Darstellung von Jahr zu Jahr in 60—70 Kapiteln ansteigen; da dies technisch unmöglich und überdies ermüdend wäre, so muß man Epochen zusammenfassen: an die Stelle der idealen schiefen Ebene sind also zwölf große Stufen in das Urgestein dieses Lebens geschlagen worden, die die zwölf Lustren seines Aufstieges bedeuten.

Aus stillem Anschauen der Welt und dramatischen Verwirrungen, aus Versuchen, Erfolgen und Enttäuschungen, aus Liebe und Streit, Forschung und Gestaltung wird in jedem Kapitel die Stimmung der Seele abgeleitet; nur selten mußten Werk und Tätigkeit aus der Grundstimmung der Seele aufgebaut werden. Einmal in jedem Bande werden diese Skizzen inmitten der hinfließenden Erzählung inselhaft zu Analysen erweitert.

Als Schlüssel zu vielen Problemen in sich bezeichnet Goethe selbst „ein weit höheres Bedürfnis, ins innerste Wesen der Menschen und der Dinge einzudringen, als Gedanken poetisch auszusprechen . . als sprechend, überliefernd, lehrend oder handelnd sich zu äußern". Immer also bleibt Goethes Werk nicht der Zweck, um dessentwillen dies Leben gelebt wurde, sondern eines der Mittel, das es damals erhielt und das jetzt die Darstellung fördert. Als Verdienst seiner tätigen Geduld wird deshalb hier ein langsam naturhaftes Werden gestaltet, so daß die Grundzüge des 18jährigen noch im 80jährigen kenntlich bleiben.

Dabei schafft das Tempo seiner Jugend für die 20 Jugendjahre sechs Epochen, die folgenden 45 Jahre umfassen wieder sechs Epochen, so daß diese drei Bände mit dem 37., dem 57., dem 83. Lebensjahre schließen.

Zahlen und Daten jeder Art fallen fort, weil sie das innere Bild entfärben, ohne das äußere zu festigen, denn im Leben eines Dichters kann die Jahreszahl nicht selten genug, das Lebensalter nicht oft genug genannt werden; nur an den wenigen Stellen, wo er die Weltgeschichte kreuzt, sind Zahlen geboten. Zeittafeln am Schlusse der Bände tragen das Nötigste nach.

Jeder Ausdruck des Goethischen Lebens wird zum Material: Briefe, Gespräche, Tagebücher, Bildnisse sind dieser Darstellung vom gleichen Werte wie Goethes sämtliche Werke, und auch unter diesen bedeutet Faust als Konfession grundsätzlich nicht mehr als die Farbenlehre; jede Form und Gattung wird nach Goethes eigener genetischer Denkweise nur insofern betrachtet, als er sie Lebensspuren nennen konnte, nicht als Objekte der Kritik.

Einziges Gesetz der Auswahl ist — neben eherner Echtheit — strengste Chronologie: wagerechte Schnitte

durch ein Lebensjahr scheinen für die Erforschung der Seele aufschlußreicher als senkrechte Schnitte durch einzelne Gebiete des Wirkens. Ein Brief an seinen Diener, eine Kritik, ein Versuch über den Granit, sein Blick auf einem Bilde, der Gestus eines Abschiedes, die Form einer Unterschrift können reiner zur Deutung des Menschen führen als Claudine, Cellini oder die Achilleis.

Darum wird hier die Kenntnis der Hauptwerke fast so wenig vorausgesetzt als die Kenntnis der formellen Nebenwerke und der 13000 Briefe, die Goethes persönlichste Konfessionen enthalten und die er einmal eine Art von Selbstgespräch nennt. Dieses Buch gibt keinen Kommentar zu Goethes Werken, vielmehr dienen ihm diese Werke zum Kommentar; wär' es gelungen, so müßte der Leser von nun an Goethes Gestalt und Werke persönlicher begreifen.

Die Kindheit, für die es an echten inneren Dokumenten fehlt und deren Einfluß weit schmaler war, als die Legende will, wird im Zusammenhange nicht erzählt. Auch alle Zeitumstände bleiben in schwachem Umriß, denn ihre entscheidende Wirkung auf Goethe war fast so gering wie Goethes Rückwirkung auf seine Zeit: Ahnen und Erben sind um Jahrhundertlänge von ihm getrennt. Gegenspieler werden, wenn sie ihn durch die Epochen begleiten, immer wieder, doch nur so weit geschildert, als sie seine Entwickelung fördern oder hemmen: er selbst forderte von seiner Biographie, sie solle das Leben nur darstellen, wie es an sich und um sein selbst willen da sei. — Das beste Bildnis leitet jede Epoche ein, denn es „bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen; . . gibt mehr als irgend etwas anderes einen Begriff von dem, was er war". Bei beschränkter Auswahl mußte manches wichtige Bildnis fehlen.

Jede literarische Parallele, ingleichen jede Polemik wird vermieden. An umstrittenen Punkten wird man den entscheidenden Nutzen spüren, den der Autor aus der großartigen Forschung der Philologen zog; der hingebenden Mitarbeit und Nachprüfung des Herrn Dr. Eduard von der Hellen verdankt er eine Exaktheit, zu der nur ein so vollkommener Kenner das Werk führen konnte.

Aus solchen Normen ist der Versuch eines neuen Goethe-Bildnisses entstanden, das freilich von den früheren abweicht. Nicht mit einem Genie beginnen wir und enden nicht mit einem Glücklichen: wir stellen den sechzigjährigen Kampf dar, den der Genius mit einer höchst gefährdeten Seele führt, um nach gewaltigen Opfern am Ende zu siegen. Was dämonische Naturen im Kampf mit sich aus sich zu machen vermögen, das erhebt sie zum Vorbilde jedes Strebenden; nicht indem man sie zu den Göttern erhebt, stellt man sie nachgeborenen Menschen zum Muster.

Wer erziehend wirken will, sollte vielmehr Goethes Gestalt durch die verschlungenen Kreise seines Menschenlebens, fort aus der Sphäre aller Vorurteile führen, die, um ihn ästhetisch, moralisch und national auf ihre Art klassisch zu machen, seine inneren Widersprüche verschleiern, statt sie zu beleuchten. Warnend hat Goethe selbst gegen Biographien geeifert, die die „sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Persönlichkeit zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzter Eigenschaften gedacht werden kann“.

In diesem Goethischen Sinne wird man hier keinen

jungen Apoll mehr finden und keinen alten Olympier, weder den glücklichen noch den harmonischen Goethe, sondern die größte Gestalt der neueren Geschichte als den Mann, der von sich sagte, er habe sich's sauer werden lassen, und der in der Lebensmitte an Schiller schrieb: „Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein . . unerharrtes und unerrungnes Gute begegne."

ERSTER BAND

GENIUS UND DÄMON

„Alle deine Ideale sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur.“

INHALT

		Seite
1. Kap.	Rokoko	1
2. Kap.	Prometheus	45
3. Kap.	Eros	101
4. Kap.	Dämon	147
5. Kap.	Tatkraft	217
6. Kap.	Pflicht	309
Zeittafel		414

Erstes Kapitel

ROKOKO

„Dieses Rasen und diese Wollust werden dir den Jüngling kenntlich machen.“



Erwin Raupp, Darmstadt

16jährig

In einem Leipziger Galanterieladen steht ein 16jähriger Student, um Puderquasten und Haarschleifen auszuwählen, und wie er sucht, fällt sein Blick in einen zierlich goldgerahmten Spiegel, in dem er lange wohlgefällig weilt. Kennerisch blicken ihn zwei dunkle Augen an, etwas zu groß wölbt sich die Nase, als müßte sie den Bau der hohen Stirne stützen, mokant und zweiflerisch lächelt ein hübsch geschürzter Mund, und dreht er sich leicht nach links, so kontrolliert er die gepuderte Ohrlocke, rückt am Jabot von Spitzen, poliert mit dem Handschuh einen von den Knöpfen; dann, wie er sich wieder zum Tische wendet, stützt er die Linke ein, spielt mit dem Degen wie mit einem Epigramm und ist mit sich zufrieden.

Als nun der junge Herr hinaustritt, einen Kameraden trifft und den Mund auftut, da kommen Sätze hervor, altklug und erfahren, mehr eitel als selbstbewußt, voll kecker Weisheit, die alles nivelliert, um ja nichts zu verehren, Gott, Welt und Kunst. Durch die alten Gassen streichen sie, in denen sich ein und das andere Haus bemüht, Versailler Glanz zu sprühen; dann ist der schwärmende oder verdorbene Blick jedes Mädchens, das sie grüßen, feil ihrem aufgeklärten Witze, und so sind es auch Miene, Gestalt und Lehre jedes ihrer Professoren, das Deutsche Reich und König Friedrich. Junger Cynismus, früh resignierte Bosheit, ein Witz um jeden Preis kräuselt sich auf jungen Lippen,

als schlüge unter den neuen Spitzen ein altes Herz. Begehrlich ohne Feuer, lustvoll ohne Anbetung umspielt der geistreiche Student seine eigenen Wünsche, und bringt er sie in Verse, dann schraubt eine Schnürbrust seine Rhythmen ein, wie den Busen der Fräulein, denen sie gelten.

„Von unserem Goethe zu reden!" schreibt ein Schulfreund. „Das ist noch immer der stolze Phantast . . Wenn du ihn nur sähest, du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten . . Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet . . Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich . . solche porte-mains angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist . . Doch dieses ist ihm alles einerlei, man mag ihm seine Torheit vorhalten, so viel man will:

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen!"

Denn wir sind fertig, und was ist Erfahrung? Mit Fünfzehn haben wir den Epiktet studiert, vor unserem Geiste liegt das Bild der Welt, mit reifem Lächeln beschaut, noch ehe wir sie suchten: was kann uns noch erschüttern? Haben wir nicht eben, am sechzehnten Geburtstag alle Lebensweisheit ins Stammbuch des Freundes ergossen?

„Dieses ist das Bild der Welt,
die man für die beste hält:
fast wie eine Mördergrube,
fast wie eines Burschen Stube,

fast so wie ein Opernhaus,
fast wie ein Magisterschmaus,
fast wie Köpfe von Poeten,
fast wie schöne Raritäten,
fast wie abgehatztes Geld
sieht sie aus, die beste Welt!"

Einiges freilich mußte der junge Mann aus Frankfurt eilen in Leipzig nachzuholen, denn am Ende war man draußen im Reiche hinter den eleganten Manieren doch zurückgeblieben, die der Glanz einer französischen Kolonie in das geistige Leipzig einführte. Wie da die Louisdors wegrollen, wenn man lauter neue Kleider braucht, nachdem ein sparsamer Vater die Garderobe im Hause zusammenschneidern ließ! War es nicht doch recht kleinbürgerlich daheim? Nur immer lernen, immer Wissen häufen, gar keine große Welt, lauter Sinn und so wenig Gebärde! Welch ein Beispiel wirkt nicht das glänzende Frankreich vor uns aus! Da geht der Geist nicht wie bei uns in alten Röcken umher, der große Voltaire hält einen Hof — erzählen's nicht alle, die sein weites Haus in Fernay betreten haben? Selbst Wieland, den die galanten Götter lieben, soll zwischen den Fürsten residieren. — Eine Professur? Vielleicht. Hintergrund und Titel gibt sie her, und steht man erst auf dem Katheder, so wird's ein wenig heiterer zugehen, gewandter fließt dann die Rede, und wir spielen zwischen ernster Wissenschaft und reizenden Formen uns recht literarisch hin.

Dort eilen die Leute zur Kirche. Gibt's wirklich noch so viele Toren? Schon in Frankfurt fühlte man sich „weder kalt noch warm" und fürchtete alle Gottesurteile des Mittelalters, seit man erfuhr: wer unwürdig den Leib des Herrn

genießt, ißt und trinkt sich selbst das Gericht. Das Sicherste ist fern zu bleiben. Was tut man nur? Zum Reiten ist's zu spät, für Besuche zu früh. Versuchen wir's mit dem Collegium . .

Mit mildem Lächeln tritt er ins Deutsche Staatsrecht ein. Sitzen die Strümpfe stramm? Wo stehen wir denn? Vom Kammerrichter ist die Rede, von Präsident und Beisitzern. Wie endlos trägt er wieder vor, was doch im Buche steht! Der weiße Rand ist immer noch das beste, darauf kann man die Herren zeichnen, von denen dieser ennuyante Vortrag handelt. Wenn die Uhr schlägt, dehnt man sich befreit und geht hinüber in die Physik — ob es wohl in dieser Fakultät anregender ist? Monaden, was für drollige kleine Geschöpfe! Und er schreibt der Schwester:

„Wir Gelehrten achten euch andere Mädchen so wie Monaden. Wahrlich, seit ich gelernt habe, daß man ein Sonnenstäubchen in einige tausend Teilchen teilen könne . . schäme ich mich, daß ich jemals einem Mädchen zu Gefallen gegangen bin, die vielleicht nicht gewußt hat, daß es Tierchen gibt, die auf einer Nadelspitze ein Menuett tanzen können." Ewig Briefschulden an die alten Freunde! Und er schreibt:

„Ich bin unschlüssig! Soll ich bei euch bleiben, soll ich in die Komödie gehen? Ich weiß nicht! Geschwind, ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel. Ich gehe, lebt wohl. Doch halt nein, ich will dableiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich ins Kolleg, und Besuche und abends zu Gaste . . Stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästlein in allen seinen Freuden vor, so leb ich . . in Gesellschaft, Konzerten, Komödien, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, so viel es um diese Zeit angeht. Ha! Das geht köstlich, aber auch köstlich kostspielig!"

Qui est ce précieux? fragen die Professorenfrauen. Neulich hat er in unserem Salon ein hypermodernes Gedicht rezitiert: es war unmöglich, wie sein gesticktes Gilet. Tritt er nicht auf wie ein prince du sang, und ist doch ein kleiner Ratssohn aus dem Reich, noch keine Siebzehn! Der Großvater soll ja Schneider gewesen sein. Ein guter Junge? Vielleicht, neulich spielte er gar freundlich mit den Kindern, doch zu Erwachsenen tut er stolzer, als seinem Alter ziemt. Er dichtet auch? Eh bien, er wielandet ein bißchen. Sollte lieber endlich Karten spielen lernen. Macht der kleinen Breitkopfin den Hof, auch der Oeser, immer älteren Demoisellen, das ist nicht anders bei solchen Buben. Und wer ist dieser närrische Mensch in Grau, mit dem man ihn immer stolzieren sieht?

Es dauert nicht lange, so laden ihn die Leipziger Familien nicht mehr ein, und er bestätigt ihr Urteil, wenn er schreibt: „Eine andere Ursache, warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann: ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen." Nein, er ist nicht gemacht, die Gesellschaft zu beleben, der sein Auftreten närrische Opfer bringt.

Doch ist's nicht erst die Leipziger Luft, die ihn so formte. Der erste Brief, der Goethes Namen nennt — Brief eines adligen Herrn, bei dem sich der Schüler mit Schwung und einer falschen Empfehlung um Aufnahme in einen Klub vergebens beworben — rühmt ihm „mehr ein gutes Plappermaul als Gründlichkeit" nach, und noch im Alter spricht er von seinem frühen Dünkel, als wären alle Blicke auf ihn gerichtet.

Mit solchem herrschsüchtigen Gebaren, lehrhaft, un-

wirsch, zerfahren, begegnet auch der Student seinen Kameraden. Seine Affären trägt er dem Einen auf einem Zweiten zu melden, dem Dritten schreibt er, er solle sich vom Vierten seine Meinung über ihn ausrichten lassen. Den Fünften, den er zur Lektüre bestellt hat, weist er von der Türe weg, um indessen dem Sechsten zu schreiben. Nie fragen seine Briefe: wie geht es dir? Versäumt aber der andere, ihn nach seiner Freundin zu fragen, so wird er getadelt.

Am ungebärdigsten schreibt er der Schwester nach Hause, die doch nur ein Jahr jünger ist und ebenso gescheit; verächtlich spielend, großmütig doktrinär: „Es ist heute dein Geburtstag, ich sollte dir poetisch Glück wünschen, aber ich habe keine Zeit mehr, auch keinen Platz mehr . . Schreibe deine Briefe auf ein gebrochenes Blatt, und ich will dir die Antwort und die Kritik daneben schreiben. Ferner verlange ich, daß du dich im Tanze perfektionierst, die gewöhnlichsten Kartenspiele lernst und den Putz mit Geschmack wohl verstehst . . Diese letzteren Forderungen werden dir von einem so strengen Moralisten, wie ich bin, äußerst seltsam vorkommen, zumal da mir alle dreie fehlen." Und als er den Brief gesiegelt hat, eilt der strenge Moralist zu seiner Geliebten, deren Putz er mit Geschmack wohl versteht. So zerbröckelt er die Zeit — und will der junge Dilettant sich denn für gar nichts sammeln?

Da ist eine Liebhaberei, die er ernster anfaßt, weil sie ihn anfaßt: Kunst, bildende und auch dichtende. Zuweilen geht er früh in die Akademie, um seine Knabenstudien fortzusetzen. Hier ist er naiver gestimmt, reiner, hier will er weder spotten noch lehren, nur lernen. Warum? Weil ihm natürliches Talent die Arbeit leicht macht, denn es macht ihm nichts Vergnügen, als was ihn anfliegt; auch weil der

Mann, der ihn hier leitet, vom ersten Anblick ihm gefällt. So wird es ihm ein Lebenlang ergehn, ihm und der Mitwelt: beinahe nur wer ihm gleich gefällt, wird später, wenn er mächtig ist, vor ihm bestehen.

Auch dies war schon im Knaben vorgebildet: „Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stockig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen . . Ich ward oft freundlich, oft auch spöttisch auf eine gewisse Würde berufen, die ich mir in meinem Äußeren herausnahm."

Jetzt gewinnt der Maler und Malprofessor, der zarte und vornehme Oeser mit den weichen Frauenzügen, den fahrigen jungen Herrn, indem er ihn anfeuert, statt ganz zu loben oder ganz zu tadeln. Er allein spürt unter dem skurrilen Wesen des Jünglings ein vergrabenes Streben, und, viel zu klug ihn zu meistern, läßt er ihn schweifen, gibt ihm beinahe nichts als sein Beispiel, drucklos, schweigend; bei einem Kupferstecher läßt er ihn in der Ätzung, bald auch im Holzschnitt dilettieren. Nicht als Zeichenlehrer fühlt er sich vor diesem Schüler, als Torwart der Kunst und lächelt, wenn jener Stiche und Bilder weiterdichtet, den Zustand der Figuren vor und nach dem Bilde durch kleine Lieder bezeichnet, ganz, wie er das Staatsrecht mit kleinen Bildern illustrierte. Zwar, sie ist weit entfernt von den Urquellen, diese literarische Manier des jungen Mannes, und wirklich trägt er sie so sehr ins Leben, daß er, aus der Galerie der Niederländer bei einem Schuster einkehrend, ein Bild von Ostade zu erblicken glaubt.

Mit heiterer Reife knüpft der Maler den Jüngling an sich, bald auch an sein Haus, fester als die Autokraten des Katheders oder das Leipziger Dichterpaar, Gellert und Gottsched, das sich nur in der Gala des Geistes den er-

schrockenen Schülern zeigt und von dem der Student nichts lernt als eine gute Handschrift. War es nicht dieser stille feine Oeser, der auch den großen Winckelmann auf seine Bahnen lenkte? Alles blickt nach Italien, und wie Oeser die Schüler auf die Antike des Südens als Vorbild des Nordens weist, so nimmt der junge Goethe zum ersten Male griechische Linien auf — doch läßt er sie in sich versinken, als fühlte er: es ist zu früh. Ja, es geschieht, daß er den Dresdner Pavillon der Antiken meidet, weil ihn sein Genius noch um jene Götter herumführt, die er später durch ihn erwecken will. Es ist zu früh: und was er jetzt von weitem verehren lernt, wird er in ein paar Jahren zerschlagen: denn nur auf großen Umwegen sollen die entscheidenden Erkenntnisse dieses langen Lebens fruchtbar werden.

Schon wird Goethe, ganz von der Persönlichkeit bestimmbar, bis dicht an Winckelmann herangeführt, nach Deutschland kehrt der Meister heim, die Leipziger Studenten rüsten sich zu einer Huldigung: da kommt die Nachricht, Winckelmann sei in Triest ermordet. So wird dem 18jährigen zum erstenmal Italien entzogen: es wird ihm noch dreimal entzogen werden und erst nach zwanzig Jahren aufgetan.

Doch Lessing, dessen Lustspiel Goethe eben als Liebhaber agiert hat — kommt Lessing nicht einmal in dies Zentrum des Geistes? Wie, wenn er den Verworrenen in Zucht und Lehre nähme? Ja, Lessing kommt, doch „es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden . . Diese augenblickliche Albernheit bestrafte sich“: Goethe hat Lessing nie mit Augen gesehen, denn als er vierzehn Jahre später sich zu ihm aufmacht, ist Lessing eben gestorben. Hätte er jetzt an ihm gelernt? Muß er es später bedauern?

Dies Leben ist wie ein Baum gewachsen, und wer am Ende vor dem 80jährigen Stamme steht, fühlt, wie nach organischen Gesetzen Nahrung und Wasser, Wind und Gewitter ihn fast immer im rechten Augenblicke trafen. Auch für Lessing, der Shakespeare im Busen trug, ist Goethes Geist in Leipzig noch nicht reif. Als Oeser einen neuen Theatervorhang malt, auf dem er zwischen den Hermen antiker Dichter Shakespeare in den Tempel schreiten läßt, sitzt neben ihm auf einem Schemel der 18jährige Goethe und liest ihm Wielands neues Opus vor: Musarion!

Noch leuchtet Wieland als Polarstern vor. Gebannt steht jeder Anfänger vor diesen federleichten Versen, auch Goethe, dem Gelenkigkeit schon in den Knabenjahren eigen war, ahmt ihn nach: biegsam und mit leichten Sprüngen auf der Fläche eleganter Reime sich tummelnd, so daß gleich seine ersten Lieder in Musik gesetzt werden. Gefährlich leicht hat er die Maße zur Hand, wechselt Rhythmen in gereimten Briefen, auch Stil und Sprache von Frauen und Schauspielern hat er als Knabe leicht nachgeahmt. Jetzt schreibt er einem Freunde ein englisches, dem andern ein französisches Gedicht, diesem überträgt er italienische Madrigale, jenem kopiert er eine zärtliche Götterfabel, zugleich verachtet er alle diese Etüden, warnt die Schwester, der er sie schickt, vor Abschriften, ironisiert seine Künstlichkeiten:

„Von kalten Weisen rings umgeben
sing ich, was heiße Liebe sei,
ich sing vom süßen Saft der Reben,
und Wasser trink ich oft dabei.“

Also ist er kritisch gegen sich und wendet Spottlust gegen eigene Versuche? Nicht immer, und wehe, wenn es

Andre tun! Tadelt ihm der Professor ein Gedicht, so braucht Goethe ein halbes Jahr sich zu erholen; widmet er eines zu Neujahr dem Großvater, so fordert er peinlichen Bericht über die Gemütsbewegung der Hörer. Monate wendet er an sein Schäferspiel, er wird nicht müde, „Die Laune des Verliebten" umzuschreiben. Vergleicht ihm aber ein Freund dies Spiel mit einem berühmten Muster seiner Tage, gleich bricht er empfindlich aus, will alle Szenen verbrennen, wenn sie dem fremden Stücke ähnlich sind.

Freilich, es sind lauter Nippes von Porzellan, diese Lieder, diese Spiele, in feinen Öfen gebrannt und lackiert müssen sie unter den Glassturz kommen, daß sie kein Wind umblase. Aus Reflexion erzeugt handeln sie vom Vergangenen, Kunstformen ohne Veranlassung schließen sie meist mit einem Epigramm, und wenn er auch die Geliebte andichtet, es muß durchs Medium einer Chloe, einer Ziblis sein. Den besten Gemälden jener Zeit gleichen sie nicht, denn was dort, ob auch in Klammern der Mode, Freiheit der Liebe und der Linie bleibt, hier wirkt's nur zweideutig, nur schlüpfrig, wie nichts in der langen Reihe Goethischer Verse, die sie anführen. Ob seine Ironie die Kunst schildert eine Spröde zu fangen oder den Triumph der Tugend, immer glänzt in diesen Leipziger Liedern die Glätte eines Natur-Parkettes, bis zur letzten Grenze wagt sich das Mädchen, dann flieht sie, bittet und beschwört, und wird, nach Laune ihres pikanten Dichters, von ihrem Schäfer zuletzt in den Venustempel geführt oder um ihn herum. Denn Venus lebt nur in geschnittenen Gärten, und selbst die Welle des Baches wird von diesem Musensohne nur als Gleichnis wollüstiger Unbeständigkeit gefühlt,

„und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,

schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,
da fühl ich die Freuden der wechselnden Lust."

Braucht's dazu die Natur? Zuweilen geht man als Dichter ins Grüne „auf die Bilderjagd", meist bleibt man in Stuben und Kellern, auch das Reiten wird aufgegeben, ein sitzendes und schleichendes Leben nennt er später die Jahre von Leipzig, und „bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturzuständen, war ich genötigt, alles in mir selbst zu suchen".

Was findet er?

Hüllt dieser intellektuelle Geist vielleicht den Ansturm dunkel brausender Gefühle ein? Suchen diese allzuklugen Blicke vielleicht ganz andere Dinge als den Beifall der Leipziger Gallier? Was birgt, was treibt dies eingeengte Herz, daß es in kurzem sich so groß entfalten kann? Wo ist die Spur des Dämon, der dies Leben in kurzem mit gefährlich wilder Flamme nähren wird? Soll er mit 22 Jahren das erste ungebärdige Bild der eingeborenen Riesenwelt gestalten: man müßte Wunder glauben, zeigte sich nirgends ein Vorspiel — und grade in diesem Leben geht es doch nie mit Wundern zu. Wir suchen Wetterzeichen.

Mitten aus den spielenden Wellen, die von den mutwillig kleinen Steinwürfen dieser drei Jugendjahre geweckt werden, ragen ein paar Blöcke, wie aus dem Urgesteine einer kühnen Natur: drei Oden und ein Dutzend Briefe an einen Freund — und mit einem Schlage enthüllt sich die dämonisch geniale Art dieses Jünglings, die Auftreten, Geschmack und Geist sonst verhüllte. Denn während er in

jenen Zeiten „an den Gegenständen der Kunst und der Natur nur hindämmert“, erhebt sich in entlegener Provinz der Seele ein unbekannter Sturm, gestaltlos wühlend, in Urformen des Anrufes sich erschöpfend, keinem Liede, keinem Spiele, nur dem einzigen Freunde anvertraut.

In diesem fremden Brausen wirft er sich zuerst auf große Entwürfe, von denen er Akte durchschreibt, dann verbrennt. Nur von einem „Belsazar“ ist ein Eckchen übrig geblieben. Alles bleibt Torso, er hat Witterung, daß es zu all dem zu früh ist; die runde Kunst erschöpft sich in der Schäferwelt.

Ungewisse Umrisse sieht er vor sich. Er besitze einige Eigenschaften des Poeten — schreibt er in aufgeregtem Tone plötzlich der Schwester — doch seien seine Verse schlecht. „Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poet werden, und wenn mich kein Mensch verbessert. Habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts. Mein Belsazar ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe.“ Bald darauf: „So leb ich fast ohne Mädchen, fast ohne Freund, halb elend. Noch einen Schritt und ich bin's ganz.“

Ja, er hat Freund und Mädchen.

Wer ist der Freund, an den jene seltsam dunklen Briefe, jene Oden strömen? Sucht der Empfindliche sich einen Bewunderer aus? Der herrisch Lehrhafte einen Jünger? Der Stolze einen Hochgeborenen? Es ist ein beinah 30jähriger armer Mensch, Hofmeister eines Grafensohnes, hager, mit großer Nase, kantigen Zügen, sorgsam grillenhaft gekleidet, stets mit Schuhen, Hut und Degen, einem alten Franzosen ähnlich. Das ist ein Mann, dessen größte Lust ist, sich ernsthaft in Possen zu vertiefen, verrückte

Einfälle bis ins Unendliche zu verfolgen, dem grauen Anzug immer neue Schattierungen von Grau einzufügen, am Fenster die Vorübergehenden stundenlang zu karikieren, geistvoll barock, doch nicht im mindesten boshaft oder roh: trauriger Zyniker, skurriler Philosoph, verwunderlich rührender Narr. Dies ist Behrisch, der alle lebenden Autoren herunterreißt, doch Goethes Gedichte gelten läßt und, unter kuriosen Glossen über Fraktur und Tinte, Papier und Heft, in vollendeter Schrift eine feierliche Kopie unternimmt, gegen das einzige Versprechen des Autors, nichts drucken zu lassen.

So ist der ältere Sonderling, mit dem der zehn Jahre jüngere Sonderling seine Zeit verbringt, nachdem er sich vollends von der Gesellschaft geschieden, mit dem er in Auerbachs Keller Nächte hindurch karikiert, spintisiert „wie in einer Burg . . um als misanthropische Philosophen über die Leipziger zu lachen". Als aber ruchbar wird, der junge Goethe habe in seinen Versen einen Kuchenbäcker zum Schaden eines Professors verherrlicht, da wird Behrisch um solchen Freundes willen als Hofmeister entlassen, er muß fort, in Dessau findet er besseren Dienst beim Fürsten. Dort lebt er dann lange Jahre still auf dem Schlosse, schreibt eine romantische Oper und ein Wörterbuch der Jägersprache, zieht Georginen an den Fenstern und begrüßt nach Jahrzehnten den Jugendfreund im alten Ton. Goethes Werk und Ruhm lassen ihn kalt; er liebt ihn nur. Als er stirbt, legt man ihm nach seinem letzten Willen die Abschrift jener Leipziger Gedichte in den Sarg, darunter die drei Oden.

Ist es wirklich dieselbe Hand, die diese Oden und jene Lieder schrieb? Heut schrieb sie dieses:

„Ich sah, wie Doris bei Damoeten stand,
er nahm sie zärtlich bei der Hand;
lang sahen sie einander an
und sahn sich um, ob nicht die Eltern wachen,
und da sie niemand sahn, geschwind —
genug, sie machten's, wie wir's machen!"

Und morgen, als der Freund die Stadt verläßt, schreibt dieselbe Hand:

„Du gehst! Ich murre.
Geh! Laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
fliehe dieses Land.
Tote Sümpfe,
dampfende Oktobernebel
verweben ihre Ausflüsse
hier unzertrennlich . .
Fliehe sanfte Nachtgänge
in der Mondendämmerung,
dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.
Schaden sie nicht,
werden sie schrecken.
Ehrlicher Mann,
fliehe dieses Land!"

Oder aus der dritten Ode:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
ist ein elend Gut
auf der wankenden Erde.
Behrisch, des Frühlings Lächeln
erheitre deine Stirne nie;

nie trübt sie dann mit Verdruß
des Winters stürmischer Ernst . .
Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
hält den Mitgefangenen,
der fliehn kann, zurück . .
Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
des letzten Jahrs Flügelspeichen
sich um die rauchende Achse.
Ich zähle die Schläge
des donnernden Rads,
segne den letzten —
da springen die Riegel,
frei bin ich wie du."

Wo ist nur all die Versfreude, wo ist der Reimglanz hin, wo eleganter Witz, pfeilsichere Ironie und wo der Zauber halb enthüllter Wollust? Dies klingt mit einem Male nach erlebtem Herbste, nach wühlendem Schmerz eines bitter Zurückgebliebenen, mit einem Male brandet Chaos, Trieb nach Freiheit durchdringt freirollende Rhythmen, ein dunkles Streben will sich den Armen früher Resignation entreißen, fern dämmert eine Küste auf. In Briefen, oft tagebuchartig geweitet, strömt nun gegen den abwesenden Freund Klage, Empfindlichkeit, strömt nun zum ersten Male aufgestaute Leidenschaft eines früher schlafenden Herzens. Denn Goethe liebt.

Schon einmal hat er „gerast": als man ihm in tragikomischer Lage seine erste Neigung, ein Frankfurter Gretchen genommen hat; aber da ist es Knabentrotz, es ist wie die Verwundung eines Schlummernden gewesen, denn jene

Neigung war ideal geblieben, in den Jahren der Dämmerung. In Leipzig aber liegen in seiner Liebschaft Fußangeln verborgen, in denen er sich schmerzhaft fängt. Wie sieht das Wesen aus, um das er kämpft? Vielleicht ist's eine leidenschaftlich weltliche Frau von dreißig Jahren, die den sinnlich Weltsüchtigen, vielleicht eine Künstlerin und Muse, die den Literaten, oder eine glänzende Kokotte, die den unerfahrenen Jungen verführt?

Es ist Käthchen Schönkopf, Weinhändlers-Tochter, 20jährig, „wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanft einnehmende Miene, viel Freimütigkeit ohne Koketterie, ein sehr artiger Verstand ohne die größte Erziehung". Ihr werden andere Frauen in Goethes Jugend ähneln, denn seine Neigung gilt, in allen Epochen, selten der Schönheit, nie dem Verstand, immer einer sanfteren Natur. So müssen, nach dem Gesetze der Polarität, die Quietive sein, die dieses ungeheure Temperament sich sucht.

Immerhin, sie ist eine Wirtstochter, und der Ratssohn muß sich erst durchkämpfen zwischen Stolz und Neigung. Draußen schmückt er sich übers Maß, macht fremden Fräuleins den Hof, um Neugierige von der Weinstube abzulenken: noch gilt sein Selbstbewußtsein dem Stande, Erziehung wirkt noch immer stärker als Natur, nur langsam lernt er vor seinem Empfinden frei bestehen: „Was hat meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? . . Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum aller-

ersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt."

Bald wird er fordernder, alles, was an sinnlicher Kraft in ihm atmet, bricht zu dem lebensvollen Mädchen vor, erzwingt sich jene halbe Hingabe, mit der sich grade damals die Mädchen Genüsse ohne Gefahren zu schaffen wußten. Rokoko-Verse, die er Annetten, ihrem anderen Namen, widmet, tragen die Farben sinnlich voller Stunden, die nicht geträumt sind.

Er wirbt, er dient. Denn wird auch diese Seele erst allmählich zur Ehrfurcht aufblühen, die heut noch ein früher Cynismus überwächst, so ist ihr vor den Frauen das Dienen doch eingeboren, und so wird er in allen Wirrnissen der Liebe immer zum stärker leidenden Teil. Nie ist Goethe der schöne Verführer geworden, nie auf Eroberungen stolz, nie Don Juan, immer der Bittende, immer der Dankende — und viel öfter ein vergeblich als ein glücklich Werbender! Nur von diesem Punkte grenzenloser Hingabe, von der Erkenntnis seines unlöschlichen Liebeswillens, der sich in Wesen und Dinge senkt, eröffnet sich klar die Legende seiner Leidenschaften, die Kosmogonie seines Werkes, die Geschichte seiner Seele.

Schon jetzt verblaßt sein Skeptizismus vor dem Anblick des Mädchens:

„Welch ein Verstand, der sie beseelet,
mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
die Wollust mich an ihre Brust . ."

Doch hinter solcher Dankbarkeit des Beschenkten steigt, zwischen Hingabe und Pathos, schon in diesem 17jährigen faustischer Zweifel auf, und gespielte Ironie wird zur zitternden Erfahrung:

„Das reinste Glück, das wir empfunden,
die Wollust mancher reichen Stunden
floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
und alle Freude wie ein Kuß!"

Hier ist zum ersten Male das tragische Grundproblem dieses Lebens angerührt. In allen Epochen wird er aufs neue sich fragen und noch im 82. Jahre unerbittlich den 100jährigen Faust resümieren lassen: Was hilft es mir, daß ich genieße? Goethes Flucht vor der Gegenwart, vor dem Augenblicke, dem er zugleich doch immer nachjagt, beginnt mit 18 Jahren.

Heut ist es noch zu früh! Teuer kommt es ihm und den Seinen zu stehn, daß Goethe dies Zufrüh gefühlt hat; zwischen innerer Erkenntnis und äußerer Erfahrung sich zurechtzufinden vermag die brausende Seele noch nicht und richtet Unheil an.

In der Kunst hat ihn der Genius besser geleitet, hat ihn die großen Entwürfe liegen, jene Rhythmen an den Freund nicht fortbilden, sich lieber der Verfeinerung leichter Spiele hingeben lassen, um ihn indessen zu beschäftigen. Im Leben weiß er zwischen allgemeinen dunklen Urworten und speziellem Mißtrauen gegen dieses Käthchen

nicht zu unterscheiden. Als Dichter, mit einer Seele geboren, die jede Erfahrung ins Allgemeine umzudeuten begnadet und verurteilt ist, verwirrt sich ihm der Rückweg von solcher Erkenntnis ins Leben; führerlos vollends, seit der Freund entfernt ist, nervös und empfindlich, begehrlich in seiner Passion, zerstört er sich selbst die Stille seiner ersten Neigung, raubt den befangenen Sinnen ihr natürliches Vertrauen: bald wird er sich mit der Geliebten überwerfen — und so, zum ersten Male, unbewußt die Freiheit seiner Sendung retten.

Denn eine Ehe mit Käthchen ist sein bestimmter Plan. Ihre Mutter Frankfurterin, auch der Vater ist ihm gewogen, und er, mit sinnlichen Blicken Haus und Hof, Schenkzimmer und Spieltisch, die ganze Atmosphäre der Geliebten mit umfangend, träumt sich, mit eingeborener Neigung zu Ordnung und gesicherten Bezirken, als ihr Gatte. Doch nun, als er sie schon länger als ein Jahr liebt, fängt er an, sie zu quälen: sein Mangel an Gefaßtheit rächt sich auch dort, wo sich das Herz gefaßt hat. „Die böse Laune .. glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen .. Durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs Äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüt von mir entfernt habe .. Es gab schreckliche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne."

In diesen unbarmherzigen Sätzen des greisen Rückblickes sind dennoch alle Leidenschaften verschwiegen, die seine Briefe an den entfernten Freund in einem Maß ent-

hüllen, wie man sie nur noch Einmal in Goethes Leben wiederfinden wird. Wildheit und Skepsis, sinnliches und seelisches Chaos, Moralität und Cynismus, Faust und Mephisto: schon aus diesen Briefen des 18jährigen werden die großen Gegenkräfte seines Herzens kund. Von ruhelosen Sinnen emporgeschaufelt tritt das Doppelwesen dieser Seele zum ersten Male an den Tag.

„Noch so eine Nacht wie diese, Behrisch, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle! .. Ein eifersüchtiger Liebhaber, der eben so viel Champagner getrunken hatte, als er brauchte, um seine . . Einbildungskraft aufs äußerste zu entzünden! Erst konnt ich nicht schlafen, wälzte mich im Bette, sprang auf, raste, und dann ward ich müde und schlief ein. Aber wie lange, da hatt ich dumme Träume .. Darüber wachte ich auf und gab alles zum Teufel. Darnach hatte ich eine ruhige Stunde, hübsche Träume: die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Türe, die Küsse im Vorbeifliegen, und dann auf einmal — da hatte sie mich in einen Sack gesteckt . . Ich philosophierte im Sacke und jammerte ein Dutzend Allegorien im Geschmack von Shakespeare, wenn er reimt . . Da kam mir's auf einmal ein, daß ich dich nicht wiedersehen würde, und das fühlte ich . . in einem Fieber-Paroxismus, da mir der Kopf taumelicht war. Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes."

Erotische Kämpfe mit Käthchen mögen diesen Zustand erzeugt, dann verschlimmert haben. „Diese Hand, die jetzt das Papier berührt . . drückte sie an meine Brust. O, Behrisch, es ist Gift in denen Küssen! Warum müssen sie so süße sein! . . Ich sage mir oft: wenn sie nun deine wäre und niemand mehr als der Tod . . dir ihre Umarmung ver-

wehren könnte? Sage dir, was ich da fühle, was ich da alles herumdenke — und wenn ich am Ende bin, so bitte ich Gott, sie mir nicht zu geben . . Sieh, wie ernsthaft ich geworden bin. Das arriviert mir oft.“ Je heftiger er sich mit ihr herumbeißt, um so eher geht's dann zu den „Mädchen, die besser waren als ihr Ruf“.

„Ich bin bei Fritzchen gewesen, die ganz eingezogen geworden ist. So sittsam, so tugendhaft . . Kein nackend Hälschen mehr, nicht mehr ohne Schnürbrust . . Könnte ich's aber nur ungestraft tun und stünden (bei Käthchen) nicht einige Nägel und Stricke parat, wenn man so etwas erführe, so würde ich die Affäre des Teufels übernehmen und das gute Werk zunichte machen. Kennst du mich in diesem Tone, Behrisch? Es ist der Ton eines siegenden jungen Herrn. Und der Ton und ich zusammen! Es ist komisch! Aber ohne zu schwören, ich unterstehe mich schon ein Mädchen zu verf—, wie Teufel soll ich's nennen. Genug, Monsieur.“

Doch ein paar Tage später bricht es plötzlich wieder aus. „Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen deine Arme. O Gott, Gott! laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe! O sähst du mich, sähst du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll: du würdest jammern. Freund, Freund! Warum hab ich nur Einen!“ Nun schildert er in einem Tagebuch-Briefe, der über vier Tage reicht und den acht Druckseiten nicht fassen, in gehetztem Tempo zuerst, wie sie ihn durch ihre Kälte in ein Fieber geworfen. „Nun! O Behrisch, verlange nicht, daß ich es mit kaltem Blute erzähle! Gott! Diesen Abend schicke ich hinunter . . Meine Magd . . bringt mir die Nachricht, daß

sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist! Gott! .. Wie? Sollte sie mit Denen in der Komödie sein, mit Denen? Das schüttelte mich! Ich mußte es wissen. Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie ..

„Nun aber! Hinter ihrem Stuhl Herr Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Ha! Denke mich! Auf der Galerie! Mit einem Fernglas — das sehend! Verflucht! O Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir für Wut .. Er lehnte sich bald hervor .. bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können .. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben .. Kennst du einen unglücklicheren Menschen, bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich .. Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe .. Aber ich liebe sie. Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand .. Was werde ich morgen tun? .. Seh ich sie etwa, da .. werde ich denken: Gott verzeih' dir, wie ich dir verzeihe, und schenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubst .. Ha! Alles Vergnügen liegt in uns! Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese ..“

Bis zum nächsten Abend ist alles geschehen, was er gewünscht, ihre Unschuld erwiesen. Versöhnung. Trotzdem führt er den Brief zu Ende und „würde ihn zer-

reißen, wenn ich mich schämen dürfte, vor dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren und dieses ebenso heftige Verabscheuen, dieses Rasen und diese Wollust werden dir den Jüngling kenntlich machen .. Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht.. Die Erinnerung überstandener Schmerzen ist Vergnügen. Und so ersetzt! Mein ganzes Glück in meinen Armen!"

Dies ist der früheste Goethe. Leidenschaft, die andere Charaktere oft verdunkelt, hat alle Züge dieser Seele transparent gemacht. Wollüstig und betrachtsam, toll und weltklug, dämonisch und naiv, selbstbewußt und unterworfen: in gleicher Stärke schrillt ein Chaos von Gefühlen durcheinander, unbeherrscht, führerlos.

In solchen Kurven von Eifersucht und Versöhnung zu neuer Eifersucht schleift er sich durch den Herbst; läuft die Kurve tief, so findet sich sein Geist im Vorwurf schwankend gegen sich und sie. Aus kühler Zergliederung der eigenen Stimmung bauen sich Antriebe des Künstlers auf, doch zugleich schwebt der fruchtbare Teil seines Wesens empor, die instinktive, freiwaltende Natur in ihm läßt ihn schon damals Selbstbetrachtung verdammen oder verlachen. Glänzend reizt ihn eine Libelle, ihre Farben in der Sonne zu analysieren, er findet sich enttäuscht, und wie er das kleine Erlebnis in Verse bringt, endet er, lehrhaft gegen sich selbst gewandt:

„Und nun betracht ich sie genau
und seh ein traurig dunkles Blau:
so geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!"

In diesem letzten Leipziger Winter mag er das Mädchen nach zwei Jahren des Werbens ganz erobert haben. Seine Geständnisse an den Freund werden dunkler, auch seltener, der Verkehr der Liebenden scheint geregelter, seine Nerven beruhigter, er spielt Theater, zeichnet, geht in einige Familien, bis er im März dem Freunde dieses Merkwürdige vertraut:

„Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort; aber sie soll nicht unglücklich sein. Wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Sie soll glücklich sein. Und doch werd ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen . . Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Ich weiß, was ich ihr schuldig bin, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann! Fluch sei auf dem, der sich versorgt, eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat! Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines Andern zu sehen . . Es ist sehr verworren, was ich geschrieben habe, aber du magst dich herausdenken. Du kennst mich."

Ein neuer — wohl der eindeutige Ton des besitzenden jungen Mannes, der, nach Genuß und Ernüchterung, sich irgendwie als Schuldner fühlt, aber den Willen zur Freiheit mit moralischen Redensarten drapiert. Das Mädchen, feinfühlig, stolz, zugleich von bürgerlicher Klugheit, scheint es ihm leicht zu machen, denn ein paar Wochen später klingt sein Ton befreit: sie haben sich getrennt, er liebt sie nun noch mehr, „denn stärker ist eine Leidenschaft, wenn sie ruhiger ist, und so ist meine. O Behrisch, ich habe

angefangen zu leben! Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dir's, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der alles getan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung . . Nun kenn ich erst das Leben! Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen, nun kann ich dir schwören, daß ich nie aufhören werde, das für sie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht . . Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich, sie ist ein Engel . . Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch, so sehr, Gott so sehr! O daß du hier wärest, daß du mich trösten, daß du mich lieben könntest!"

Voller Hintergründe, psychologischer Verstecke, voll Unaufrichtigkeit, mehr noch sich selbst betrügend als den Freund, zeigt dieser Brief ein immer heftiger aufgelockertes Wesen, gespenstisch vor seiner Neigung schwankend, die enden sollte und doch nicht endet, zeigt unwahre Zufriedenheit über einen künstlichen Ausgang, viel Mitleid mit sich selbst, wenig mit ihr, Verwirrung der Sinne und des Herzens. So vergißt er, daß nun auch das Mädchen, älter als er, ohne Stand und Vermögen in weit größerem Wagnis begriffen, an sich denken wird —: und fährt plötzlich mit furchtbarem Schreck empor, als sie in ihrer erneuten Freiheit das tut, was er doch vorgibt ihr zu wünschen: sie gibt einem Andern ihr Versprechen.

Da schlagen Leidenschaft und Eifersucht aufs neue aus Goethes Herzen hervor. „Meine Leidenschaft wuchs," — schreibt er später in seinen Erinnerungen — „allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit,

mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zuleide zu tun, hat sehr viel zu den körperlichen Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor . . Ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten."

Deutet er auf erotische Exzesse? Ausschweifend ist sein Leben im letzten Leipziger Jahr gewiß. Folgte das nicht aus der gesamten inneren Lage dieses Temperamentes, man müßte es doch aus ein paar Worten an den Freund schließen: „Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und darnach ist's aus. Gute Nacht, ich mag davon nichts wissen." Ergreifend kurzer Epilog vor dem Fallen des Vorhanges: denn hier endet der Briefwechsel mit dem Freunde.

Schneller, als jene apokalyptische Anzeige die Selbstzerstörung berechnet hat, bricht er zusammen. Zwei Monate nach diesem Brief, im Juli erwacht er eines Nachts von einem Blutsturz, hat noch Besinnung, den Stubennachbar zu wecken, dann liegt er wochenlang fest, und erst nach einem halben Jahre endet eine Krise, wie sie ihn körperlich nur noch einmal erschüttert hat, ein Menschenalter später. Er nennt die Krankheit hier Lungensucht, später Hals-, dann Darmleiden. Die Forschung hat alle denkbaren Diagnosen gestellt. Wichtig ist nur: in diese für seine innere Entwicklung entscheidende Krankheit hat ihn ein wildes Leben gestürzt, in das ihn wieder innere Unruhe trieb. So schließt sich die Kette von psychischen Ursachen zu psychischen Wirkungen.

Auf dem Krankenbette, wo er mit einem halbblinden Theologen nachdenkliche Gespräche führt, tröstet ihn eine Freundin, wie sie noch oft, Pylades gleich, an seine Seite treten werden, wenn orestische Krisen ihn bedrohen. Diesmal ist's die Tochter seines Lehrers, die reife, unschöne Friederike Oeser, der er schon vorher manches vertraut hat und der er nachher schreibt:

„Ich kam zu dir ein Toter aus dem Grabe,
den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,
und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,
der bebt
bei der Erinnerung gewiß, so lang er lebt . .
Ich weiß, wie ich gezittert habe . ."

Mit vorsichtigem Schritte nähert sich der Halbgeheilte wieder dem Weinhaus, begegnet mit äußerer Ruhe der Geliebten, spürt aber umher, ob sie indessen viel mit ihrem neuen Freunde war. Freilich, er hatte sie ja freigegeben, und der neue Verehrer, älter und ruhiger, wird sie zu behandeln wissen. Aber zu sehr ergreift der Anblick den Leidenden: ohne Abschied flieht er vor einem Mädchen, die längst nicht mehr die Seine ist.

Dies ist Goethes erste Flucht vor einer Frau, die er liebt. Sie wird sich wiederholen und weist auf einen Instinkt, der sich allmählich zur Erfahrung entfaltet: wieviel er seinem Herzen zutrauen darf und was er ihm in den Katastrophen ersparen muß, die diese Jugend erschüttern. Hier ist der Beginn von Goethes Hygiene der Seele, mit der er sich von einer Verwickelung zur andern rettet.

Den letzten Tag bringt er vor dem Tore zu, bei Oesers auf dem Lande, nachdenklich, resigniert. An seinem neunzehnten Geburtstage verläßt er Leipzig, in dem er drei Jahre

lang wenig gelernt, manches erfahren hat. Auf der Heimfahrt in der Post fragt ihn ein fremder Offizier: „Sie haben die Miene, nicht unbekannt mit dem schönen Geschlechte zu sein . . Aber Sie sind krank, ich wette zehn gegen eins: kein Mädchen hat Sie beim Ärmel gehalten“, und er bietet zehn Taler, wenn er sich irrt. Der blasse junge Mann lächelt: „Topp, Herr Kapitän, Sie behalten ihre zehn Taler: Sie sind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg!“

Das ist ein düsteres Haus, das der leidende Sohn nach drei Jahren wieder betritt. Ein verbitterter Vater, der früh gescheiterte Hoffnungen auf Rang und Einfluß nun ganz auf seine Kinder werfen wollte, der dann vier Kinder nacheinander verliert, nur zwei aufwachsen sieht, sein ganzes Streben in den einzigen Sohn bohrt, hat vor drei Jahren einen begabten Jungen in die Welt entlassen, den er mit Sorgfalt selbst herangebildet.

War dieser Vater zur Menschenfeindschaft geboren? Ein stolzes Streben ist sein Grundzug, zurückgesetzter Ehrgeiz ist sein Leiden, Rang seines Sohns ist nun sein Ziel. Goethes Vater — Sohn eines Damenschneiders — der sich vor dreißig Jahren die heiß erstrebte Stellung im Rate seiner Vaterstadt durch wunderlich stolze Bedingungen selbst verschlossen hat und nun ein Menschenalter ohne Beruf von den ererbten Zinsen lebt, hatte selbst von einem weitblickenden Vater schwer erworbene Mittel empfangen, um auf breiter Fläche Weltwissen und Erkenntnis zu sammeln, er durfte schon im Beginn des Jahrhunderts auf großen Reisen nach Süden und Norden seine Bildung pflegen.

Ganz so hat er später selbst in erstaunlicher Fülle den Sohn in Wissen und Fertigkeiten aufgezogen, daß er ein

großer Dilettant werden konnte oder ein Universal-Genie. Drei lebende Sprachen, drei tote hatte der Knabe vom Vater und dessen Beauftragten gelernt, Klavier und Cello, Zeichnen und Malen, Geschichte der Welt und der Künste, Reisen und Karten, Reiten, Fechten und Tanzen, Dinge der Stadt und des Staates hat er in der Nähe gesehen, Maler und Diamantschleifer bei der Arbeit, die Bühne vor und hinter den Kulissen, selbst zum Versemachen hat ihn zuerst der Vater angeleitet.

Doch nun verdüstern sich dessen vertikale Züge, wie er da an der Treppe des breiten Flures steht und sieht als Objekt seiner Sorgfalt einen bleichen, siechen, verbummelten Studenten heraufkommen, ohne Streben, ohne Lebenswillen.

Hier freilich herrscht keine Harmonie, die der Heimkehrende stören könnte; sein Anblick wird nur den Mißklang eines freudlosen Hauses vermehren. Die dort neben dem grämlichen alten Herrn steht, diese erst 38jährige Mutter hat immer auf seine Rückkehr gehofft, damit des Hauses Dumpfheit sich hebe. Aus einer bitteren Ehe stammt der Sohn. Dieser Vater, der so viel Gutes für den Sohn gewollt, hat seiner heiteren Frau wenig Gutes gegeben, Geiz und Mißtrauen umdüstern den beschäftigungslosen, enttäuschten Mann, pathologische Züge weisen mit zunehmendem Alter auf innere Unruhen zurück.

Als damals der reife einsame Mann um die halb so alte Schultheiß-Tochter warb, konnte ihn nur die ersehnte Verbindung mit der Stadtverwaltung, konnte den Schwiegervater Textor, Erben einer alten Gelehrtenfamilie, nur das Geld des Schneidersohnes locken. Je weniger es in der Folge dem Ehrgeizigen gelang, seinen erkauften Ratstitel zu tätigem Werte zu bringen, um so rascher schloß er sich

von der jungen Gattin ab, deren eingeboren stete Heiterkeit ihm ohnehin verdrießlich war. Bald stand er auch mit dem Schwiegervater schlecht, und schließlich ist es dahin gekommen, daß er ihm vorwarf, er habe die Stadt an die Franzosen verraten. Wie solche Debatte zwischen Goethes Vater und Goethes Großvater ablief, schildert ein alter Zeuge, wenn er kühl hinzufügt: „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen."

Es ist das Äußerste, was Goethe selbst im Alter darüber der Welt enthüllen kann, — und was verhüllt er nicht noch alles, wenn er den Vater einen ernsten Mann nennt, der, „weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete .. Dagegen eine Mutter, fast noch Kind, ja erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwachsend . . lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren, der Vater verfolgte seine Absichten unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben."

Deutlicher gibt er einem Freunde im Alter dies Mißverhältnis kund, in dem ein Gran Bewußtsein vieles erspart hätte, und vollends aus Notizen zu „Dichtung und Wahrheit" blitzt es erschreckend auf: „Jeder tätige Widerstand ist ein Verbrechen, Entbehrungen und Strafen lehren das Kind schnell auf sich zurückgehn, und da seine Wünsche sehr nahe liegen, wird es sehr bald klug und verstellt. Damals wenigstens war es so . ."

Goethe, der im höchsten Alter in einem wohlgelaunten Verschen die Erbschaft seiner Eigenschaften von den Eltern stilisiert, hat alles, was in ihm Leidenschaft, Skepsis, Stre-

ben ist, vom Vater, die Korrektive dieser drei Elemente aber: Heiterkeit, Weltlust und in gewissem Sinn auch Phantasie von der Mutter. Helle und Dunkelheit seines Temperamentes, deren seltsame Mischung sein Glück und Leiden bestimmte, mag man auf diese Erbschaft von so verschiedenen Eltern zurückführen; der Genius ist niemals aus menschlichen Säften aufgestiegen, „der Geist ist immer Autochthone“: so schließt er im Alter.

Zählt man aber das Maß von Bildungskeimen hinzu, die nur der Vater in ihn senkte, so bleibt schon für diese Epoche das väterliche Verdienst entscheidend und wird in den nächsten sieben Jahren durch dessen richtiges Gefühl für die Bahn des Sohnes, durch seine tätige Hilfe noch erweitert. Liebenswert und natürlich, wirkt die Mutter daneben auf den Jüngling wie eine ältere Schwester, der er sich unmittelbarer verbunden fühlt. Doch hat er von ihr weder gelernt noch erfahren. Tiefe Wirkungen — für die Kinderzeit durch die Märchen der Bettina von Arnim später zur Legende geformt — werden in den entscheidenden Jahren, die er von nun an meist zu Hause verbringt, weder in Goethes Berichten noch in denen seiner Freunde der Mutter zugeschrieben, und tritt sie gegen den Vater auf des Sohnes Seite, so ist's für die kleinen Zwecke des Tages, ohne ihm Vertraute, Halt oder Trost in Krisen zu werden. Noch in seinen Erinnerungen, aus denen Dankbarkeit gegen den ungeliebten Vater immer wieder sprüht, urteilt er nur einmal über die Mutter, als „eine gute, innerlich niemals unbeschäftigte Frau“, die ihr nächstes Interesse in der Religion fand.

Jetzt, da er heimkehrt, steht sie da und hofft auf den Sohn wie auf einen Erlöser aus Streit und Langerweile. Heftiger noch, weil ein schwereres Herz sie bedrängt, hofft

auf ihn die Schwester, die diese drei Jahre lang viel ausgestanden hat. Sein Erziehungsfieber hat der Vater, seinen Hochmut der entfernte Bruder an ihr ausgelassen, die Mutter aber mit ihrem Willen zum Genuß ist ihrem Wesen ganz fremd. Vielleicht ist sie schon jetzt ein gemütsleidendes Wesen.

Diese Geschwister ähneln einander stark in den Elementen ihrer Charaktere, sie bleiben einander fremd in der Mischung dieser Elemente — doch grade diese Mischung entscheidet ihr Los. Nennt Goethe die Schwester später ein indefinibles Gemisch von Strenge und Weichheit, so könnte er dies von sich selber sagen, ohne doch das Entscheidende vorzukehren. Dieselben Depressionen, wie sie Goethe zu allen Zeiten, besonders oft als Jüngling befallen, werden in ihm immer wieder durch männlich getroste Elemente der Seele bis ins neunte Jahrzehnt des Lebens bemeistert. In Cornelia bleiben sie ohne Korrektiv, so daß Goethe sie ein Wesen ohne Glaube, Liebe und Hoffnung nennen darf. Wie die nämlichen Kräfte ihre unharmonische Natur schnell zerstören, die er in riesenhafter Lebensarbeit zum Ganzen schließt, das ist in Beider Zügen vorgebildet. Denn bei körperlicher Ähnlichkeit solchen Grades, daß man sie zuweilen als Zwillinge anspricht, wirkt eben das, was den Bruder anziehend, zuweilen schön macht, bei ihr abstoßend männlich; dazu ist ihre Haltung schlecht, ihr Teint ist unrein. Ein Strom von Sinnlichkeit hat Goethes gefährdetes Wesen durch Hingabe an Menschen und Werke erhalten; krankhafte Unsinnlichkeit hat seiner Schwester Liebe, Ehe und das Leben zerstört.

Nie waren sich diese Geschwister ähnlicher als in diesem Augenblicke, da der leidende 19jährige eine enttäuschte 18jährige begrüßt, die keinen Verehrer hat wie die Freundinnen und die „auf eine fürchterliche Weise ihre Härte

gegen den Vater" wendet. In solche Gewitterluft, die das freundliche Naturell der Mutter zu durchstrahlen selten stark genug ist, kehrt der Schiffbrüchige zurück. Es gibt eine leidenschaftliche Szene bei der Begrüßung. „Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte."

Dann richtet man sich leidlich ein, die drei Jüngeren im Hause atmen heimlich auf, lassen den Alten murren. Von Leipzig muß der Studiosus den Frauen erzählen, sein Geist ist in Leipzig, das seiner problematischen Natur jetzt das Ziel aller Wünsche scheint, nachdem er darauf gebrannt hat es zu verlassen. Dabei schmilzt rasch der briefliche Verkehr, nur die Oesers bleiben nach drei Studienjahren dem eleganten Studenten als Freunde zurück. In Frankfurt will ihm nichts gefallen, auch nicht Corneliens Kreis. Er sammelt seine Leipziger Gedichte, gibt sie anonym heraus, obwohl er sie verachtet, entwirft ein einaktiges Stückchen, das er „Lustspiel in Leipzig" nennen will und später „Die Mitschuldigen" nennt.

Das ist ein sonderbar dunkles Lustspiel, dicht am Tragischen vorüberstreichend. Da ist ein cynisch-dämonisch bewegter Mensch auf die Lustspielseite geworfen, und was dieser Söller an Menschenfeindschaft umfaßt, läßt um so entschiedener auf seinen Autor schließen, als er die interessanteste Gestalt im Stücke bleibt. Denn weder hier noch in den späteren Stücken darf man Goethes Wesen nur aus dem Helden lesen, das gleiche Licht strahlt seine Doppelseele auf den Gegenspieler des Helden, weshalb in Goethes gesamtem Werke der Bösewicht fehlt. Vom Cynismus dieser Jahre legt er so viel in Söller, wie er Alcest, dem Gegenspieler, von seinem ungeduldigen Begehren gibt. Wenn jener diesen um so leichter bestiehlt, weil dieser ihm sein Weib verführt, und er am Schlusse gesteht:

„Das ist sehr einerlei: Gelust nach Fleisch, nach Gold.
Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt..
In Summa nehmen Sie's nur nicht so gar genau:
ich stahl dem Herrn sein Geld, und er mir meine Frau —"

da spukt Mephisto schon in seinem Herzen vor. Sicherheit der Effekte, exakte Regie, Anspielungen auf den neusten Tag deuten übrigens an, wie sehr dem Autor an schnellem Erfolge liegt.

Die Krankheit ist nicht vorüber, sie schleicht, nun ist der Hals wund, mit verbundenem Kopfe, im Schlafrock sitzt er in einem Sessel seiner Dachstube, oben im Elternhaus. Er liest. Was ist das für ein alter Foliant? Paracelsus? Wie kam der Spötter an das Werk des Alchimisten?

Leidend an Herz und Gliedern ist der junge Mann geeignet, den Herrnhutischen Geist anzuziehen, und wie nun die Klettenberg, ein altes adliges Fräulein, Vertraute der Mutter in manchen Nöten ihrer Ehe, den Zweifler in ihre Kreise zieht, ihn zu bekehren, folgt er willig als wohlerzogener Sohn, hört eine Weile ruhig zu, verbirgt sein Lächeln: denn er glaubt damals mit seinem Gott „ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte".

Da ist es denn vergebens, daß die zarte und heitere Dame, eine Seele mehr rein als tief, ihr Netz wirft nach diesem Schüler Voltaires. Doch von der Reinlichkeit ihres Daseins wird Goethe angezogen — wie er es später nennt: von dieser liebevollen Harmonie — und so hört er auch zu, als ihr Arzt und Freund in solchen übersinnlichen Gesprächen ihn auf gewisse okkulte Bücher lenkt, auf alchemische

Mittel und durchblicken läßt, wie er sich ihrer ärztlichen Wirkung bediene. Hat man mit Neunzehn schon so viel gelesen: warum nicht auch einmal ein mystisches Buch? Und ohne die Bedeutung dieses Schrittes zu ahnen, tastet der nachdenkliche Patient, mehr um des Wissens als der Seele willen, zum ersten Male nach einem Zugang zu jener Welt, nachdem er sich den andern, die Bibel seiner Kindheit, mit aufgeklärter Geste selbst verschlossen.

Da sitzt er nun, liest alte Mystiker, sogar Swedenborgs Name tritt ihm zum ersten Male aus dem Dunkel der Legende. Nicht, daß er nach Glauben trachtete. Vielmehr, anstatt die Dunkelheiten dieser Bücher schweigend zu verehren, sucht er störrisch die Noten genau anzumerken, in denen der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und so, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, und mit Seitenzahlen am Rande folgt er trotzig der mystischen Spur.

So nahe hat ihn der bildende Genius an die Quellen gelockt. Da der Schüler noch immer verstockt bleibt, wird er mit härteren Griffen gefaßt. Aufs neue wird er im Dezember in schwere Krankheit geworfen, so drohend, daß er unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubt und kein Mittel mehr hilft. Da, wie es um Alles geht, in höchster Angst fordern die Eltern von jenem mystischen Arzte sein Universal- und Zaubermittel. Des Doktors Widerstand erhöht die Spannung, schließlich läuft er nachts nach Hause, bringt ein Gläschen kristallisierten Salzes, das gibt er dem Kranken ein: sogleich zeigt sich Erleichterung, die Krankheit nimmt eine Wendung, Besserung folgt. „Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt erhöhte."

Die große Krisis, die fünf Monate zuvor in Leipzig be-

gonnen, steht auf dem Höhepunkte. Nennen wir dergleichen heut Wachsuggestion, es ist immer nur ein Wort. Entscheidend bleibt, daß genau auf diesem physischen Wendepunkte die erste Wendung in Goethes Seelenleben liegt.

Denn als er nach schweren Wochen aus den Fiebern ersteht, ist in ihm etwas aufgewacht, was seinem fahrigen Wesen zum erstenmal kristallenen Halt verleiht. Nennt man es Glauben, so ist es nicht der Glaube, in dem er erzogen war: es ist nur Gläubigkeit. Daß diese sich zuerst an jenem Heilmittel aufrichtet, durch das der Körper sich gerettet glaubt, wird nun dem suchenden Geiste zum Schicksal. Daß er einen Halt findet, ist das Entscheidende.

Solche psychische Wendung, nicht als Mirakel, nur als Folge mannigfacher Vorgänge begriffen, kann nicht über Nacht Wunder tun. So wie am Körper ist auch hier am Geiste eine allgemeine Erleichterung, ist stufenweise Klärung zu bemerken. Das Ereignis als Ganzes: Körper-Krisis und Seelen-Lösung, macht die Bedeutung. Durch diese Krankheit — so schreibt er im Alter — ist er „ein anderer Mensch geworden. Denn ich hatte eine große Heiterkeit des Geistes gewonnen . . Ich war froh, meine innere Freiheit zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.“ Gleich nach der Krise schreibt er der Freundin: „Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können . . Ein närrisch Ding um uns Menschen. Wie ich in muntrer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig . . Übrigens zeichne ich sehr viel, schreibe Märchen und bin mit mir selbst zufrieden.“

Wann schrieb Goethe je solche Worte? Fängt er nun an, bescheiden an sich zu glauben, sich stiller hinzugeben?

Mit verbundenen Füßen sitzt er vor seinem Tische da, zeichnet Zimmer, Möbel, Besucher und was die Besucher aus der Stadt erzählen. Und wie in diesem Genesenden Unbefangenheit und alle guten Kräfte den frühen Hochmut bekämpfen, steigt Ehrfurcht in ihm auf vor jenen magischen Mächten, die ihn ins Licht zurückgerissen haben. Doch zugleich mit tätiger Neugier — wie sie in Goethe lebenslang dem Glauben parallel laufen wird — macht er sich selbst ein Windöfchen mit einem Sandbade, verwandelt selbst Glaskolben in Schalen, sucht selbst auf unerhörte Art gewisse Mittel-Salze zu erzeugen: schließlich stellt er eine klare Flüssigkeit dar. „Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat — schreibt noch der naturforschende Greis — wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiterzuwirken.“ So schafft sich der Halb-Adept allgemeine Begriffe, auf solchem Umwege dringt er bis an die Peripherie reiner Naturkunde vor. Körperleid, aus Seelenleid erstanden, hat dem 19jährigen Goethe die Grundlage zur faustischen Alchemie, zugleich zur wissenschaftlichen Chemie gegeben, der er erst nach Jahrzehnten forschend folgen wird.

Auf erhöhter Stufe erneut sich sein allgemeiner Wissensdrang, bei langsamer Gesundung schlürft er aus seinem Zimmer alles durcheinander, Manilius und Voltaire, Properz und Quintilian: durch Erziehung geleitet, in Leipzig ohne Regel fortgeschritten, schweift dieser große Dilettant in die Weite.

Doch nun beginnt das allgemeine Dunkel, in das der Vielwissende immer mehr verschlungen wurde, sehr langsam sich zu heben, Wolken verschieben sich, er schreibt: „O meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die

Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen . . Wenn ich in diese Materie komme, da werd ich zu ausschweifend, und doch ist sie meine Lieblingsmaterie."

Wie er mit rembrandtischem Streben, sinkend und steigend auf der Welle des Lichtes, aus seiner Dumpfheit empor will, wie er tastet, schweratmend und ernst! Stiller, gehaltener klingen jetzt die Worte des Zweifels, und in ganz neuen Wendungen, mit Modulationen einer erschreckten Seele, fährt er an Oesers Tochter fort: „Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still, Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit wird meinen Fleiß segnen, daß er ausführen kann, was angefangen ist."

Wie? Sind dies Goethes, sind das des kaum 20jährigen Worte? Wird der mit einem Male kleinmütig, der alles ex initio zu wissen glaubte? Vielmehr, nun wird er erst recht selbstbewußt! Doch was er in flackernden Worten in Leipzig dem Freunde vertraute, jetzt steigt es aus reinerer Stille empor. Dies ist eines seiner Grundgesetze: sich selbst als Organon zu fühlen, das wie die Bäume seine Jahreszeiten geduldig abwartet, stille trägt. Von Eitelkeiten fern beginnt sein Selbstgefühl sich ins Bewußtsein seiner Sendung zu verwandeln, und je höher er steigen will, um so mehr wird er sich Zeit nehmen, um so länger wird er brauchen. Unbefangen spricht er nun von sich als keimendem Philoso-

phen, als keimendem Dichter, und sagt ganz einfach, kein Jüngling könne Meister sein.

In diesem Jahre schreibt er beinahe nichts: das gewisseste Zeichen, daß neue Formen sich in ihm vorbereiten. „Es arbeitet jetzo in seiner Seele, die äußere Ruhe ist ein Zeichen der inneren Wirksamkeit," so würde Adelheid es bald formulieren. Er verbrennt angefangene Stücke, Verse, auch Briefe, und während „keine Verse mehr fließen wollen", dringt er zuerst auf kritischem Wege zu neuen Erkenntnissen vor. Hier kann man's denn zum erstenmal mit Händen greifen, wie sich Kritik und Bildkraft, wie kalte Einsicht und heißes Gefühl als gleiche Grundkräfte in seiner Seele wirken: denn noch bevor der Wille zur Natur in seine Dichtung strömt, hat er diesen Willen als nötig erkannt. Gegen gewisse moderne Kriegsgesänge eifert er in einem Briefe, „forcierte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen . . Flittergold, und das ist alles . . Gemälde ländlicher Unschuld; sie möchten gut sein, in Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen wurden keine Nymphen geboren wie unter den Myrten im Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit . . Da meinen die Herren, das fremde Kostüm sollte was tun! Wenn 's Stück schlecht ist, was sind des Akteurs schöne Kleider?" Das ist Erkenntnis, die gegen sich selber eifert. Darum verbrennt er viele Leipziger Lieder, darum verwirft er alle.

Nur Käthchen bleibt in ihm lebendig, und während Leipzig hinter ihm versinkt und bald aus diesen trüben Wassern nur noch Oeser wie eine Insel ragt, bleibt ihm das

bittersüße Nachgefühl der ersten Leidenschaft, durch Jahre. Nach ein paar freundschaftlich verliebten Briefen, in denen er den Ernst des Geschehenen zu überheitern trachtet, erfährt er ihre förmliche Verlobung mit seinem Nachfolger in ihrer Huld. Statt nun aus Worten unverhohlener Zärtlichkeit in weltliche Formen zu steuern, bricht mühsam gedämpfte Leidenschaft aufs neue hervor. Sein sinnlich männlicher Geist wird von dem Bilde der Geliebten aufgeregt, wenn er sie in den Armen eines Andren vorstellen muß, und ein verteufelter Drang zerrt seinen Blick immer wieder vor diese Bilder.

Zwar, erst sucht ein neuerwachter Stolz auf bildliche Weise festzustellen, nicht er sei als Verlassener zurückgeblieben, sondern sie: in den „Mitschuldigen" fügt er jetzt die ganz entbehrliche Wendung ein, Sophie — das ist Käthchen — habe sich mit dem dunklen Ehrenmanne nur vermählt, um nicht als Alcestens verlassene Geliebte sitzen zu bleiben! Doch bald bildet sich in ihm die Erinnerung dahin um, sie habe ihn abgewiesen: noch drei Jahre später schildert er's den Freunden so und — lange nach seiner nächsten Liebschaft — ist der Schmerz um Käthchen so groß, daß man ihn um dieser Leipziger Affäre willen einer neuen Neigung noch nicht für fähig hält. Und wieder vierzig Jahre später stellt er in seinem Leben mit voller Überzeugung die historisch falsche Tatsache fest: Käthchen hat ihn verlassen!

Jetzt ist ihm, als zerstörte ihre Verlobung letzte geheime Hoffnungen. Hochzeitsgedichte könne er nicht schicken; die er versucht hat, seien alle zu intim oder zu kühl, und wie ihn kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstage Bitterkeit ergreift um die verlorenen Jahre, ist es, als büßte er sein leidiges Wesen, wenn er ihr in hamletisch bewegtem

Tone, doch mit versteckter Herausforderung vorklagt: „Vor drei Jahren hätte ich geschworen, es würde anders werden, als es ist . . Es war eine Zeit, da ich nicht fertig werden konnte, mit Ihnen zu reden, und jetzt will all mein Witz nicht hinreichen, eine Seite an Sie zu schreiben . . Wenn Sie mir einmal schreiben, daß Sie . . ohne Ausnahme glücklich sind, das wird mir angenehm sein . . O könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein!" So kehrt sein liebeleeres Herz, das länger als zwei ganze Jugendjahre sich keiner Frau zuwendet, zu Träumen von alten Tagen zurück, um Nahrung zu finden.

„Mein Körper ist wieder hergestellt — schreibt er ihr vier Monate später — aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich bin in einer stillen untätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich sein . . Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz, wie es ist . . Diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen . . mit einem Wort, Sie waren verheuratet . . Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat und das Glück Ihres Gatten und seine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat." Dann nennt er diese sinnlichen Bilder einen ungestümen Traum, fühlt sich so erschreckt, daß er mit einem Male alle Form vergißt und jetzt, anderthalb Jahre nach friedlicher Trennung sie plötzlich bittet, ihm nicht mehr zu schreiben:

„Es ist das eine traurige Bitte, meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag . . Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte, es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind." Und dann

im letzten Brief an sie: „Ich wollte, Sie wären kopuliert und Gott weiß was noch mehr, aber im Grunde schiert mich's doch."

Doch plötzlich ergreift ihn eine neue Festigkeit, und wie in erwachendem Vorgefühle großer Dinge schließt er: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz."

Zweites Kapitel

PROMETHEUS

„Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst .., bis alle sechzehn Füße in Einem Takt ans Ziel tragen: das ist Meisterschaft!“



21jährig

Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung . . Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken." Am ersten Tag in Straßburg, in dem kleinen Zimmer am Fischmarkt, schlägt Goethe das neue Andachtsbuch, der Mutter Gabe, aufs Geratewohl auf, zum Orakel, und da es Jesaias ist und diese Stelle, fühlt er sich wundersam bewegt. Lebt in dem neuen alten Buch am Ende doch der Segen, und soll dies Herz, von allem Wissensdurst entladen, sich in der Einen Sonne wiederfinden, die ihm von Kindheit vorgeleuchtet? Lebensgefahr und Enttäuschung haben ihn zunächst dem Kinderglauben wieder zugeleitet, aus dessen Kreis er, mehr verwirrt als überzeugt, vorzeitig floh. Zwar, was ihm die Klettenberg zu Hause einflößte, klang nicht minder problematisch als die Alchemie des guten Doktors. Doch dahinter, dahinter muß etwas stecken, mächtig dringt Ahnung herüber.

Und wie er sich am Abend einrichtet, Kleider und Tinte und Feder an ihre Stelle bringt, denn alles will sorgsam geordnet sein; wie er den hübschen neuen Raum mit seiner Leipziger Bude vergleicht, fällt ihm der Zimmernachbar ein, der ihn damals so freundlich gepflegt hat. Ob er jetzt betet, der blinde Theologe? Es ist Karfreitags-Nacht. Soll man ihm einen geistlichen Brief schreiben? Geld ist besser, es geht ihm schlecht. Und schickt's und schreibt: „Wenn ich mich erinnere, was für ein unerträg-

licher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimmt mich's Wunder, wie mich jemand hat ertragen können . . Wenn es ist, wie es war, daß Sie Dämmerung sehen, wo andre Tag haben, so verlieren Sie nicht viel. Es ist ja doch alles Dämmerung in dieser Welt, ein bißchen mehr oder weniger, dafür läßt sich Trost finden . . Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden. Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz."

Wie's wieder brodelt, wieder glüht, wie in dem seltsamen Karfreitags-Schreiben der Gläubige an seinem Glauben, an seiner Skepsis der Skeptiker zweifelt! Nähert er sich in den ersten Straßburger Wochen zuweilen frommen Leuten, gleich findet er sie langweilig, eng. Schwankend zwischen den Lockungen eines Hafens und der Sehnsucht auf das herrlich ungewisse Meer kreuzt Goethe eine Weile vor der Küste.

Noch sieht er gelb aus und mager. Noch hält der Erschreckte an dem Gotte der Kindheit fest, „den wir inzwischen einen Herren nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können". Doch drinnen beginnen Säfte neu zu kreisen, draußen bricht Frühling auf, und in getrostem Tone schreibt er einem Freunde: „Die Mittelstraße zu treffen wollen wir nicht verlangen, so lang wir jung sind . . Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser Gedächtnis schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag ohne etwas zu sammeln vorbeigehen lassen . . Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen und besonders nicht öfter stille stehen . . als die Notdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert."

Straßburg ist damals eine französische Stadt, seine Bewohner heißen sujets allemands du Roi de France. Eifriger noch als in Leipzig lebt die Gesellschaft auf Pariser Art, deshalb hat der weltkluge Vater diese beiden Akademien ausgewählt; denn ist er endlich Doktor, der Sohn, dann soll er nach Paris, um die Sonne zu schauen. Italien, denkt der Vater, wäre freilich schöner, es war der Höhepunkt seines eigenen Lebens, doch Weltmann wird man heute nur unter Franzosen: dann wird er glänzen können in der Vaterstadt. Wäre man nur geborener Patrizier! So aber gelingt es höchstens, den Sohn ans Ufer der Gesellschaft zu führen. Hinein muß er sich selber rudern. Wird er es diesmal tun?

Er bleibt ein Sonderling, lieber zurückgezogen, als daß er arrivierte Leute aufsuchte. In Leipzig warnten den Schüler des Rokoko schlafend dumpfe Triebe vor der Gesellschaft und ließen ihn zugleich seine Verse verspotten; drei Jahre später vermehrt in Straßburg ein halb erwachter Drang die Antipathie. Mit dem Dünkel der Jugend verachtet er die kaum überklommene Stufe, verwirft mit Leidenschaft den Geschmack, der ihn damals beherrschte, verklagt eine ganze Kultur, sie habe ihn in die Irre geführt. Gegen französisches Wesen scheint dieser junge ästhetisierende Literat erregt, doch in Wahrheit meint er seine eigenen Allüren von gestern.

Zugleich wird seine Empfindlichkeit verletzt. Französisch, das er als Kind beherrschen lernte, hat er sich durch Nachahmung verdorben, denn da er Bediente und Schildwachen, Schauspieler und Geistliche zu viel kopiert hat, necken ihn jetzt die Straßburger um sein Patois, wie vordem die Leipziger um sein Frankfurterisch. Verletzt und stolz faßt er den Entschluß, Französisch abzutun,

überhaupt mit Gewalt und Ernst die Muttersprache zu pflegen. Auf Frankreichs Boden muß der Deutsche Goethe geführt werden, damit die ersten deutschen Instinkte in ihm erwachen; doch erst stärkere Impulse werden ihn aus dumpfem Fühlen in produktive Spannung heben.

Studentenleben führt er nie, die Formen der Akademien stören den feinen Bürgerssohn, zugleich den Sonderling in ihm; doch beginnen trotzige Vorurteile sich langsam zu lockern, denn nun, mit Zwanzig, lehnt er's nicht mehr ab zu spielen, er lernt Pikett und Whist. Wird er geselliger als in Leipzig, so hütet er zugleich seine Freiheit wohl, und dieses Widerspiel, das er bis ins Greisenalter zwischen Geselligkeit und Einsamkeit treibt, ist gleich allen Gegensätzen seiner Haltung nur ein Reflex. Jedoch, gewohnt den Meeresgrund seiner Seele fremden Blicken zu verhüllen, erklärt er später oberflächlich: von Vater und Mutter sei ihm Lehrhaftes und Heiteres angeboren, wodurch er der Gesellschaft bald unbequem, bald unterhaltend werden könnte. Im Laufe seiner Jugend entwickelt er sich vom Lehrhaften zum Unterhaltenden, langsam geht er im Laufe des Alters den Weg zurück.

In Straßburg, wo dies altkluge Herz zur Jugend aufzuschlagen anhebt, staut er menschenfeindliche Strömung in sich ab, und bis in die sechziger Jahre ist er nie wieder so liebenswürdig, so traitabel gewesen wie in diesen drei Semestern. Wachsende Gesundung, neue Gläubigkeit, Landschaft und Neigung des Herzens entfernen ihn vom affektierten Geiste, auf Umwegen geht er einer Natürlichkeit entgegen, die die besten Seiten seines Wesens, die bald auch seinen Genius befreit. Und doch braucht es bei Goethes sinnlicher Art noch eines Menschen, an dessen Hand er sich aus solchen Verwicklungen erheben kann.

Ehe solche Begegnung fruchtbar würde, braucht die Natur noch einen Sommer, ihren Schüler zu reifen. Von überall dringen in diesen ersten Straßburger Monaten neue Kräfte in ihn ein, und wo er nicht von selbst erstarkt, macht er sich künstlich kräftig. Nervosität, die er in Leipzig eher pflegte als bekämpfte, gesteigert durch die Krankheit, kommt ihm nun lästig, es kommt ihm unwürdig vor, nicht Herr seiner selbst zu sein. Gegen starken Schall, krankhafte Gegenstände, Schwindel sucht er sich immun zu machen, und dies auf heftige Weise: beim Zapfenstreich geht er neben dem Trommler her, den Hals des Münsterturmes erklettert er bis unter den Knopf, abends sucht er Kirchhöfe auf und morgens die Anatomie, so lange bis er sich zu jedem Anblick stark fühlt, daß nichts dergleichen ihn je wieder aus der Fassung setzen kann.

Hinter diesen Nerven-Übungen liegen bedeutsame Bestrebungen verborgen: als erste Symptome jener mächtigen Prophylaxe kann man sie anerkennen, an deren Ausbau er später die Hälfte seiner Kräfte wendet, um die andere Hälfte freischwebend zu erhalten. „Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hilfe." Denn wenn der junge Goethe seinen Dämon erzieht, so geschieht es auf dämonische Weise; der alte wird es systematischer versuchen. Noch ist alles Dumpfheit und Instinkt, was dann Erfahrung wird und Technik. In vorbereitender Übung vollendet er, Geist und Körper stärkend, schlafwandlerisch von seinem Genius geleitet, das einundzwanzigste Jahr.

Aus jenen Sommermonaten, die hingehen zwischen

zerstreuten Kollegien, Fahrten und Ritten, ohne Arbeit, ohne Verse und Entwürfe, gibt es auch weniger Briefe als aus jedem späteren Lebensjahr; nur ein paar Konzepte bezeugen wie ein Tagebuch die schweigend hohe Zeit einer zuwartenden Seele.

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg . . Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing . . da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend . . Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben, und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache mutig. Nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln . . Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf Einem Fleck sich hin und her bewegt . . Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck . . Ein für allemal bleibt (die Schönheit) unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler . . betrachten: es ist ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht."

Fühlt man das schwebend biegsame Element seiner

Sehnsucht, seiner Bildung? Was hart war in ihm, Skepsis und Ironie verstecken sich, was positiv war, Oesers Lehre von der Antike will sich auflösen. Dies Herz, von erster Leidenschaft mit Bitterkeit genesen, schwimmt empfindsam in ungewissen Wünschen, dies Kunstgefühl, nicht mehr durchdrungen von erster Übersicht, schwärmt doch lieber, als daß es zur Mode kehrte: duldsam und ahnungsvoll steht dieser junge Baum, fruchtbaren Regen erwartend.

Eines Septembertages, wie er die Gasthoftreppe hinaufspringt, streift er einen jungen Geistlichen, der hat den schwarzen Seidenmantel an einem Ende aufgenommen und in die Tasche und sein gepudertes Haar hat er in eine runde Locke aufgesteckt: auffallend, doch elegant und gefällig. Goethe erkennt Herder, dem jung berühmten Manne nennt er seinen eigenen unbekannten Namen, möchte ihn besuchen; freundlich gewährt es der Ältere. Warum spricht der Student ihn an? Bei Tische hat er gehört, der Autor der „Kritischen Wälder“ sei angekommen, in Behandlung des Straßburger Okulisten gegangen. So ist der junge Literat Verehrer jenes Werkes? Im Gegenteil, vor einem Jahre schrieb er, der Eroberer Lessing werde wohl bald in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen.

Doch immer fesselt ihn Persönlichkeit, und wie er nur durch sie lebendige Lehre annimmt, so läßt sie ihn auch Vorurteile gegen Lehre und Werk des Auftretenden vergessen. Der lässig wunderliche Anblick des Mannes ist es, es ist dieser merkwürdige Kopf, der ihn auf der Gasthoftreppe aufmerken läßt; sonst hätte Goethe in Straßburg Herder geschnitten wie Lessing in Leipzig. Weil er für Herders Lehre reif ist, darum begegnet er ihm, darum redet er ihn an.

Denn nur nach dem Gesetz des Gegensatzes können

diese beiden Wesen einander anziehen. Wie Goethe Herder besucht, rasch ergreift, um ihn nicht mehr zu lassen, ein zweites, drittes Mal wiederkommt, bald täglich, morgens und abends: in diesen Wochen ihres ersten Verkehrs, in der kleinen verdunkelten Stube der Straßburger Augenklinik stoßen zwei Charaktere aufeinander, so grundverschieden, daß nur durch Lehre und Lernen, nicht durch Vergleich und Austausch sie verbunden werden, daß nur ein Schulverhältnis, nicht Freundschaft sich bilden kann. Dabei nimmt Goethe von Herder die ganze Persönlichkeit in sich hinein, Herder von Goethe nur einen Teil, Goethe nimmt jenem alles ab, was er weiß und will, gibt aber selbst nicht alles her: denn über Herders Wesen ist er, bei aller Ehrfurcht, rasch irgendwie mißtrauisch geworden. In diesem verdunkelten Krankenzimmer verbindet nicht Liebe Besucher und Leidenden.

Hier sind zwei junge Leute, von denen einer zu wirken strebt, krank, unfrei und auch recht verlassen sich des begabten Schülers freut, der andere aber immer zu lernen trachtet, nirgends den rechten Lehrer fand, jetzt aber, mit plötzlich zugreifender Einsicht an sich reißt, was der Fremde bietet. Und so geschieht in diesen Wochen, deren Folgen für Goethes, für Deutschlands Kultur nicht zu ermessen sind, das Unerwartete: Herder, zum Herrschen geboren, gibt sich fast wider Willen immer mehr hin; Goethe, zur Hingabe geboren, wird zum dauernd Nehmenden und dankt fast nur mit der Zerstreuung eines einsamen Kranken.

Denn Herders Wesen will sich niemals hingeben, niemals ruhen: nach Wissen geht sein erster Drang, nach Geltung der zweite, Streben ist sein erster Antrieb, Ehrgeiz der zweite. Ein armer Lehrerssohn aus verstecktem Ostpreußen-Dorfe — doch nichts genügt dem Anspruch an sich

selbst, die ersten Schriften ediert er anonym, leugnet, als sie bekannt wird, die Autorschaft, und trotzdem dürstet er nach Ruhm. Begeisterung für natürliche Schönheit hat ihn angetrieben, doch zugleich treibt ihn kritischer Sinn, dem Geiste seiner Lehrer zu mißtrauen.

Da sitzt er im Halblichte mit einem verbundenen Auge, Züge scharf, Stirn hoch, Nase etwas stumpf, ein Mund, vielleicht zu sinnlich für solchen Denker: da sitzt Herder, Lehrer und Prediger, Prinzenerzieher und Entdecker neuer Zusammenhänge der Völkerkunst, 26jährig, berühmt, umstritten, im verdunkelten Zimmer und wartet, ob sich die verwachsene Tränendrüse öffnen will. Im Kopf liegt sein Genie, das Auge ist krank. Der vor ihm sitzt, sein Besucher, ist eben im Begriffe, von zu viel Kopf zum Auge hin sich zu erlösen, ein junger Student, nicht glänzend, mittelgroß, gut gebaut, adrett gekleidet, sorgsam frisiert, mit einem Kopf, den eine große Nase am Schönsein hindern möchte, den ein edel gezeichneter Mund, eine hohe, klare Stirn anziehend machen. Doch Herrscher dieses Kopfes sind zwei dunkle Augen, die schwärmen, strahlen, sinnen, glühen, forschen können. Acht Jahrzehnte lang haben sie die Bewegungen einer großen Seele auch dann verraten, wenn sie sich verhüllen wollte.

Und diese Beiden wären nicht unversöhnlich, wie sie da vor einander sitzen, Herder und Goethe? Zwar, auf der Stufenleiter der Verspottung, die jener aufwärts, dieser abwärts steigt, mögen sie sich wohl begegnen, doch von Beiden läßt nur der ältere sie laut werden, den jüngeren hindern zwei andere Triebe: Ehrfurcht und Dankbarkeit machen Goethe zum fragenden Schüler. Was Herder kritisch formt, nimmt Goethe willig auf, was jenen umherwirft im Kampf mit sich und der Mitwelt, sucht dieser zu er-

dringen. Reizbar von Natur, doppelt nervös als Kranker schickt Herder in diesen Wochen peinlich zerrende Briefe an seine Braut: fürs ganze Leben fürchtet er Entstellung, auch seine materielle Zukunft scheint ihm bedroht. Was kann er in solcher Zeit an dem Studenten haben?

Den idealen Zuhörer. Denn Herders Kunst unter den Menschen ist die Rede. Goethe entwickelt in den nächsten Jahren die Kunst des Erzählens, Herder redet. Er predigt, führt, er überzeugt. Der junge Mann vor ihm? „Es ist alles so Blick bei Euch!" sagt Herder ihm ein paarmal und erfaßt mit diesem abfälligen Worte zugleich den Unterschied ihrer Naturen. Sollte er in dem Studenten schon den Genius erkennen? Selbst zwei Jahre später, als Person und Werk die Prognose erleichtern, haben diesen Jüngling im Grunde nur zwei Menschen ganz erkannt, und noch damals hat Herder seiner Braut nur geschrieben: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe hat . . Er ist ein guter, edler Junge mit viel Gefühl und Übergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröte bleiben wird."

Freilich sieht Herder den Jüngling von seiner schlichtesten Seite, wie ihn in diesen Jahren kein Mann gesehen hat. Er sieht den Lernenden begeistert und kann später die herrlichen Worte schreiben: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme." Nur das äußerlich Leichte, nur die Sorglosigkeit solcher Jugend, die seine eigenen Kämpfe ihm noch bitterer erscheinen läßt, machen ihn mißtrauisch; der junge Mann hat ihm zu

wenig gelitten, gekämpft, auch zu wenig gelernt, denn Herder war mit 20 Jahren ein durchstudierter Doctor.

Um so heftiger drängt sein Sarkasmus, ihm alles wieder zu verderben, was er ihm reicht. „Behaglich war der Zustand nicht. Von Herder konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich stellen, wie man wollte .. Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld; sodann war er mehr von dialektischem als konstruktivem Geiste. Daher der beständige ἕτερος λόγος gegen alles, was man vorbrachte. Ja, er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Überzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte."

Gestern hat ihm Herder einen Spottvers auf seinen Namen angehängt, heute verhöhnt er ihm eine Liebhaberei, morgen wird er ihn wegen des Übermaßes von Gefühl tadeln, das er dem „Landprediger von Wakefield" zuträgt, den Herder ihm vorliest. Sobald er fühlt, daß er den Jüngling hat, will er ihn ganz, will herrschen. Und doch läßt Goethe, der Nervöse, Stolze, Trotzige, nicht locker, mit jedem Tage hält er sich an diesem unbequemen Lehrer fester, magisch fühlt er sich angezogen wie von Mephisto, von dem Herder viele Züge hat, ohne Mephisto zu sein.

Was Goethe lernt, ist nicht bloß eine neue Ästhetik, es sind ihre moralischen Gründe. Schon hat Herder seine Lebensarbeit vorbereitet: er lehrt den Sinn des Gefühls und setzt ihn über den Sinn des Sehens, indem er so, nach einem biogenetischen Gesetze, der eigenen Natur huldigt. Das lebendig Gefühlte liebt und lehrt er in der Welt, eben hat er eine Geschichte des Geistes geschrieben, auf

solcher damals unerhörten Basis. In dieser ungedruckten Schrift über den Ursprung der Sprache läßt er den Schüler nicht nur das Historische erkennen, er zeigt darin dem Zögling des Rokoko: Dichtkunst ist eine Welt- und Völkergabe, nicht das private Erbteil gebildeter Leute. Dies zu beweisen, führt er ihn an die Quellen der Dichtung, regt ihn an, Homer und Bibel wie Bilderreihen anzusehen, als Rhapsodien von Hirten, Kriegern und Jägern, führt ihn auf Ossian und läßt ihn daraus übersetzen, macht ihm unleidlich, was er an Werken der Gegenwart noch liebt, läßt nur noch Klopstock unter den Lebenden bestehen — aber am Ende zeigt er ihm Vollkommenheit im Werke Shakespeares.

All dies wirkt auf den Schüler fruchtbar, weil es ihn eigentlich nicht überrascht, nur Bestätigung bringt für Vorgeahntes — freilich von solchem Umkreise, solcher Wucht und Weite, wie in Deutschland sie niemand sonst dem 20jährigen Goethe reichen konnte. Denn der erzieherische Einfluß wirkt auf den Genius wie die dramatische Handlung auf den Hörer: um so stärker, je weniger sie überrascht, je besser sie vorbereitet wurde. In diesen Wochen hat Herder in Goethe, der alle Maximen über den Genius heimlich auf sich und seine künftigen Werke bezieht, die aufkeimende Erkenntnis bestätigt, vertieft, beschleunigt: nur Freiheit von pariser-attischem Zwange, nur Urkraft natürlicher Sprache, nur Legenden des Volkes geben Formen und Stoffe für ein erneuertes Drama.

Aus diesem Krankenzimmer wirkt Herders Suggestion so stark auf Goethe, selbst seine Handschrift mit so „magischer Gewalt“, daß Goethe kein Zettelchen, kein Couvert von seiner Hand zerreißt. Doch bald wenden Stolz und Würde den Schüler in seine eigene Sphäre zurück. Den Mann mit den weichen Zügen, den still vornehmen Oeser

hat Goethe nicht aufgehört zu lieben. Den spöttisch klugen Herder hat er nie geliebt, zuerst bewundert, später gemieden, wieder gesucht, doch dann durch die Jahrzehnte sich nur noch Einmal mit ihm innig verständigt. Goethe hat lebenslänglich von jeder Art Menschen gelernt, nicht bloß das allgemeine Menschliche; seine Lehrer aber sind hier schon zu Ende.

Vergleicht ihn jetzt Herder in einem Spottgedichte mit einem Spechte, höflich erwidert ihm Goethe, der Specht sei kein gemeiner Vogel. Immer häufiger scheint er befremdet. Goethe, in seiner Jugend des Wunsches voll, sich an die Menschen hinzugeben, zieht sich zurück, von Männern ein Leben lang fast immer mißverstanden. Schon hier verschließt er sich schnell. Es geschieht das Erstaunliche, daß der sarkastische Lehrer, berühmt und menschenfeindlich, dem Schüler seinen Schatz, das kaum beendete Manuskript eröffnet; dieser aber, horchend und schweigend, verhüllt vor dem Lehrer seine eben erstehenden Entwürfe, Götz und Faust, die er ihm doch indirekt verdankt.

Während Goethe lernt, leidet sein Herz; während Herder lehrt, leidet sein Auge. Die Tränendrüse öffnet sich nicht, ergrimmt verläßt er Klinik und Stadt. Ihm ist, er habe die Wochen ganz verloren. Sein Schüler, wie er aus der dunklen Stube ins Licht des Alltags tritt, fühlt sich erleichtert. In dieser Zeit, mit diesem Manne ist er nicht glücklich gewesen, hat manches ertragen, nur weil jener, um sechs Jahr älter, ihm um ein Menschenalter wissender erschien, und wie er diesen Sohn des Ostens den neuen großen Lehrern des Westens entreißen sieht, was er braucht, so hat er ihm selbst entrissen, wonach er dürstet. Verehrung breitet er unter Herders Füße — und dennoch fühlt er, wie er im Grunde nur empfängt, was er schon besitzt:

denn unter der Schneedecke der Mode liegt alles schon in Goethes erdaufbrechendem Bestreben.

Gibt Herder ihm Rousseaus Leidenschaft zu natürlicher Empfindung wieder, er klärt nur Goethes dumpfen Drang. Ist Herder von einem Engländer ergriffen, der gegen Winckelmann vor Nachahmung der Alten warnt, Homer und Shakespeare preisend, glaubt er in Ossian Urpoesie zu entdecken, so schlagen Urlaute verwandter neblig-nordischer Landschaft, so dringen Strahlen südlicher Sonne nicht erst jetzt in Goethes Herz: aus diesem Herzen brechen, schlagen sie hervor, das sie in unbewußter Leidenschaft umhegte. Führt Herder ihn zu Xenophon und Platon, so bleibt dies Fremde in Goethe elastisch genug, um nach seinem besonderen Stoffwechsel gelegentlich verbraucht zu werden.

Denn noch liegt alles in diesem Kopf durcheinander. Ganz Dichter, gar nicht Forscher, genießt er in Herders dichterischer Forschung, wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden. Ganz dichterisch sagt Goethes Ästhetik damals: „Einmal für allemal bleibt Schönheit unerklärlich." In Segmenten, unverbunden liegt sein polyhistorisches Wissen beieinander: ein Jahrhundert dunkel, das benachbarte hell, ohne eigentlichen Zusammenhang, ohne Idee.

Das erste, was Goethe in Straßburg für sich und bald für eine Generation erlebt, dieses Erwachen zur Natürlichkeit fängt mit einem Negativum an: erst durch eine Wendung gegen Unnatur findet man sich zur Natur zurück; und wie in Goethes Leben alles langsam wächst, so hat sich auch dieser scheinbar heftigste Umschwung jahrelang im stillen vorbereitet, um auch jetzt noch nicht mit der Abruptheit ins Licht zu schießen, deren sich seine Freunde und Nachahmer rühmten. Unzügelbare Temperamente wie

die von Lenz oder Klinger haben, weit mehr als Goethes Erblühen, den wahren Sturm und Drang erlebt, dessen Stichwort Klinger formte.

Mit einem heftigen Nein beginnt diese Epoche, mehr gegen die Art, wie man sich gab, als wie man zu innerst war, und da man vorwiegend literarisch war, zeigt diese Wendung, durch Literaten angeregt, anfangs einen Künstlerkampf, aus dem sich später die Lebenselemente kristallisieren. Natur statt Sitte, Volkssprache statt Alexandriner, die Landschaft, aus der man geboren ist, in der man schweift: das ist's, gefühlt noch mehr als erwogen, was diese 20jährigen Deutschen zum Deutschsein treibt. Jetzt erst ergreift Goethe das deutsche Münster von Straßburg, das ihm bisher den klassizierenden Blick verwirrte.

Weil aber solche Kunst-Erkenntnis nur aus neuen Lebensgefühlen brechen kann, wird Goethes erste Schrift, den Briefen an Behrisch ähnlich, ganz Leidenschaft, Bekenntnis, Person, ganz Ode, immer ruft er in diesem Flugblatte „Von deutscher Baukunst“ (das er zwei Jahre später aus Straßburger Notizen zusammenstellt) Erwin von Steinbach, den Meister, an und spornt sich an ihm:

„Trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf . . voll Blumen, Blüten, Blättern, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung

weihe." Mit dem Hochmute des Jünglings zertritt er nun die Girlanden des Rokoko, die ihm zu lange den Weg versperrten:

„Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen . . Welscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen . . Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben. Er ist der erste, aus dessen Seele die Teile, in ein ewiges Ganze zusammengewachsen, hervortreten."

„Dem Genius!" Da steht das Wort, das nun sein Leben halb beherrschen soll, denn wie der Genius gegen die andre Urkraft, den Dämon in ihm kämpft: das wird die Geschichte dieser Seele sein. Indem er sich von Zeit und Mode trennt, beginnt der Jüngling, vordem eingebildet, zuerst sich selbst zu fühlen und setzt von nun an, ohne irgend eine Probe, nur vom Vorgefühl eines unerhörten Aufstiegs angetrieben, den Genius an die Stelle seiner selbst, sich an des Genius Stelle, wenn er dithyrambisch zu fordern, zu grollen, zu kämpfen, zu vergöttern anfängt. Kräfte wachsen in ihm, doch ehe er sie schaffend prüft, wirft er sie, lachend oder böse, gegen die alten Götzen und übertreibt die neue Wahrheit.

Gotisch nennen die Kunstgelehrten dies Münster? Sie sollten „Gott danken, laut verkündigen zu können: Das

ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos .. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt .. desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes!"

Da steht Goethe vor Shakespeare. Brausend stammelt er nun vor dem Dichter, den er in Leipzig nur eben unter andern schätzte. Für diesen weitausschweifenden Jüngling geht nur von ihm, nicht einmal vom Homer, und erst jetzt solche Kraft aus, daß er sich fand „wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt .. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte."

Ein Dichter fühlt sich über die Jahrhunderte von einem Dichter angeblitzt. Ist es erstaunlich, daß sich, in einer Rede zum Shakespeare-Tage, Goethes Anbetung mit stolzer Vergleichung kreuzt? Indem er glaubt zu Freunden von Shakespeare zu reden, redet er zu sich von sich selber, und seine Rede wird zur rhythmisch aufgeregten Konfession. Das Herz des Jünglings, aufbrechend, wild, trotzend, hält in dieser Rede mit den Göttern Zwiesprache:

„Dies Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz .. Denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich .. und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet! Ich! Der ich mir alles bin, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben .. Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter

uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir. Wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst!" Dann, mitten im Flusse: „Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiterschreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht . . Laßt mir Luft, daß ich reden kann!"

Mit solchem Aufschwung von Genius zu Genius hebt sich seine Seele zum ersten Male über die Wolken, denn nun scheint jeder Tag ihm anzukünden, was in ihm lebt, was aus ihm treten soll. In dem Kreise junger Leute, der sich nun sammelt, ist Bescheidenheit unbekannt: schon für seine Berauschtheit fordert jeder den Lorbeer. Doch keiner fordert den Genius so maßlos heraus wie Goethe, der noch nichts geleistet hat. Naivetät, mit voller Frische über seine Ekstasen ausgegossen, stellt sich sogleich als Genius neben Erwin und Shakespeare, und sogleich verallgemeinert dieser Geist sein eigenes Gesetz in den gefährlichen Worten: „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns." Mit der Entzückung, die sich als Welt umspannt, ruft er sich so am Schluß der „Deutschen Baukunst" zu:

„Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst . . wenn denn männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und wert bist auszuruhen in dem Arme der Göttin . . nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin

zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit' er die Seligkeit der Götter auf die Erde!“

Hier tönt es aus den Tiefen: Stolz und Demut in Einem, das hochgemute Herz des werdenden Genius, doch das sehnende des Erdgeborenen, Wunsch und Wille zu höchster Tat und Freude, doch Vorgefühl von Leid und Enttäuschung, zusammengehalten von einer getrosten Männlichkeit, die in den Himmeln Mächte vorausfühlt, während sie sich geduldig aus der Erde nährt. Hier ist Prometheus.

Doch wie der erleuchtete Künstler Zukünftiges sich selbst vorwegnimmt, so trägt er in langen Tagen formend nach, was er vordem empfangen. Den großen Niederschlag so prometheischer Ekstasen finden wir erst zwei Jahre darauf. Nun, da das Feuer des Lebens in seinem Körper wieder gestärkt ist, Mut und Freude wieder da sind, drückt er in seinen Versen sich ans Herz der Götter und mißtraut ihnen nicht. Das Pietistische ist geschwunden, das Mystische geblieben. Befreit von allen Syllogismen, ganz auf Natur, ganz ins Gefühl gewiesen, „lieber schlimm aus Empfindung als gut aus Verstand“, zwingt er sich noch, sein anerzogenes Christentum so lange umzubauen, daß nur noch der humane Gedanke bleibe: „Denn da Gott Mensch geworden, damit wir armen sinnlichen Kreaturen ihn möchten fassen und ergreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zum Gotte zu machen.“

Zart schwindet schon vor seinem 21jährigen Blicke, was ihm Erziehung, Kindheit war, und während er es nach der Erschütterung seiner altklugen Skepsis sich zu erhalten, wo nicht wieder aufzubauen trachtete, entgleitet ihm nun der Rest von Kirchenglauben vor einem dankbar auf-

quellenden Pantheismus. Bald besingt er seine heidnische Morgenmesse:

„Ich trete vor den Altar hin
und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lektion
im heiligen Homer."

Pan ist in ihm erwacht, zum Pantheismus wandelt sich sein Glaube. Noch fehlen ihm die groß stammelnden Rhythmen, in denen er vordem dumpf, in denen er nachdem strahlend aufbricht, er wagt im Verse nicht, was die rhapsodische Prosa ihm eben jetzt eröffnet, er singt nur einfach:

„Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
wie lacht die Flur!
Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch
und Freud und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
o Glück, o Lust!"

Goethes Glaube schlägt die Augen auf. Es ist ein Männliches, es ist ein Vater, dem er sich jetzt und dem er sich noch als Greis hingebend anvertraut. Gläubig ins All verloren schreibt er damals im Fragment eines Romans den tiefgefangenen Satz: „Die ganze Natur ist eine Melodie, in der eine tiefe Harmonie verborgen ist."

Schon schwillt dies gläubige Erfassen auch in Schwermut empor, und alle Empfindsamkeit der nächsten Jahre scheint vorweggenommen, wenn er schreibt: „Ich bin vergnügt; ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht kenne."

Jetzt übersetzt er Stücke aus Ossian. Alles Rhapsodische will laut werden; indem man sich am Worte berauscht, will man den anderen mitberauschen, und was man vordem als Gesellschaft estimierte, um von ihr estimiert zu sein, das rottet sich jetzt in schwärmenden Konventikeln zusammen. Hat Goethe in Leipzig seinen absonderlichen Freund stets allein gesehn, nun trumpft ein Kreis junger Leute auf seine Originalität, und indem man sich Diderots Gestalten verwandt fühlt, sitzt man beim Weine auf deutsche Art singend beisammen. Es beginnt die „Epoche genialer Anmaßung, (in der) jeder seine Kräfte stärken und überschätzen konnte, wie ihm beliebte". Die Genialischen erfinden ihre eigene Uniform, einer stellt Goethes Entwicklung am Wandel seiner Toilette dar:

„Als das Gefühl des Genies in ihm erwachte, ging er mit abgekremptem Hut und unfrisiert, trug eine eigene und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Äcker, Berg und Tal auf seinen ganz eigenen Wegen; Blick, Gang, Sprache, Stock, alles kündigte einen außerordentlichen Menschen an." Nach dem Bericht eines Professors hatte „Herr Goethe eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter .. bekannt gemacht hat. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubte, in seinem Obergehäuse einen Sparren zu viel oder zu wenig haben." Ein Dritter hat mit ihm vor dem Tore bei der Laterne Ossian und Homer gelesen und

„da geriet Goethe oft in hohe Verzückung und sprach Worte der Prophezeiung“.

Ist dies wahr, entscheidend ist es nicht. Entscheidend ist diese Form des holden Wahnsinns für seinen Kreis gewesen, nicht für ihn, auch wenn er einigen erschreckten Bürgern als wilder Jäger erschien. Galt er in Straßburg anfangs als der bestfrisierte junge Mann, nun bewegt er sich freilich männlicher, freier. Wie er damals auf einen Unbefangenen wirkt, erzählt niemand besser als Jung-Stilling, der bei seinem ersten Besuch an der gemeinsamen Tafel „besonders einen mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer“ treten sieht, so daß sein Freund sagt: „Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm.“ Goethe tanzt wieder, mit 21 Jahren, nachdem er mit 16 aufgehört hatte.

Doch der Freund, den er unter den vielen wählt, ist kein Altersgenosse, sondern ein 50jähriger Mann, wieder Junggeselle und gepflegter Sonderling, wieder einer in Schuhen, Strümpfen und Hut. An diesen klugen, wunderlichen Salzmann, den Begründer der deutschen Tafel, gehen nun seine Briefe, wie damals an Behrisch: dieselbe einsame Leidenschaft spricht aus den wenigen, die erhalten sind; nur sind jetzt dichterische Dokumente da, die diese Briefe bestätigen, statt ihnen, wie in Leipzig, meist zu widersprechen. War damals alles verbaute Leidenschaft, nun freilich ist's ein junger Strom, der aufbricht.

Er gibt sich hin den Freunden, der Begebenheit, und doch, ihn mahnt auch jetzt jene unüberwindliche, als Reife

wirkende Dunkelheit der Seele, daß er, daß jene sich nicht allzu sehr hingeben möchten. „Ich finde gar keinen Vorteil — schreibt er an einen Entfernteren — in dem allzu günstigen Begriffe, den Sie sich von mir zusammengemacht haben .. Man liebt seine Freunde wie sein Mädchen .. so geizig sind wir, immer das Beste haben zu wollen .. Wir haben uns betrogen und wollen es nicht Wort haben und tun uns die Ehre an zu glauben, daß wir betrogen worden sind ..“

Wie schwer, wie reif — und doch wie klug auch wieder, diesen Brief, dessen Konzept wir besitzen, nicht abzusenden. Goethe ist immer gesellig, ist immer einsam gewesen: Hingabe, beschattet von Dämonen.

Nur den Frauen gibt er sich ganz, und so gibt er stets mehr, als sie ihm geben. Die Liebe, die er in diesen Monaten erlebt, ist weder Sturm noch Drang, wonach man doch die Zeit bezeichnet. Sie ist Idylle. Seltsam still steht das Erlebnis seines Herzens zwischen den Erschütterungen des gleichen Jahres und scheint mit ihnen wenig verbunden. Nichts, was darüber laut geworden, nicht Verse, Briefe noch Berichte Dritter, nicht einmal die poetische Darstellung, mit der er sie im Alter berühmt machte, zeugt von jener Leidenschaft, die ihm vorher in seiner Leipziger Liebschaft, die bald darauf dreimal sein Herz aufrühren soll. Drei Frauen bilden wahrhaft Epoche in Goethes Jugend; nicht Friederike. Sie hat dies Jahr als milder Stern ihm vorgeleuchtet, aus seinem Werk blinkt Ein unsterbliches Gedicht. Das Ende dieser Liebe ist in ihm produktiv geworden, aber auch ohne Weislingen und ohne Clavigo, in deren Schwächen er die seine teilweise maskierte und demaskierte, bliebe Goethes Werk am Ende, was es ist.

Betreten hat Goethe den Pfarrhof von Sesenheim nicht so literarisch, wie er es später schildert; er ist dort gewesen, bevor er den „Pfarrer von Wakefield“ kannte. Und doch scheint eine Reife über seiner Neigung zu der Pfarrerstochter sänftigend zu walten, die auch künstliche Ursprünge hat. Ein wenig bleibt er der vornehme Fremde, den er hier unter guten Leuten spielt, der Geistige, der zur Natur in Kunst, in Landschaft und so auch in Liebe zurückstrebt; zumindest hatte seine Neigung in ihrer dreivierteljährigen Dauer literarische Strecken. Trotzdem fühlt und ergreift er das blonde Mädchen auf einem Ritte durch das Bergland rasch und unbefangen, und er ergreift sie ganz. Bäuerlich deutsch erfrischt ihre Kleidung den Städter, auch ist sie wieder sein Typus: „Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher.“

Seinem Willen zur Natur, der bald bei elsässischen Müttern alte Lieder zusammensucht, muß es gefallen, daß Friederike das Kunstlied am Klavier verfehlt, doch im Felde die hübschesten Liedchen weiß. Sie ist heiter, gleichmäßig, still, hat also alles, was Goethe jetzt und beinah immer bei den Frauen sucht, weil er es selbst nicht rein besitzt. Als ihm der Freund am ersten Abend versichert, sie sei weder versprochen noch verliebt noch weniger verlassen, ruft er erstaunt: „Eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich! Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen!“ Tiefe Worte, Sinnbilder des eigenen dämonischen Gemütes.

Er bleibt ein paar Tage, und was ihn hier wie später

oft an Frauen fesselt, das ist das ganze Bild, Eltern, Geschwister, Hof, Bäume, Tiere: ein Stück amour goût ist bei Goethe immer auch dort dabei, wo amour passion der Antrieb war.

„Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht," schreibt er einer Dame am Tage nach der Rückkehr. „Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe . . Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochne Freundschaft . . wieder auf einmal lebendig."

Fühlt man die stille Wärme, die sympathische Erregung seiner Nerven summen, an diesem ersten Abend nach der Begegnung, so erkennt man den idyllisch Liebenden im selben Jüngling, der doch zugleich als Dichter und Denker aufbrausend, kühn sich alten Schalen entwirkt. Dankbar fühlt er, sucht er die kleine Welt des Mädchens, grade weil eine unendliche sich ihm zu öffnen beginnt; Natur und Liebe wollen sich ergänzen. Sie ist von denen, die sich besonders im Freien gut ausnehmen, malerisch sieht er sie auf einem erhöhten Fußpfade, und wie er ihre Vorzüge sammelt, sind es „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden". In der Stadt erfreut ihn die leichte hübsche Handschrift ihrer Briefe, „ich war grenzenlos glücklich an

Friederikens Seite, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt".

Ist dies der tolle, der dunkle Goethe, den eben ein Mädchen zur Verzweiflung brachte? Hier ist eine ereignislose Neigung, die sein Wesen nicht zur Blüte treibt.

Er schenkt ihr Verse. Aus diesen anderthalb Straßburger Jahren sind nur sechzehn Gedichte erhalten und wohl nicht viele verloren. Die Hälfte ist für das Mädchen, aber nur zwei hat er später in seine Gedichte aufgenommen; ein einziges wurde weltberühmt. Das — wahrscheinlich — erste, „Ob ich dich liebe, weiß ich nicht", hat noch den Leipziger leichtfüßigen Ton, ein andres schließt peinlich kokett, und auch das schöne „Erwache, Friederike" hat einen geistreich prickelnden Schluß. In einem der ersten — „Wir wollen kleine Sträußchen binden" — ironisiert er den Schäferton doch nur halb.

Erst nach der Begegnung mit Herder ist jenes „Willkommen und Abschied" entstanden, in dem sich der befreite Genius zum erstenmal entfaltet. Dies ist das erste goethische Gedicht von Goethe, eine neue Lyrik bricht in diesen Versen an, ein neues Deutsch, eine neue Literatur. Denn während die Oden an Behrisch visionär und ungefüge waren, dies hier hat seine Visionen rein gefügt.

Mit diesen Versen, die Goethes Liebesleben zum ersten Male schildern, beginnt sogleich die lange Reihe von Verschleierungen, durch die er ein Leben lang die Frauen schützt, zum Schaden seines Werkes.

„Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
und sahst mir nach mit nassem Blick . ."

heißt es am Ende, und besäßen wir auch nicht ein Blatt, wo dieser Text unter dem Stichworte „Den *** Abend" stände und den ganzen Roman enthüllte: das Ganze zeugte schon für einen Ritt zu einer Nacht der Liebe und für den morgendlichen Abschied. Goethe aber braucht seine erste Vorsicht, er läßt in einer Zeitschrift drucken:

„Du gingst, ich stund und sah zur Erden"

und verdirbt den ganzen ergreifenden Schluß, um ihn erst zwanzig Jahre später, in der ersten kühlen Sammlung wieder zu korrigieren.

Zweifellos galt er als ihr Verlobter und hat ihr zugesungen:

„Schicksal, segne diese Triebe,
laß mich ihr und laß sie mein,
laß das Leben unsrer Liebe
doch kein Rosenleben sein.
Mädchen, das wie ich empfindet,
reich mir deine liebe Hand,
und das Band, das uns verbindet,
sei kein schwaches Rosenband."

Auch dies ändert er zum Schaden der Verse, doch zu eigenen Gunsten um, denn als er Friederike verloren hat, läßt er die erste dieser verbindlichen Strophen ganz fort und korrigiert in die zweite hinein:

„Reiche frei mir deine Hand!"

In den Sommermonaten lebt Goethe lange draußen in Sesenheim. Die Idylle wird gedehnt, bleich, bitter. „Um mich herum ist's aber nicht sehr hell," schreibt er im Mai an Salzmann. „Die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht

gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht . . Wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit zwei Pfunden gutem Zuckerbäckerwesen . . mitschicken, so würden Sie zu süßeren Mäulern Anlaß geben, als wir seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewöhnt sind . . Getanzt hab ich und die Älteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht . . das ganze Mich in den Tanz versunken. Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles. Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind. Adieu, lieben Sie mich."

Ein paar Tage später: „Die Welt ist so schön! So schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute . . Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinne . . Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchen-Natur annehme . . Doch lern ich schön Griechisch . . daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter. Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern vieles tue."

Ende Juni: „Nun wär es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar . . Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freunden! Sind nicht die

Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden!"

Auch dies ist Goethe in Sesenheim. Hier ist alles zu lesen: ihr Zustand und die schweigenden Augen einer Familie, die bitten, wo sie zürnen dürften, Langeweile, Ungeduld und Reue des jungen Mannes, den es drängt von dem süßen Mädchen fortzukommen: Faust und Mephisto. Was bleibt zu tun? Er flieht.

Hier ist Goethes zweite Flucht, aber nur Torheit kann sie Feigheit nennen. Immer wenn dies zarte und harte Gemüt, wenn dies Herz voll Hingabe, das um seines Gesetzes willen die Menschen oft verletzen muß, seinen inneren Zwiespalt erklären müßte, weicht er der Auseinandersetzung aus und zieht sich in sich selbst zurück, um sich zu retten. Es ist eine wundersame Mischung von Furcht und Tapferkeit.

Als er die Geliebte in der schwersten Lage verließ und ihr die Hand noch vom Pferde reichte, „standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute". Doch erst schriftlich sagt er Lebewohl. Sie erwidert mit einem Briefe, „der mir das Herz zerriß", denn es geschieht „in einem Augenblicke, wo es ihr fast das Leben kostet".

Ist es nötig, den Zwang dieses der Flucht schuldigen Verführers darzulegen? Er muß, das ist alles. Dem, der

nur der Leistung moralische Sonderrechte einräumt, geschieht in den nächsten sechs Jahrzehnten dieses Lebens Genüge; wer seinen Aufschwung in diesem Lebensjahre begreift, fragt nicht einmal nach der Leistung. In Leipzig fesselte den Untätigen so starke Leidenschaft, daß er sich um ein Lebensglück betrogen fühlt. In Straßburg flieht er nicht aus Träumen von Glück: jetzt ist seine Leidenschaft auf künftiges Streben gerichtet. In Leipzig entflieht er der Leidenschaft, in Straßburg der Idylle. Sehr anders als in den abgeklärten Bekenntnissen des Greises zeichnet sich damals sein Bild am Tag vor der Abfahrt:

„Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube .. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Wie alles zuckt in ihm, wie das Auge sprüht! Alles ist Wunsch. Wie ganz er das Mädchen vergißt, deren Schicksal ihm später als ein Gleichnis aufgehen soll! „Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen, wie Sie wollen", schreibt er ein paar Wochen später dem Freunde zu einer Zeichnung. Acht Monate nach der Trennung erzählt er den Vertrauten in Darmstadt, schon einmal habe er geliebt, spricht aber nur von Käthchen. Zwei Jahre später schickt er durch den Freund seinen „Götz" an die Schwestern und fügt cynisch hinzu: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird."

Wieder wird das Gesetz der Dichterliebe bestätigt. Die er nicht erobert, machen den jungen Goethe zum

Dichter; die ihm so leicht zufiel, vergißt er rasch. Nach manchen Abenteuern und Fahrten, lange nach dem Tode der Eltern wird Friederike von Verwandten aufgenommen. Jahrzehnte streichen über die stille Gegend, unbemerkt ist sie dann 60jährig gestorben. Doch dicht vor ihrem Tode hat sie das schimmernde Bildnis ihrer Liebe noch gesehen: Dichtung und Wahrheit, zweiter Band.

Indem Goethe fliehend die Hemmnisse durchbricht, die ihm sein Herz aufbaut, flieht er zugleich das vorgeschriebene Studium, während er es formal beendet, denn inmitten allgemeinen Strebens muß seinem sinnlichen Geiste das theoretische Jus auch in Straßburg fremd bleiben. In Leipzig langweilt ihn die Pedanterie der deutschen Akademie; hier, wo französische Art aufs Praktische weist und man nur fragt, was gegenwärtig Rechtens sei, fühlt er sich durch mechanische Methode vom produktiven Studium in diesem Fache getrennt. Symptome für zwei Elemente seiner Seele: Goethe will mit den Sinnen wahrnehmen oder im Geiste entwickeln; seinem Auge bietet der bloße Zustand jede Gewähr, seinem Geiste bleibt jeder bloße Zustand unbelebt.

So bleibt auch seine Promotion am Ende der Studienzeit eine Form, die der Vater fordert, und an seiner kirchenrechtlichen These, der Gesetzgeber dürfe den Kultus bestimmen, ist nur der tolerante Zusatz interessant: die Frage solle nicht sein, was jeder sich dabei denke, fühle oder sinne. Diese friderizianische Logik wird ihm denn auch vom Dekan mit kaltem Lobe für einen Privatdruck zurückgegeben, und einer der Professoren hatte nur zur Hälfte Unrecht, wenn er schrieb, Goethes Verrücktheit sei durch

diese Dissertation erwiesen, mit deren Annahme die Dozenten sich selbst hätten absetzen müssen, auch ohne Goethes Verstöße gegen die christlichen Dogmen.

Am Ende hat Goethe über gleichgültige Thesen diskutiert, die unter den Tischgenossen durchgespottet waren, und so zum ersten Male jene Nachgiebigkeit des Genius gegen formale Autorität erwiesen, die für ihn, anders als für manchen Genossen, später kennzeichnend bleibt. Es ist, als spürte er schon jetzt und hier: nicht die äußeren Formen der Revolte sind es, auf die es ankommt.

Denn alles wahllos Revolutionäre, denn alle bloße Wildheit seiner Kameraden ist Goethe selbst in diesem Jahr immer fremd geblieben. Sein Werk und Wesen hat vom Stile der damals modernen Dichtungen wenig angenommen und nichts behalten, die, wie er später sagt, „ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird".

Weder politisch noch rechtlich will Goethes Sturm und Drang zerstören, Zeit-Anarchismus bleibt ihm fern: nur kritisch kämpft er gegen gefälschte Literaturen, nur dichtend baut er Menschentrotz gegen Götter auf uralte Symbole. Dieser Stürmer wird bald einem älteren Freunde schreiben: „Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen .. Sie werden diese Anmerkungen sehr wunderlich finden, wenn Sie in meinem Berlichingen auf manchen Schimpf und Fluch treffen werden."

Nennt man dies nur Formen, nun, eben um Formung des Wesens, des Geistes ist ja diese Seele bemüht! Nicht für den wohlerzogenen jungen Herrn allein, es ist auch für den Dichter kennzeichnend, wenn er sich bald darauf durch Basedows schlechten Tabak und seine dunstigen

Schwämme verletzt fühlt. Und neben solche Zeichen feinen Auftretens muß man die wiederholten Bezeichnungen von Freunden und Fremden halten: „der Gute, der gute Junge, seine Güte".

Als Goethe Straßburg verläßt, in dem er zum ersten Male — und stärker als je wieder — trotzig deutsch empfand, als hinter seinem rückgewandten Blick das Münster versunken ist, das ihn so hingerissen, steigt auf der Heimreise ein neues plastisches Erlebnis auf: das will alles wieder verwirren. Die Antike — wenn auch nur in den Gipsgüssen des Mannheimer Museums — hat ihn diesmal doch verlockt, und selbst in den ausgleichenden Konfessionen seines Alters fehlt an dieser Stelle jede begütigende Verbindung, verworren, zerwürfelt wie die Jugend läßt er hier alles stehen. Schon vor diesem Vorschmack antiker Architektur beginnt sein Glaube an nordische Baukunst etwas zu wanken: denn zum ersten Male steht Goethe, der eben noch für deutsche Volkslieder schwärmte, in „einem Wald von Statuen . . einer großen idealen Volksgesellschaft".

Um diese Zeit beginnt Goethe mit den Augen zu denken. Eben noch hat er in Straßburg einen Kenner durch die richtige Bemerkung überrascht, der Turm sei nicht fertig, auf diesen vier stumpf absetzenden Schnecken fehlten vier leichte Turmspitzen. „Aber so sollte es mir immer ergehn, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte." Daß Goethes Auge von nun an zum Haupt-Instrumente seiner

Bildung wird, führt auch den Dichter näher zur antiken Welt, entfernt ihn von der deutschen.

Denn während er durch Herder die Fabeln der Edda kennen lernt, bleibt ihr Mythos doch stumm in der Kunst dieses zum Deutschsein grade jetzt entschlossenen Dichters. Was sollte ihn — fragt er später — zu Wotan oder Thor, von Jupiter und Mars fortziehen, da er dort Wortklänge und Nebelbilder an die Stelle genau umschriebener Figuren setzen müßte! Und doch kann ihn in jener Stunde auch vor der Antike nur Verwirrung überfallen, und wie er geht, sucht er sich selbst zu finden, „ja ich suchte jene Gestalten eher, als lästig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden“.

Noch ängstigt ihn, als er von Straßburg kommt, das Chaos, aber diese Formen seines inneren Werdens sehen den Formen seines gleichzeitigen Lebens nicht ähnlich. Solche Differenz zwischen Sein und Produzieren wird sich zuweilen wiederholen. Sind wir von Goethe angehalten, sein Werk als eine große Konfession anzusehen, die Stadien aber als Mittel zur Überwindung von Erlebnissen, so ist dies nur summarisch zu verstehen. Die bildende Seele wird der lebenden einmal folgen, ein anderes Mal vorauseilen und sich zuweilen in Bildern spiegeln, die jene schon hinter sich, zuweilen noch vor sich hat. Wendungen des eigenen Lebens in Augenblicken der Hellsicht vorzuahnen und vorweg zu gestalten, ist Goethes Schicksal gewesen; doch lag seinem naiven Drange nichts ferner, als etwa sein Leben bewußt zum Kunstwerk zu gestalten.

Zuerst hat sein Auftreten Genieschnitt der Zeit. Das erste Mal kam er ins Vaterhaus heim vor drei Jahren, lei-

dend, bleich, geschlagen. Nun kommt er zwar gesund, doch überspannt genug, um selbst von einer nicht völligen geistigen Gesundheit zu reden. Er kommt auch nicht allein: neben ihn tritt vor die erstaunten Eltern ein harfespielender Knabe, der ihm den Tag zuvor in Mainz gefallen hat; dem will er nun auf der Messe helfen. Bei seiner ersten Rückkehr war sein Herz gepreßt, der Geist verdunkelt; jetzt sind beide ekstatisch gestimmt, ein allgemeiner Enthusiasmus ist ihm beinah Dogma. Offenheit und Jugendmut entfalten sich zum ersten Male voll; indem er gelten läßt, schafft er sich Freunde, Anhänger, lebt bald gesellig, und fehlt es ihm an einem Partner, so dialogisiert er im Stillen.

Da steckt er wieder in Frankfurt, der begabte Sohn eines Kaiserlichen Rates, aufs neue eingefangen, doch nun zu ewiger Haft; denn wenn er sich am 22sten Geburtstage um die Advokatur bewirbt, so soll er nun ein tüchtiger Mann dieser Freien, doch unfreien, engen Stadt werden, in der es ihm eigentlich nie gefällt. Und wirklich zeigt sich dieser Stürmer äußerlich in keinem Sinne revolutionär. In der neuen Zeitung, für die er jetzt schreibt, kann man bald sein soziales Bekenntnis lesen:

„Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? .. und leben nicht Tausende in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen .. Römer-Patriotismus! Davor bewahr' uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden drauf zu sitzen, kein Bett drinnen zu liegen." Spricht hier ein Greis? Hier spricht ein 23jähriger Jüngling.

Im Innern aber, mit dunklem Drange schwankt unruhig dies junge Gemüt zwischen Wunsch nach Stille und Willen zum Sturm. In ein begütert enges Vaterhaus gepackt, keineswegs willig, in die Welt zu fliehen, doch mit zu bedrängter Seele, um still darin zu atmen, wirft er sich in die Bilder seiner Phantasien: „Es ist traurig, an einem Ort zu leben, wo unsre ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich . . ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum . . Frankfurt bleibt das Nest . . wohl um Vögel auszubrüteln."

Was steckt hinter diesem ironischen Schnörkel, das er vor Eltern, Bekannten, Klienten verbirgt? Was belebt die kleine Dachstube, die er nun wieder wie als Knabe bewohnt?

„Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl ich mich,
hier alle meine Wünsche
in körperlichen Gestalten.
Mein Geist so tausendfach
geteilt und ganz in meinen teuren Kindern."

Da sitzt er, Prometheus, nach inneren Bildern seine Gestalten formend, wünschend, daß sie lebten! Da sitzt Goethe, vorahnend seine Gestalten, von denen er noch keine ganz umriß, doch immer gläubig, daß sich's allmählich klar in ihm entwickeln werde. „. . Wenn mir im Grunde nicht so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, wenn ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl lebten, du wirst Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt!" Und man denkt an das erste Gestammel des Achtjährigen zurück, der den Großeltern kalligraphisch zum neuen Jahre versprach:

„Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen."

Indem er nach Größe strebt, sucht er dichtend den Mann des Willens, des Geistes, der Kraft: er sucht den Helden, und er versucht's mit Cäsar, Sokrates, Prometheus, dann mit Götz und Mahomed, die als Exempel der Heldenverehrung einander folgen, und formt den tiefgefühlten Satz als Torso: „Alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag . . und was es dabei gewinnt und verliert."

In solcher Vorschau, solchem Vorwissen seines eigenen Schicksals schweift er zwischen den großen Gestalten der Legende, der Geschichte, fühlt und versucht sich als Prophet und Halbgott, während Stube, Stadt, Zeit ihn eng umkreisen. Von „Cäsar" sind nur ein paar Stückchen da und auch nicht viel verloren. Wie Shakespeares Königsdramen sollte das Stück über einen langen Zeitraum führen. Er gibt es auf, weil er den Meister selber an diesem Stoffe scheitern sah, denkt dann daran, Cäsars Jugend zu dramatisieren, ein paar Jahre später beschreibt er seine Physiognomie. Vierzig Jahre nachher wird der einzige, dessen Wort Macht über Goethe besaß, vergeblich von ihm einen Cäsar fordern. Als Sokrates, an dem er sich kurz versucht, verkleidet er Herder, er selbst will Alkibiades sein!

Doch wieder bleibt alles Fragment. Zu heftig rauscht diese Seele, als daß sie sich in wohlgefügte Dramen gießen könne; das Feuer dieses Geistes brennt jede Formel weg. Dieser seit dem 15. Jahre dichtende Jüngling wird 24 Jahre, bevor er, nach den lockeren Szenen des Götz, ein rundes Werk vollendet — und wieviel hat selbst noch dieses Werk, dieser Werther von der Skizze! Jetzt vollends bleibt alles Stoßgebet und Rhapsodie, da kein Erlebnis des Herzens ihn produktiv gemacht hat: denn als er schon Friederike kannte, griff er als Thema eines Briefromanes noch auf die

Leipziger Leidenschaft zurück. Doch je tiefer solche dramatischen Blöcke in ihrer Urform stecken bleiben, um so heftiger verkünden sie das Stammeln dieser Brust. Nur dort, wo, wie im Götz, ein nachträglicher Kunstwille solch eine Skizze zum Bühnenwerke glättet, erkennen wir den Drang nicht ganz so klar.

Auch Götz wird wie durch Zufall angefangen. Wie Goethe Berlichingens Leben liest, macht er für die Schwester aus dem Kopfe Szenen daraus, bis es ihn lockt sie aufzuschreiben. So fängt er eines Morgens an, ohne Entwurf oder Plan, schreibt ein paar Szenen, liest sie am Abende Cornelien vor. Ihr Beifall wird durch Zweifel an seiner Beharrlichkeit gemindert, dies reizt ihn nur noch mehr, und er fährt fort. Zugleich gesteht er, solche Pläne und Grillen hätte er nicht, wenn er ein Mädchen hätte, und doch nennt er die Arbeit eine unerwartete Leidenschaft. Nach sechs Wochen bezeichnet er die Handschrift, wie sie geheftet vor ihm liegt, als eine Skizze und fordert eine radikale Wiedergeburt. Doch zugleich erkennt er schon die Natur seiner Dichtungen als „Meilensäule, von der wegschreitend du eine weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast".

Hier ist der erste Ausdruck von Goethes Arbeitsform: stetes Gefühl des unfertig Stufenhaften, doch stetes Gefühl der Verantwortung, jede Stufe zu ihrer Art Vollendung zu führen, so daß am Ende unter 60 Bänden viele Umarbeitungen stehen werden und noch mehr Fragmente. Dies erste, „Götz", nimmt er nach einem halben Jahre wieder vor, schmilzt, reinigt, gießt, versetzt, bis ein neues Stück

vor ihm liegt, das er doch wieder nur als Vorübung betrachtet, um sie künftig abermals zum Grunde zu legen.

Götz ist dreimal geschrieben worden, die dritte Fassung nach einem Menschenalter, und Götz hat Goethe zu Lebzeiten berühmter gemacht als irgend ein späteres Drama. Ist es darum als ein Hauptwerk unentbehrlich? Was ist in ihm erlebt — da doch dieses Erlebtsein die Zauberformel für alle Werke Goethes bleibt? Ist ein Drang des Mitleids für die Unterdrückten, wie ihn das Drama spiegelt, ist tätiges Christentum, wie es der Ritter zeigt, ein Grundzug in Goethes Jugend? Wo finden sich — da alle Dokumente dieses Lebens durchforscht und jeder Analyse unterworfen wurden — in früheren Skizzen, späteren Werken Spuren eines solchen Grundzuges dieser Dichterseele? In welchen Briefen, welchen Gedichten jener Zeit? Berühmt um Dinge, die weder Goethes Wesen noch seine Dichtung in einem Hauptzuge bezeichnen, hängt dieses farbenreiche Bild in der Galerie seiner Werke für sich allein — doch nicht wie ein nie wieder erreichtes, vielmehr als ein bewußt und rasch verlassenes.

Die Hauptfigur dieses zweimal durchgeschriebenen Stückes ist seines Dichters Wesen ferner als alle jene, die er als Torso verließ: Belsazar, Cäsar, Prometheus, auch Faust, deren Gestalten er sämtlich schon in oder vor Straßburg erschaut hat. Problematiker darzustellen oder Amoralisten, das ist später seine suggestivste Kunst; Götzische Naturen hat er nur noch als Kontraste gebraucht.

An Berlichingens Leben, von ihm selbst beschrieben, reizt den Herderischen Goethe zuerst das naturhaft Simple, das trocken Grade, im Widerspruch zu seinem früheren Ich; dann reizt ihn das Deutsche im Ausdruck jener Epoche: Freiheit von Gesetz und Herkommen, Gefühl, an die Welt

verschwendet. Doch schafft er nach seinem Ebenbilde Gestalten, das müssen grade Götzens Gegner sein: Goethes Wesen schwankt in Weislingen, brennt in Franz, leuchtet in Adelheid. Hier sind die höchst persönlichen Visionen der Dichtung. Weislingen, mit gutem Herzen, doch mit schwachem Willen, ist einem bestimmten Goethe, teils nach Erlebnissen, teils vorgeahnt, so adäquat, daß er in späteren Werken immer wieder auftauchen wird, zunächst als Clavigo.

Doch wo hat er von jener heroisch amoralischen Adelheid ein Bild gesehen? Ein neuer Grundzug seines Dichtens: wie sich männliche mit weiblichen Elementen in ihm vermischen — und grade solche Mischung fordert und verbürgt beinahe das Genie — so steckt Goethe in seinen weiblichen Gestalten nicht weniger, oft mehr als in den Männern, ja zuweilen braucht er zwei Frauengestalten, um die Polarität seines eigenen Wesens mit erhöhtem Raffinement abzubilden. So spiegelt er sich in Adelheid mehr als in Götz und drückt dies später in der anmutig-didaktischen Art seines Alters mit den Worten aus, er habe sich während der Arbeit in Adelheid verliebt, bis sie Götz ausgestochen habe.

Die guten Frauen im Götz dagegen, Elisabeth und Maria — wie blaß sie sind! Die ältere, tüchtige wird oft im Hintergrunde späterer Dichtungen stehen; das Mädchen, unpersönlich und langweilig, wird er kaum wieder vorführen, und wenn er bekennt, er habe bei ihr an Friederike gedacht, so macht er handgreiflich, wie blaß das Bild der Pfarrerstochter vor ihm stand. Doch neben dieser Maria, die ihre Reinheit Sickingen heut ebenso gerne schenkt wie gestern Weislingen und beiden ohne nachfühlbare Entschließung, blickt das brennend kluge Auge dieser schach-

spielenden, Männer reizenden, liebend tötenden Gräfin herüber, bei der sich Goethe keiner Frau erinnern konnte; denn selbst später ist er kaum der dämonischen Frau begegnet, viel weniger damals in seinen engen Kreisen!

Nein, in ihm selbst liegt Adelheids Urbild, in ihm liegt Franz. Seine wilden Gefühle von Macht und Lebensbegier glühen aus dem Weibe, in dem Knaben brennt sein Jünglingstraum, schwebend zwischen Wollust und Dienen: „Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht!“ ruft im Urgötz Franz in Adelheids Armen. „Wie haß ich den Tag . . O ich würde an deinem Busen der ewigen Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Punkte die Keime von tausend Welten gebaren und die Glut der Seligkeiten von tausend Welten auf einen Punkt fühlten . . Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte!“ Traumbilder des dämonischen Jünglings, der doch seit Jahren kaum solche Wirklichkeiten erlebt hat!

Um diese vielfache Umbildung seines Ich legt Goethe eine Zeit, einen Zustand. Er, der nur noch einmal einen historischen Stoff ergreifen wird, er, dessen dichtender Geist lieber an alten Legenden, an Memoiren sich entfaltet, die ihm ein Gleichnis bieten, oder an Gestalten, die er gesehen hat, ist schon mit 23 Jahren zur kalten Darstellung des historischen Menschen zu egozentrisch. Weder ein Anfang noch ein Ende ist ihm dies historische Drama: ein Stück erkalteter Lava, ein erratischer Block, aus jenem Freiheits- und Naturgefühl, das ihn damals durchglüht. Deshalb kopiert er auch nur dies eine Mal den Shakespeare — und doch bleibt alles „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert“.

Befreit von den unerträglichen Regeln aus Paris, wech-

selt er nun weit häufiger als sein englisches Vorbild den Ort der Handlung und bleibt doch oft — etwa in der „Belagerung" — ganz episch. An Stelle von Shakespeares dramatischer Härte bricht hier überall Gefühl durch die Schranken, Überschwang statt Kristall, viel Farbe, wenig Zeichnung; ohne Abstieg, ohne Aufstieg, in Wellenlinien läuft diese Kette von Bildern und Reflexionen weiter. Hinter den Szenen wird immer wieder als Quelle dieser Dichtung die Biographie transparent, die sie dramatisiert, und enthüllt sich am naivsten am Schlusse, wo Götz im Kerker seiner Frau sagt, warum er untergeht: „Es ist nicht Weislingen allein, es sind nicht die Bauern allein, es ist nicht der Tod des Kaisers allein. Es sind alle zusammen!"

Indem dies Ganze mehr gedacht ist als erlebt, bricht auch Goethes neue Sprachgewalt eigentlich erst im letzten Akt elementarisch vor; selten klingt sie im Götz so kühn, so schöpferisch wie in Gedichten und Briefen derselben Zeit oder in der Hymne an die Baukunst. Das Volk, dessen Sprachkraft Herders Schüler verehrt, hat Goethe damals noch kaum, wie Luther hat er es nie studiert. Sammelte er für Herder bei den Mütterchen im Elsaß alte Lieder, so saß er als ein Literat mit dem Stifte da, ganz als ein Fremder, und als er dann einmal Wochen auf dem Lande zubrachte, studierte er nicht deutsche Volks-Gegenwart, sondern griechische Urzeit. Die derbe Rittersprache der mittelalterlichen Chronik hat Goethe heftiger erfaßt als die der zeitgenössischen Bauern umher, und grade während er im Götz Volkssprache schreibt, fordert er in einer Kritik, Dichter und Schauspieler sollten eine feine Sprache lernen, Zutritt an einen Hof erhalten oder vielmehr in die wahrhaftige große Welt.

Als Goethe das Stück zaghaft an Herder sendet, ur-

teilt dieser unfreundlich und schilt den Autor, Shakespeare habe ihn ganz verdorben. Goethe braucht nur ein paar Monate, um über sich und sein Werk alles zu wissen, dann schreibt er dem Freunde, er setze es schon weiter herunter als Herder selber: „Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht . . Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig." Nur in diesem Werke muß Goethe sich Lessing vergleichen, seinem Antipoden.

Nur diesem Werke mußte er, um es zu retten, schaden. Als er bald nach dem Urgötz die zweite Fassung schreibt, fallen die stärksten Stellen aus: Franz in Adelheids Armen, ihre Ermordung, Sickingens Liebschaft, der symbolisch summende Beginn des fünften Aktes sind gestrichen, vieles ist matter, damit nur die Ökonomie der Szenen vorsichtiger werde, das Zahnrad des Dialoges schärfer fasse; die Kanten der Chronik sind abgefeilt.

Doch all dies tut Goethe ungern, trotzig gegen seine schweifende Leidenschaft, er fühlt, wie der Bühne ein Stück Natur geopfert wird, und schreibt zu diesem zweiten Götz einem Freunde:

„. . und bring, da hast du meinen Dank,
mich vor die Weiblein ohn' Gestank,
mußt all die garstigen Wörter lindern . ."

Urgötz ist das Werk des 23jährigen. In dem Jahr, das er damals zu Hause verbringt, hat er bald gesellig gelebt, bald einsam: sein Sturm und Drang aber steigt weit heftiger aus der Einsamkeit empor. Im Elternhause hat er's zuerst nicht immer leicht, sonderbare Einfälle, nächtliche Spaziergänge verdrießen den Vater, noch sehen die Seinen in dichterischen Versuchen nur Schrullen gegen die

bürgerliche Welt. Auszugleichen ist die peinliche Aufgabe der Mutter, der Vater aber sieht sich zuerst halb enttäuscht, denn er bemerkt, wie die Advokaten-Robe dem Sohn zwar steht und paßt, auch mit Erfolg und Anstand getragen, doch als ehrwürdiges Staatskleid keineswegs von ihm geschätzt wird. Er bietet auf, was er kann, und auch vor freigebigeren Händen müßte man erstaunen, daß der junge Goethe in neun Frankfurter Monaten vom Vater 700 Gulden bezieht.

Der erste literarische Erfolg wirft die Stimmung des Hauses um. Achtung will dieser stolze, enttäuschte Mann für den Sohn, Erfolge, Ruhm — und wenn es selbst durch Verse wäre! Weltklug beginnt jetzt der alte Sonderling, mit all seinem eigensüchtigen Gehaben den Sohn zu fördern. Zugleich findet sich ein Freund, der, gewandter als der Vater, mit Weltsinn zwischen Kultur und Geschäften, die Stöße des ungebändigten Genius auf die Welt zu übertragen, seine Hochspannung zu transformieren weiß. Das ist Merck, dem Goethe später den größten Einfluß nachsagt.

Wieder ein Sonderling, wieder älter, wieder lang und hager, mit spitzer Nase, graublauen Augen, die aufmerksam hin und her gehen, dem Blick etwas Tigerartiges geben. Anfang Dreißig, wo nicht Weltmann, so doch weltgewandter Mann, entschlossen, Rechner mit leichter Hand, viel Sinn für Literatur, natürliche Kritik, etwas Verleger-Typus, doch Gesellschafter nur für solche Menschen, „denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte . . Von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein . . Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem um-

geht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben . . da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde."

Merck dilettiert in Vers und Prosa, hat auch schon publiziert, sinnt, wenn ihn sein Produkt enttäuscht, wieder auf Unternehmungen, die Geld bringen und ihm zugleich Spaß machen sollen, fühlt sich zu empfindsamen Frauen hingezogen, deren Dunstkreis Herders Gestalt umgibt, ist zart, solang er mag, fällt aber plötzlich mit Bosheiten ein, schreibt kühne und gallige Briefe in Versen, von denen Goethe sagt, sie seien nicht wiederzugeben. Und steht doch wieder mit ganzer Gewalt gegen das Zerstörende seiner Seele auf, indem er dem Freunde seinen Neid auf dessen „unschuldige Darstellungslust" bekennt.

Sieht man seinen Schattenriß? Dies ist Mephisto. Faust sucht immer Mephisto; um wieviel stärker einer, der von Natur nicht nur Faust ist.

Aus praktischer Erwägung beredet Merck den Freund, Geschriebenes druckreif zu machen. Goethe, seit Behrischens drollig ernster Warnung gegen alles Drucken, auch von Herders Kritik zurückgehalten, nun, in der bürgerlichen Sphäre von Frankfurt, läßt er sich bereden, druckt auf eigene Kosten ein paar Flugblätter, verschenkt sie, gibt sie zugleich einer Buchhandlung, um sie so gut als möglich „zu verhöken".

Für Verse Geld zu nehmen, galt bis vor kurzem noch als Simonie. Doch soeben hat Klopstock durch geschäftskluge Verbreitung eines neuen Werkes alle jungen Dichter befreit, die auf ein Vorbild nur gewartet hatten. Von solchem Lebenswunsche ist ihre Revolte gegen Bürgerluft getragen, daß sie sich auch in der Lebensführung breit

entfalten wollen. Als Goethe zum erstenmal verlegen läßt, tritt die Entschlossenheit des Bürgersohnes sogleich hervor, Talent, Geist, Arbeit sich von der Welt auch bezahlen zu lassen. Im Laufe einer 60jährigen Autorenbahn wird er der höchstbezahlte deutsche Autor werden, lange bevor und obwohl nur wenige seiner Bücher durchschlagen.

Mercks praktischer Verstand hat Goethe zur Umarbeitung des Götz mitbestimmt: Merck zahlt den Druck, Goethe das Papier. Auch hat ein andres Element in ihm Gefallen am Gedruckten geweckt und erhöht. Als Knabe hat er dem Vater zu Willen jede Arbeit kalligraphiert und geheftet, später hat er seine Verse schön abgeschrieben, schön geheftet, immer werden die „sauberen Blätter" erwähnt. Nun freut sich vollends sein ordnender Sinn, die wilden dramatischen Skizzen allmählich in sauberen Aushängebogen zu sehen. Dann versenden die Freunde selbst das Drama des Unbekannten.

Das Aufsehen ist groß, bald fehlt's an Exemplaren, ein Nachdruck erscheint, und während viele dem Autor gratulieren, ist er, bei unregelmäßiger Bezahlung der Bücher, um die große Papierrechnung verlegen. Merck hegt beste Hoffnung, alles werde herauskommen, doch noch im Alter fügt Goethe, wie ein großer Kaufmann, der von seinen Anfängen erzählt, seinem Berichte den halb erheiterten Schlußsatz an: „Ich bin aber nichts davon gewahr worden."

Götz ist das einzige Stück von Goethe, das beim Erscheinen großen Beifall findet — und doch entspringt selbst bei diesem kommensurabelsten seiner Dramen die Wirkung halb aus Mißverständnis: die Jugend glaubt darin alles Wilde verherrlicht, die Alten streiten über solches Lob des Faustrechts, manche halten den Autor für einen Philologen und wünschen gelehrte Noten. Goethe selbst be-

zeichnet dies Mißverständnis am besten, indem er, ganz und gar unkriegerischer Natur, erklärt, das Stück müsse sein Glück unter Soldaten machen. Rasch rückt ihm selber das Werk in die Ferne, die zweite Auflage läßt er mit der Begründung unverändert, es sei sein Probestück und solle bleiben, wie es ist: „Wenn ich je wieder ein deutsch Drama mache, daran ich sehr zweifle, mögen alsdenn wahre Seelen fühlen, inwiefern ich zugenommen habe."

So deutlich spürt er schon jetzt das Gelegentliche dieses Stückes und zeigt zugleich, ganz naiv, wie er sich selbst in die Mitte seiner Werke rückt und diese seltsame Form der Betrachtung schon jetzt von seinem Leser fordert. Dies unbestechliche Gefühl langsam geduldiger Entwicklung nach oben: diesen Grundzug seines Wesens verfolgen wir von junger Selbstbetrachtung bis zur Versenkung des Greises in die Kurven der Natur. Vollends in diesen Jahren, da seine Genossen sich in Entzückungen am Hervorgebrachten ergehen, überrascht Goethe durch dieses wie von unsichtbarer Hand Gebändigtsein. „Inzwischen haben Sie aus dem Drama gesehen, daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe, sie soll sich nach und nach bestimmen. Aussichten erweitern sich täglich, und Hindernisse räumen sich weg . . Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal für allemal: die Minorennität läßt sich nicht überspringen."

Gefangen und gerühmt von einem Kreise junger Literaten, die gern Lob spenden, um es zu erhalten, fühlt er sich damals in Gefahr leeren Behagens, in dessen Phrasen sich der Charakter leicht verlieren könnte, und indem er alle Klubs und Zirkel meidet, ist es im Grunde immer jener eine Herder, den er lauschend umkreist, in dessen Sphäre „alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust,

Eitelkeit, Stolz und Hochmut ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward".

Kaum hatte er Herder verlassen, gleich trieb ihn der Instinkt, diesen schwierigen Freund mit Briefen sich zu verketten. Zwischen Stolz und Verehrung schwankt seine Haltung: immer, wenn Goethe sich an Herder wendet, zittert sein Herz. Er hat ihm Stücke aus Ossian übersetzt, betont aber, es sei doch „ein Überfluß euch Herren seine Meinung zu sagen . . So viel können Sie hieraus sehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beschäftigt habe und daß ich keiner von den Letzten bin, für die Sie schreiben . . Ich bleib für Sie, was ich war. Adieu. Goethe."

Da ist geheimer Wettlauf, da ist schweigende Gleichsetzung mit einem, der überwunden werden soll. Herder packt ihn mit bitteren Späßen, erklärt ihn für unfähig zu wahrer Begeisterung, weist ihn mit bösen Gleichnissen zurecht, vor denen der junge Mann erbleicht. Dann springt Goethe an den Schreibtisch, und fliegend, mit vielen Unterstreichungen, Zeichen, Fermaten, grade jetzt nicht trotzig, wirft er sich ihm mit diesen Worten zu:

„Ich zwinge mich, Ihnen in der ersten Empfindung zu schreiben. Weg Mantel und Kragen! Ihr Niesewurz-Brief ist drei Jahre alle Tageserfahrungen wert .. Mein ganzes Ich ist erschüttert, das können Sie denken, Mann, und es fibriert noch viel zu sehr, als daß meine Feder stet zeichnen könnte. Apollo von Belvedere, warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unsrigen schämen müssen . . Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber daß — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte,

der letzte, der kleinste vielmehr unter Siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter Fünfen, die um den Saturn ziehn. Adieu, lieber Mann, ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt ich lahm drüber werden!"

Nie vorher, später nie hat Goethe einem Manne, nur einer einzigen Frau hat er ähnlich geschrieben — und dies nach Herders hochmütigem Angriff! Welches Tempo, welch nachtwandlerisches Ergreifen, und doch dieser Stolz, der noch in jeder Nackenbeugung zittert! Den stolzen Formenwillen dieses hinausbrausenden Jünglings hört man rauschen, wenn er Herdern zuruft: „Über den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen! Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinab peitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in Einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft!"

Urgötz hatte Goethe an Herder mit dem Geständnis geschickt, die beste Kraft seiner Seele habe er dran gewandt, sein Urteil werde ihm über das Stück die Augen öffnen. Nach der Lektüre schreibt Herder seiner Braut: „Sie werden einige himmlische Freudestunden haben. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." Dem Dichter aber schickt er zugleich ein Spottgedicht. Begreift man ihn? Um dieselbe Zeit erklärt er der Braut: „Goethe liebe ich wie meine Seele; nur — soll und darf ich's ihm bezeugen?"

Das ist ein Wettlauf zwischen Meister und Schüler, und tief eröffnet sich des Schülers Seele, wenn er im Frag-

ment des „Cäsar“ einen Älteren dieses Wort über den jungen Helden sagen läßt: „Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwachst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird!“ So hört er Herders Seele über Goethe reden, und Herders Unruhe wäre ihm vollends begreiflich geworden, hätte er die entzückten Worte gelesen, die Herders Braut ihm über Goethe schrieb.

Dies Mädchen — Caroline Flachsland — die Goethe in jenen Monaten oft im Freien sah, wird nicht müde, ihn einen guten, munteren Jungen zu nennen, den gutherzigen Wanderer, ohne Gelehrsamkeit und viel mit Kindern spielend. Tiefer erfaßt ihn schon damals Schlosser, später sein Schwager, der Goethes Bemühungen als ehrwürdig rühmt, „seine Seele zu reinigen, ohne sich zu entnerven“. Hier wird in acht Worten beinah die ganze Geschichte dieser Seele vorausgezeichnet.

Manches treibt er gern in Gesellschaft, er reitet, er ficht auch und, literarisch wie es dieser Zeiten Mode ist, beginnt er mit 23 Jahren eine neue Kunst: mit Klopstocks Versen auf den Lippen springt er eines heiteren Frostmorgens aus dem Bette, eilt auf die Eisbahn, um unbemerkt zu lernen. Bald ist er soweit, auch diese Kunst als Mittel des Geistes zu gebrauchen, denn auf Schlittschuh-Fahrten regt ihn dies Schwingen im Unbestimmten an und läßt manches schneller reifen.

Ganz scheint er sich erst im Wandern zu finden. Unvermutet entzieht sich der Gefällige, Gesellige den Freunden, ohne Abschied, um in den Aufregungen einer Seele, die sich zu ungeheurer Flügelspannung anschickt, sich nicht zu entnerven. Dies einsame Streifen in Wäldern, auf Bergen, oft bei Nacht, oft bei Regen: das ist Goethes eigenste

Form des Sturms und Dranges. Dem Unwetter stampft er eines Tages entgegen, und wie es ihn unterwegs trifft, singt er leidenschaftlich vor sich hin:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
nicht der Regen, nicht der Sturm
haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
wird dem Regengewölk,
wird dem Schloßensturm
entgegensingen,
wie die Lerche,
du da droben . ."

Und in langhinrollender Rhapsodie ruft er in diesem einsamen Sturmliede, das den Oden an Behrisch verwandt ist, Musen an und Charitinnen, fühlt sich nahe, näher der Natur:

„Ihr seid rein wie das Herz der Wasser,
ihr seid rein wie das Mark der Erde,
ihr umschwebt mich, und ich schwebe
über Wasser, über Erde
göttergleich . .
Weh! Weh! innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh entgegen
Phöb' Apollen,
kalt wird sonst
sein Fürstenblick
über dich vorüber gleiten . ."

Und Anakreons und Theokrits Namen wirft ihm der Sturm zu, doch wieder peitscht es ihn an:

„Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
hoch flog
siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall
und sich Staub wälzt',
wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Tal,
glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte?"

Plötzlich, mit einem Ruck wendet der göttergleich lallende Dichter den Wagen und endet:

„Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
himmlische Macht!
Nur so viel Glut:
dort meine Hütte,
dorthin zu waten!"

Da ist es wieder! dies Umlenken des jungen Goethe aus der Ekstase, dies Rücklenken schon des 23jährigen aus Sturm in Stille, dies ruhend Schauende neben dem brausend Schweifenden, noch unverbunden durcheinander wetternd. Und als es ihm in dieser Zeit einmal gelingen soll, dies Widerspiel der Seele abzuformen, da braucht er die dramatische Grundform, den Dialog, da teilt er, im „Wanderer", sein Gefühl in das des Wanderers und das der Frau. Da — wie beglückt atmet Goethe der Wanderer

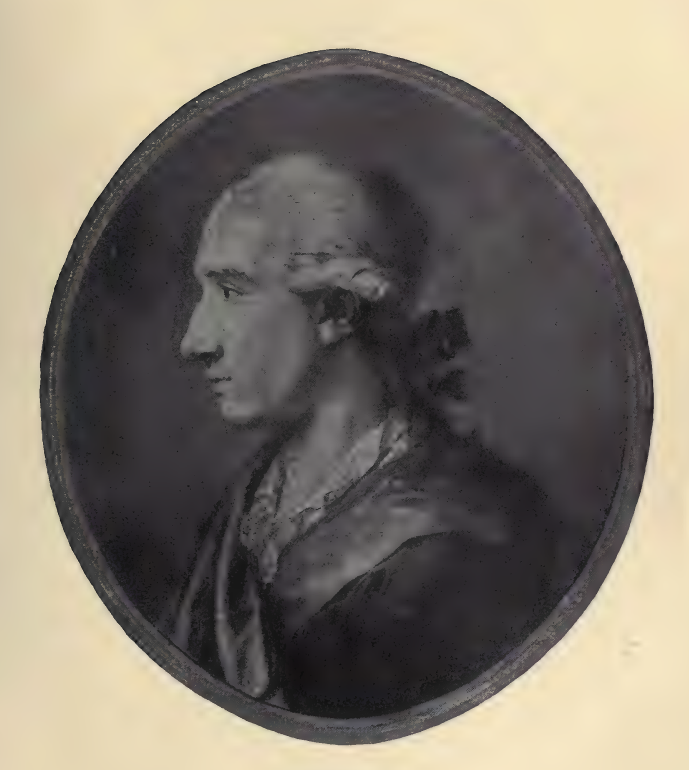
auf, als ihm hoch im Felsgebirge die Frau, den Säugling an der Brust, in antiken Tempeltrümmern hausend, begegnet, als er den schlafenden Knaben auf seine Arme nimmt; und wie sie in Freiheit und Beschränkung ihn einlädt zu bleiben, spricht weiterschreitend der Wanderer vor sich hin:

„Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
den über Gräber
heiliger Vergangenheit
ich wandle.
Leit ihn zum Schutzort
vorm Nord gedeckt,
und wo dem Mittagsstrahl
ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr ich dann
am Abend heim
zur Hütte,
vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
laß mich empfangen solch ein Weib,
den Knaben auf dem Arm!“

Drittes Kapitel

EROS

„Mir gaben die Götter
auf Erden Elysium —
ach, warum nur Elysium!“



23jährig

„. . Sie nähert sich mir,
himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
blicke, seufze, wanke —
Seligkeit, Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl! . .“

Ein halbes Seufzen geht durch den erwählten Kreis der Damen unter den Buchen, und Urania, der der junge Goethe diese Verse widmet, darf erröten. Es sind nur wenige, die in den hellgrünen Wäldern der Bergstraße den Frühling erwarten. Jede führt einen guten, meist einen adligen deutschen Namen, doch jede hat einen romantischen angenommen, und eine, Psyche, ist Herders Braut. Eine mystisch inbrünstige Welle, übersinnlicher Atem ästhetischer Mädchen, nicht mehr ganz jung und doch noch keine Frauen, reine, doch gedämpfte Sphäre etwas schwüler Keuschheit legt, so oft der Wanderer zu den Seelenfreunden nach Darmstadt kommt, Goethes Wesen in empfindsamere Falten, hier wird sein Sturm und Drang auf Moll transponiert: „Morgennebel, Lila, hüllen deinen Turm um.“

Zwischen moosigen Grotten liest und rezitiert, zwischen Hingabe und Analyse schwankt diese wundersame Kolonie schön geistiger Mädchen, und da Herder fern und Merck, auf wahrhaft mephistophelische Weise grade von

diesen Frauen angezogen, doch nicht eigentlich Dichter ist, muß sich um Goethe die allgemein schwesterliche Neigung schmiegen. In erotischen Schauern gleitet sein junges Herz an diesen Frauen entlang, mit denen ihn weder Feuer noch Frische, nur ein gemeinsames Gefühl von Kultur und Sehnsucht verbindet. Ein Schwärmen, passivisch betrachtsam, ein ruhend weibliches Leben in der Natur tritt, mitten in jenem heftig fordernden Drange, zwischen gleichgestimmten Frauen wie zum Ausgleich aus ihm vor.

Er sucht „das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte". In solchem Sinn, um diese Zeit ist Goethe empfindsam gewesen wie viele Zeitgenossen. Zwischen heidnischen und christlichen Emblemen schwankt auch sein religiöses Fühlen. Antikisierend sind in den Darmstädter Gärten Felsen dem Dichter geweiht, doch Pans Verehrung scheint hier behutsamer.

„Die heiligen Götter . . gaben mir einen frohen Abend, ich hatte keinen Wein getrunken, mein Aug war ganz unbefangen über die Natur . . Das ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat und nur noch ein dämmernder Kreis vom Abend herauf leuchtet." Die heiligen Götter — und dies am Weihnachtsabend; aber selbst das freundliche Fräulein von Klettenberg, mit der er wieder eifrig streitet, gewährt ihm

lieber diesen Ton, denn mit den christlichen Terminologien hat sie ihn nie recht fertig werden sehen. Lächelnd läßt sie's sogar geschehn, daß sich der Unbelehrbare beim Vorlesen von Missionsberichten für die Neger entflammt und ihren früheren Zustand ohne Missionare preist. Weil er es in der Knabenzeit leidenschaftlich zu erfassen suchte, entfernt er sich nun immer entschiedener vom Bekenntnis. Immer wieder versucht er's, läßt sich auf die Synode der Brüdergemeinde einführen, doch rasch fühlt er sich erkaltet: ganz auf die eigene Kraft verzichten, nur Gnade erwarten vermag dieser tätige Jüngling nicht, denn von der Kraft der wirkenden Natur im Menschen fühlt er sich innig durchdrungen.

Von allen Seiten, von Philosophen, Dichtern, Ärzten in die Natur verwiesen, spürt er tätiges Streben in sich, nicht gläubige Erwartung. So scheidet er sich jetzt von der Gemeinschaft, um nur noch ein „Christentum für seinen Privatgebrauch" sich auszubilden, und kurz darauf ruft er durch des Euripides Mund in einer Farce den Christen zu, daß ihr „zu einer Sekte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich Verwundeten einreden will: tot würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein!"

Ganz der Natur vertraut, wird er in diesem Frühling mehr als je der landschaftlich Versenkte, der weich Empfangende — er wird der liebende Goethe und drum zugleich der Einsame. Dunkelheiten seines Herzens mißdeutet die Welt. „Das Unglück ist mir schon oft widerfahren — schreibt er um diese Zeit —; ich kam mit ganzem vollem warmen Herzen, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt . . Von mir sagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder

hab ich erschlagen! Und ich denke, die Leute sind Narren.. So ganz allein zu sein.. Denn so wie Deukalion über den fruchtbaren Boden der unendlichen Erden hinzusäen und doch eines Geschlechts zu ermangeln — wenn einem da der Genius nicht aus Steinen und Bäumen Kinder erweckte, man möchte das Leben nicht!" Dies ist sein Ton. „Lieben Sie mich!" enden seine Briefe.

Den Menschen mehr entrückt, als seine aufgetane Seele wünscht, dennoch mit Macht verschlossen vor der Menge, deren Vorläufer ihn schon berühren, musisch nicht sonderlich, doch noch weniger praktisch gestimmt, sinnend, ruhend, schwebend fast: so kommt Goethe Ende Mai in eine heitere Gegend, wo die Berge kulissenartig sich verschieben, wo das Tal dampft und die Sonne an der Oberfläche des undurchdringlichen Waldes ruht, und liegt im hohen Gras am fallenden Bach, wo „tausend mannigfaltige Gräser mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen.. näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele."

Oder er sitzt am Tische beim Landwein draußen und liest Tibull und sieht am Brunnen die Magd, die eine Hand sucht, um ihr das Gefäß auf den Kopf zu heben, und kommt zu Hilfe und lächelt, oder er spielt mit den Kindern am Hügel und zeichnet sie, und dann kommt die junge Mutter,

die erzählt von der Reise des Mannes und daß er lange nicht geschrieben hat, und er gibt jedem Kinde einen Kreuzer und geht, glücklich und ruhevoll.

Ist dies ein Bad, in das er sich verlor? Ein Dorf im Gebirge? Es ist vor den Toren einer Stadt, und Wetzlar, schmutzig und eng, ist doch berühmt, weil in der Mitte ein großes Haus steht, das ist des Heiligen Römischen Reiches Kammergericht, bei dem die deutschen Fürsten und Städte Gesandte halten. Da sollen die jungen Juristen den letzten Schliff bekommen, sagt die Tradition, doch in Wahrheit ist alles viel zu weitläufig. Goethe hat dies Haus beinahe nur zur Eintragung in die Listen betreten, weil das der Vater wollte. Wer ihm gefällt, den trifft er im Wirtshause, wo man an satirischer Rittertafel einander neckt und ihn, den Jüngsten, „Götz den Redlichen" tauft.

Die bremische Gesandtschaft speist nicht an dem Tisch, und da Goethe nicht aufs Kammergericht geht, so lernt er den ernsten klugen Sekretär dieser Gesandtschaft anfangs nicht kennen. Der hat nur gehört: ein junger Doktor aus Frankfurt sei angekommen, Sonderling, Schriftsteller, Philosoph. Ein Schöngeist? Skeptisch spricht er den unbekannten Namen nach. Doch einmal, nach zwei, drei Wochen, da man sich im Freien trifft, sieht er den Fremden:

Im Grase sieht er einen magern, blassen jungen Herrn liegen, von länglichen Zügen, etwas großer gebogener Nase, Haar und Auge dunkel, der aufgestützt mit einer weichen, nicht grade schönen Hand unter den Bäumen lebhaft gegen ein paar andere junge Leute diskutiert. Horcht man hin, so zeigt sich: das sind Philosophen, die streiten, der eine

epikureisch, der andere stoisch, der dritte ein Mittelding. Als sie einander vorgestellt werden, reicht Kestner, ein Weltmann Anfang der Dreißig, vorsichtig forschend dem 23jährigen Goethe die Hand.

Daneben, ein paar Schritt entfernt, steht Kestners braunschweigischer Kollege, noch ernster als dieser, verschlossenen Blicks, peinlich angezogen wie ein Engländer, in blauem Frack, ledergelber Weste, Stiefeln mit braunen Stulpen. Er heißt Jerusalem, Goethe trifft ihn selten, weiß wenig von ihm, im Grunde nur, was alle sagen: daß Leidenschaft zur Gattin eines Freundes ihn erfüllen soll. Dieser junge Diplomat und Philosoph mit dem verhängnisvollen Namen ist innerlich gegen diesen Goethe, der dort so heftig streitet, und als er nach Hause kommt, schreibt er einem Freunde: „Goethe war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck. Jetzt ist er außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber." Bald wird die beiden Herren Diplomaten der junge Mann im Grase unsterblich machen, doch davon wird der eine nichts mehr spüren, der andere nur zu viel. Keine Ahnung steigt auf in ihnen, wie eine Frau und wie ein Genius sie alle drei auf wunderliche Art verbinden soll.

Eine Woche später sind alle auf einem Feste, und da ist auch ein Mädchen, das tanzt viel mit dem jungen Doktor aus Frankfurt. In einfachem Sommerkleide bewegt sich heiter die leichte, gesunde Gestalt, weniger hingebend als Friederike, weniger leidenschaftlich als Käthchen, Bürgerstochter, gewandt und aufgeweckt. „Keine vollkommene Beauté — so beschreibt sie Kestner, mit dem sie seit dem 16. Jahre verlobt ist — doch ein hübsches Mädchen. Eine freundliche, einnehmende Miene ist für mich ihre größte äußere Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament, unterhaltend und hat gute Einfälle.

Nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, edel, menschenliebend, guttätig und großmütig.“ Und so wird sie am Ende noch nach vierzig Jahren der Dichter beschreiben, mit dem sie heute tanzt.

Lotte Buff ist sein Typus, die Frauen seiner Jugend sind alle leicht und schlank, heitere Naturen alle, wie sein dämonischer Wille als Quietiv sie sucht. Nur Mephisto mißfällt sie, natürlich, denn als ihn Goethe bald darauf, neugierig und aufgeregt, bei ihr einführt, schilt Merck ihn bitter aus, warum er sich nicht lieber um eine andere, junonische Gestalt bemühe, die überdies frei sei.

Rasch wird in dieser Sommernacht und ganz und gar der Dichter von der Lieblichen gefangen, und auch, was sie an ihn fesseln muß, entwickelt er schnell: hat er nicht beinah alles, was ihrem Verlobten fehlt? Leidenschaft, Ingenium und noch dazu das Air des Fremden? Dafür hat jener viel, was diesem mangelt: Kenntnis der Welt, im Urteil Maß, Gerechtigkeit und einen solchen Takt, daß er damit die Braut, sich selbst und seinen neuen Freund aus dem dreimonatigen Laufe des eben beginnenden Romanes heil herausführt. Denn nichts spricht lebhafter für Kestner, als daß er Goethes Freund werden kann, über Eifersucht, Neid, über das Unmögliche hinweg. Bald lernt er ihn so genau kennen, daß er dies Urteil über Goethe fällen kann:

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch

oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurteilen. Frei handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte . . Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System . . Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige; stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen . . Er haßt den Skeptizisme, strebt nach Wahrheit . . Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten . . Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das . . Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand . . Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch."

So klug, wie Kestner Goethe erfaßt — denn dieser Brief stellt das beste Porträt des jungen Goethe durch einen Zeitgenossen dar — so erfaßt er auch die Dinge, die sich anspinnen. Vorsichtig handelt er. Kestner hat immer zu tun, Goethe nie. Kommt Kestner von der Arbeit, so findet er den jungen Mann bei seinem Mädchen: „er liebt sie, und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, so sieht er mich doch nicht gern kommen und mit meinem Mädchen vergnügt sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll. Ich muß gehen. Zum Glück kommt der Vater. Ich gehe schon ruhiger."

Daß es hier einen Vater gibt und viele Geschwister,

Kinder, mit denen man spielen kann, Halbwüchsige, vor denen man sich vorsehen muß, viel Arbeit für Lotte, die zugleich Hausfrau, Mutter und Braut ist; daß all dies dem häuslich gewohnten, idyllisch leicht entzückten Dichterblick Ruhe, Heiterkeit und auch Stoff bedeutet: diese bürgerliche Enge hat dem erlebten Roman so viel von seinen Gefahren genommen, als sie dem geschriebenen später an Reizen lieh.

Rasch läuft die Neigung ihrem Höhepunkte zu, und im empfindsamen Stile der Zeit sieht man vielleicht die Katastrophe drohen: Kampf zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Helden, Sieg seiner Freundschaft für den Verlobten, er opfert sich, indem er sich losreißt, Endkampf zwischen taedium vitae und Lebenswillen. Für solchen Verlauf spräche zwar nicht Goethes Natur, doch vieles, was in der Luft liegt, über den jungen Leuten: Vorliebe für traurige Zustände, vieles Zitieren Ossians und Shakespeares an ihren melancholischen Stellen, wo „jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte“. Die Zeit steht damals still, tatenlos schläft das bürgerliche Leben, unbefriedigt schwelen Leidenschaften in vielen Herzen, die Ungeheures von sich fordern. Doch wenn es der alte Goethe ist, der aus solchen Quellen eines jugendlich kranken Wahns den Welterfolg seines Werther später deduziert: der junge Goethe ist es keineswegs, es ist nur eben Werther, dessen Fühlen der alte von fern aus solchen Zeitgefühlen ableitet.

Denn Goethe, in diese Leidenschaft versinkend, der Seele dieses Mädchens immer tiefer verbunden, stößt sich nicht an der Freundschaft, sucht auch nicht die Wollust

im Verzicht: er sucht als ein Jüngling die Frau. Wieder denkt er, wie immer, weniger an Rausch und Abenteuer als an Hafen und Ehe. Das Mädchen aber, in bürgerliche Rücksicht ganz verstrickt, dem tüchtigen Manne seit vier Jahren treu, zu eng und viel zu scheu, um sich dem heftigen Werben des genialisch Brausenden zu ergeben und mit der Sprache der Sinne, mit der entschlossenen Wahl des Herzens ihr Schicksal, Vaters Ruhe, den Namen der Familie zu gefährden, hält sich zurück, weist ihn mit herzlichem Takte in die Schranken, bleibt sich gleich, maßvoll und heiter. Kaum erschüttert tritt sie im Grunde gar nicht vor die Alternative und hat, sobald sie im Geheimen erwägt, mit allen Gründen der Gewohnheit und Vernunft, in der Art gleichmäßiger Naturen sogleich für Kestner entschieden.

Dies steht zu lesen in Kestners Tagebuche, dem Spiegel eines klugen, graden, uneitlen Menschen, der, indem er sorgsam notiert, die tiefsten Gefühle auch diesen verschwiegenen Blättern verschweigt:

„13. August. Abends das Geständnis von einem Kuß (Goethe war den Tag über fort). Kleine Brouillerie mit Lottchen; welche andern Tags wieder vorbei war. — 14. Abends kam Goethe von einem Spaziergang vor den Hof. Er ward gleichgültig traktiert, ging bald weg. — 15. Ward er nach Atzbach geschickt, eine Aprikose der Rentmeisterin zu bringen. Abends gegen 10 Uhr kam er und fand uns vor der Tür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen. Ich ging mit Goethe noch nachts bis 12 Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondschein an eine Mauer gelehnt, lachten. — 16. Be-

kam Goethe von Lottchen gepredigt; sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe, er ward blaß und sehr niedergeschlagen . . Abends Bohnen geschnitten."

An den nächsten Tagen fahren sie abwechselnd nach Gießen hinüber, an einander vorbei. Bald macht Goethe Anstalt, diesem Zustande zu entfliehen, doch er bleibt. Das Mädchen muß Kestner bei dieser Art, den Dritten kurz zu halten, nur immer mehr bewundern: „Seine Ruhe — schreibt er bald einem Freunde über Goethe — litt sehr dabei, es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werter werden mußte . . Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe . . Er fing an einzusehen, daß er zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen mußte."

Dies ist der Punkt. Dieser Liebende verliert sein Bewußtsein niemals ganz, vielmehr er findet sich im Augenblicke wieder, als Lotte, nach acht Wochen der Werbung von ihm vor die entscheidende Frage gestellt, nach einer einzigen Nacht der Unrast entschieden den Andern wählt, nicht ihn. Der Genius, an des Mädchens Türe pochend, muß erfahren, daß hier nur Menschen wohnen. Derselbe Genius leitet den Schlafenden an der dunklen Schwelle vorbei. Hat das Unmaß namenloser Urgefühle, wie sie in diesem Busen rasen, ihn nicht gesprengt, so kann es keiner Lotte gelingen. Nichts, was damals aufgezeichnet wurde, deutet auch nur mittelbar an, daß die Ablehnung dieses Mädchens den ungeheuren Lebenswillen des Jünglings lähmte.

Als Mann verschmäht von einer geliebten Frau, zurückgestellt um eines Kleineren willen, bejaht er, als eine dämonische Natur, das Leben mit der stärksten Formel: ge-

waltsam reißt er sich los. Hat ihn nicht Merck zu Freunden an den Rhein geladen? Dies ist eine Gelegenheit: von Koblenz hat man schon viel gesprochen und daß man eines Tages fort sein werde, plötzlich, ohne Abschied. Nun heißt es, rasch sich entschließen.

Ein ruhend dunkles Gespräch verbindet ihn mit dem untrennbaren Paare an einem letzten Abend, Lotte hat es angefangen, über Tod und Wiederkunft; sie machen aus, wer zuerst sterbe, solle dem andern vom Zustand jenes Lebens Nachricht zu geben trachten. So harmonisch leben sie wieder zu Dritt. Goethe geht ruhig, er sagt nicht Lebewohl.

Doch plötzlich: welche Wandlung! Vom Augenblicke, da er ihre Nähe verliert, von dieser Nacht an, wo er den Koffer packt, steigt dieser Seele alles ins Schicksalhafte auf. Schließt sich der Rahmen um ein Stück Leben, dann fühlt Goethes Herz mit hundertfachem Leiden das unentrinnbar Verhängte allen Geschehens, das naturhaft Gesetzte seiner Bahn. Landschaft und Frohsinn des Mädchens, freundlicher Alltag, süßes Dienen haben ihm in ihrer Nähe bis heute abend jeden Verzicht überheitert. Jetzt, da er sich trennt, bricht, aus den milden Armen des Zufälligen stürzend, das Element hervor, das dieses Herz durchschüttelt. Stürme des Herzens rauschen plötzlich aus den Zetteln, mit denen er in dieser Nacht von beiden Abschied nimmt:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort .. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinandergerissen .. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf .. Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte,

wie war mir's bei deinen Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er . . Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus euern Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter." — Früh morgens: „Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg . . Sie wissen alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war. Und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhliches Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig. Und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal Adieu. Goethe."

Dies ist Goethes dritte Flucht vor einem Mädchen, und wieder wird ihm seine Liebe erst Fatum, als sie endet. Das ist die Art dämonischer Naturen: Gewinn und Besitz des Mädchens hätten ihn für kurze Zeit berauscht, Verzicht und Flucht entriegeln seine dunklen Kräfte. Das strebend Kühne dieses faustischen Gemütes sucht Tragisches, der große Durst nach maßlosem Geschehen, der ihn sonst zu Mythen, zu Legenden führt, um sich ganz durchzuwühlen, trinkt ein Erlebnis wie dies Fliehen ein. Aus solchen Stunden schlürft der Schicksalswunsch dieser titanisch phantastischen Natur Befriedigung und kann sie sich nicht groß genug gestalten.

Mit steigender Leidenschaft gräbt er sich nach der Entfernung in die Wonnen der Entsagung ein. Goethes Liebe zu Lotte Buff — zwei Sommermonate Idylle, einen dritten Wettstreit und Abweisung — wird nun, von diesem Abschied an, über zwanzig Monate durch die Entfernung wachsen. Denn was von nun ab in ihm waltet, ist weniger Lotte als Eros, und niemals ist er für Eros empfänglicher gewesen als jetzt — wie Romeo, der eben aus der Liebe in die Liebe schwamm.

Acht Tage nach der Flucht sitzt Goethe in einer schönen Villa am Rhein, wo vielbewegte Menschen im Luxus wohnen, bei einer sinnlich klugen, geistreich empfindsamen Frau von Mitte Dreißig. Es ist Sophie Laroche, ehedem Wielands Geliebte, auch sie wird eben jetzt als Autorin berühmt. Neben ihr sitzt eine Tochter. Die 16jährige Maximiliane ist etwas kleiner als Lotte Buff, doch von freien Zügen wie sie, wie sie von hellem Teint und hat die schwärzesten Augen, so wie sie. Und aus der Ferne erklingt die Stimme des alten Goethe, der sich an dieser Stelle seiner Erinnerungen in mildem Gleichnis ergeht: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Goethes periodischer Natur entspricht es, daß ihn in regelmäßigen Epochen immer wieder Frauen-Gruppen anziehen. Für jetzt bleibt es bei brüderlicher Neigung, die seine Verehrung zur Mutter des Mädchens erleichtert, und

Goethe, vom Weltmann schon in seiner Jugend angezogen, weiß auch den sarkastischen Vater zu schätzen. Von diesen Menschen lernt er mancherlei über Welt, Reisen und Länder. Fünf Tage war er in diesem Hause. Fünfzig Jahre bleibt er Mutter, Tochter und Enkelin verbunden.

Kaum aber tritt er in Frankfurt ein, so taucht er wieder tief in Lottens Welt. Erst trifft er Kestner wieder, zehn Tage nach jenem schweigenden Adieu: er fällt ihm um den Hals und „erdrückte ihn fast“. Doch nun, wie Kestner weg ist, fängt Goethe an, ihn und Lotte mit Briefen zu bombardieren, voll Wunsch und voll Entsagung, huldigend zwischen Neckereien, mit Anmut fordernd, bei sicherer Entfernung farbensinnlich wühlend, in verzichtenden Erinnerungen — und werbend, immer werbend um ihre Liebe, ihr Gedenken, als lebte nichts in ihm so tief wie der Wunsch, einem Herzen unvergeßlich zu bleiben, das ihn abwies:

„Lotte hat nicht von mir geträumt, das nehm ich sehr übel und will, daß sie diese Nacht von mir träumen soll, diese Nacht, und soll's Ihnen noch dazu nicht sagen .. Und ob ich um sie gewesen bin mit Leib und Seel'! Und von ihr geträumt habe Tag und Nacht .. Meine Tage in Wetzlar wollt ich nicht besser zugebracht haben, und doch geben mir die Götter keine solche Tage mehr, sie verstehn sich aufs Strafen und den Tantalus .. Und doch sinn ich auf Wiedersehen. Hier mag's denn gehn wie's kann, und ich will Lotten nicht eher wiedersehn, als bis ich ihr Confidence machen kann, daß ich verliebt bin .. Es wäre besser, ich schriebe euch nicht und ließe meine Imagination in Ruhe — doch da hängt die Silhouette, das ist schlimmer als alles .. Es ist noch eben diese Blütenfarbe am Band, doch verschossener, kommt mir's vor, als im Wagen.“ Er lockt ihr einen Kamm ab, der zu groß sei, er

wolle ihr einen kleineren senden, „denn wir sind arme, sinnliche Menschen, ich möchte gern wieder was .. von ihr in Händen haben, ein sinnliches Zeichen .. Mehr an Lotte gedacht, als sie an mich in einem Vierteljahre. Doch hoffe ich mit der Zeit auch dieser Plage loszuwerden".

Nach acht Wochen hält er's nicht mehr aus, unter Vorwand von Geschäften reist er nach Wetzlar. In zitternder Freundschaft bleibt er ein paar Tage, vor der Abreise reut's ihn, daß er gestern nicht förmlich Abschied nahm, „ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen .. Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern abend hatt ich rechte hängerliche und hängenswerte Gedanken auf dem Kanapee .. So ganz über meine Hoffnung lieb empfangen geworden zu sein. Da bin ich viel ruhig .. Gott geb' euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!"

Wie seine Leidenschaft, wie der Genuß an seinem Leiden wächst! Und wenn jetzt, da er die Freundin unter dem Blicke des Freundes küssen könnte, so viele Wochen nach Entschluß und erstem Abschied, zum erstenmal ein Gefühl des Lebensüberdrusses leise hörbar wird, so ist es doch auch jetzt nur eines Augenblicks Beschattung.

Denn Tatkraft fühlt Goethe, solange er den Lebenswagen lenkt, und je näher, je tiefer sich ihm der Abgrund öffnet, an dessen Rande beinah die ganze 80jährige Fahrt hinrollt, um so entschlossener ergreift er die Zügel, bannt den Gedanken, wie unzulänglich doch das nächste Wegziel sei, faßt sich getrost in die Forderung des Tages. Jetzt also wird er ein Frankfurter Advokat, und formell bleibt er es diese drei Jahre, die letzte, längste Zeit, die er noch in der Heimat zubringen muß.

28 Prozesse hat er, meistens für Frankfurter Juden, geführt, nicht viel für fast vier Jahre, in denen er dies Geschäft betreibt. Obwohl Goethe kein starker Redner, niemals ein Überredner, auch kein Kämpfer war, obwohl ihm jeder weltliche Ehrgeiz abging, der nach Erfolgen unter den Leuten sucht, und so alle Stimulantia fehlten, die große Advokaten machen: sein Sinn für Wirklichkeiten hätte ihn doch auch diesem Kreise verbunden. Aber Formel, Brauch und Wortbedeutung, die ganze Pedanterie des Verfahrens schreckt ihn zurück.

Sein erstes Auftreten hat ganz Dichterstil des stürmenden Rhapsoden: den verweist ihm sogleich das Gericht! Was den Dramatiker vom Advokaten scheidet: Objektivierung gegen beide Parteien läßt er mit tätigem Instinkt in seiner Dichterstube und häuft nur den Affekt in der ersten Verteidigung, die seinen Namen trägt. Ein Sohn ist zu vertreten, dem sein Vater den ungestörten Besitz einer Porzellanfabrik nicht gönnt. Goethe beginnt den 10 Seiten langen Akt — als Antwort auf die Anklage — mit diesen barocken Rhythmen:

„Wenn großsprecherischer Eigendünkel das Urteil eines weisen Richters bestimmen und die gehässigste Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte .. Es ist schwer zu glauben, daß Parteien sich öfter unterstehen sollten, Euer Wohl- und Hochedel-Geboren solches Papier vorzulegen, das unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtester Haß, ausgelassenste Schmähsucht um die Wette zur abscheulichsten Mißgeburt gebildet haben .. Daß der Ton der ganzen Schrift dem Ton eines zanksüchtigen aufgebrachten Weibs gleicht, deren erhitztes Gehirn, unfähig mit Vernunft und Gründen zu streiten, sich in Schimpfworten erschöpft .. Wie konnte oder sollte ich bei

so bewandten Umständen das Feuer schüren, woran ich gebraten wurde? .. Nachdem sich die verhüllte tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Kompendien-Definitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen!"

Vor dieser Sprache mitten in ihren kahlen Akten stehen kopfschüttelnd, lächelnd die Richter, und der gegnerische Anwalt weist in der Replik all dies als geistreiche Tändeleien eines Menschen zurück, den er schon auf der Schule als hochfahrend erkannt habe. Da wird Goethe in seiner Duplik noch heftiger, mitten im Schriftsatz unterbricht er sich mit hochdramatischer Willkür:

„Ich mag's nicht ausschreiben, so wenig man sich den Mund auch nur mit nachgesuchten Lästerungen verunreinigen mag .. Was ist von so einem Gegner zu hoffen .. Blindgebornen zum Gesichte zu verhelfen, gehören übermenschliche Kräfte, und Rasende in Schranken zu halten ist eine Polizeisache." Da werden denn, vor solchen Wendungen eines Dichters, die Richter unwirsch, erteilen beiden Advokaten Verweise, worauf der Gegner mit Recht erklärt, er habe nicht angefangen.

Goethe aber, im engen Kreis des Altgewohnten niemals revolutionär, lenkt nach diesem ersten Vorstoß rasch ein und irritiert von nun an nur noch selten durch plötzliche Epigramme den Stil seiner Akten. Wie sich die Linien ebnen, kann man von einem Prozeß zum andern verfolgen: der Rhapsode wird Advokat. Ist dafür nicht der Vater gut? Ein eleganter Jurist, der zwar als Kaiserlicher Rat nicht praktizieren durfte, doch manchem vertraulich als Rechtsfreund half, greift nun, wie zur Kontrolle, öfters ein. Doch kaum beginnt des Sohnes Name sich literarisch

zu verbreiten, gleich ändert der alte Herr entschlossen den Kurs.

Da sitzt nun der ehrgeizige Menschenfeind, rückt Akten und Mappe, Brille und Lineal, bis alles parallel liegt, und fängt an, dem Sohne die Fälle vorzubereiten, zusammen mit dem Sekretär; langsam dringt er in den Handel ein, und wie er's dann dem jungen Advokaten vorlegt zur Ausführung, setzt ihn dessen Leichtigkeit in Erstaunen. Goethes Vater ist es gewesen, der damals dem Sohne Zeit und Luft frei gemacht hat für seine Phantasien. Will er wegreisen, so braucht er die Geschäfte nur dem Vater zu übergeben, auch dem Schwager: denn nun heiratet Cornelie den Juristen Schlosser.

Bald nach der Verlobung wird Goethe eifersüchtig. An diese Vertraute hatte er sich gewöhnt, es war ihm angenehm, Entwürfe, Verse, Briefe, selbst seine Antworten ihr mitzuteilen, und den konservatorischen Teil seines Wesens macht Unterbrechung von außen ungeduldig. Dann wird diese Seele gleich hypochondrisch, er klagt, man lasse ihn allein, und ob er an der Schwester in Knaben- und Jugendjahren auch nicht mehr gehabt hat als ein Echo, vielleicht noch einen furchtsamen Verbündeten gegen den Vater: er möchte sie doch immer finden, wenn er ins Haus tritt, wenn er einen Vertrauten braucht.

In diesem Jahre nimmt die Unruhe seiner Nerven in ihm zu, die in ziemlich regelmäßigen Perioden, meist alle sieben Jahre, in Goethe steigt und fällt. Zu einem entfernten Herzen hinübersehnend, sucht Eros in empfindsamen Freundschaften Ersatz. Eine entfernt verwandte Frau wird seine Beichtigerin, Johanna Fahlmer, nicht jung, unvermählt, ungefährlich. Von ihrem Neffen, dem Dichter Fritz Jacobi, hält Goethe ein Vorgefühl fern, er lehnt es ab, ihn und den

Bruder aufzusuchen, sogar an ihrer neuen Zeitschrift teilzunehmen. Doch plötzlich entschlossen besucht er ihn auf einer Rheinfahrt, erkennt einen idealistischen, bildschönen Menschen, und wie im Schmelz des innigsten Verstehens bricht er in erster Stunde mit Feuerworten die Spannung. Diese Begegnung gleicht zuerst dem Zusammensturze zweier liebender Geister, doch immer recht literarisch, mit Rezitationen im Mondschein, bald auch mit gestammelten Liebes-Briefen.

Und doch spürt er in der schwärmend stillen, vornehm melodischen Natur des Freundes seinen Gegenpol: „O, das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt . . Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe."

Gegen Herder hat sich die Reibung schon zuvor vermehrt, aber Goethes Hingabe an diesen Geist ist noch immer stärker als sein Stolz: „Laßt uns dadurch, daß wir notwendig manchmal aneinandergeraten müssen, nicht wie Weichlinge abgeschreckt werden . . Habt ihr was wider mich, so sagt's. Grad und ernst, oder bös, grinsend, wie's kommt. So will ich euch auch sagen, daß ich letzt über eure Antwort . . euch habe einen intoleranten Pfaffen gescholten . . Und so hätt' ich das auch vom Herzen."

Und doch, wär' er zur Eitelkeit gemacht, jetzt könnte er's schon werden! Götz hat seinen Namen berühmt gemacht, in Norddeutschland, in Wien versucht man ihn zu spielen, zwar hält er sich nicht, doch seinen Erfolg verbreitet das Buch. Das macht Goethe nur Spaß. Immer wirbt er um das Lob der Wenigen, während ihm der Beifall der Menge zuströmt. „Ich wollt, Lotte wäre nicht gleichgültig

gegen mein Drama. Ich hab schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar, die ich wechselsweise aufprobieret und mich vorm Spiegel ausgelacht habe."

Zugleich rezensiert er selber. Die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", Organ der literarischen Revolte, haben schon vor dem Götz Beiträge von Goethe gebracht, und so hat er seine Bahn als ein Kritiker begonnen — aber doch als ein kritischer Dichter oder, wie Herder sagt, als ein junger übermütiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen. Hier sprüht sein Geist aus den Ritzen seiner Glossen, ein spöttischer Geist, ein böser Witz, wie ihn Mephisto liebt: die ganze Impertinenz junger Literaten spricht aus seinen Verdammungen. Zum reinen Kritiker fehlt diesem chaotischen Jüngling beinah alles.

Da liegt ein neues „Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Literatur" vor, von einem Professor:

„Herbei, meine jungen Freunde, herbei! — fängt Goethe seine Besprechung an — die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers gesehnt; euch ist ein neuer Stern aufgegangen .. Welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perücke? Hinaus mit ihm! Daß er Professor Seybolds Fingerzeig folge, herumgetrieben werde, in Wüsten, wo kein Wasser ist .. Der trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift. Aber der Herr Professor haben's gelesen, schlimmer! studiert! Immer schlimmer! . ."

Funken sprüht er mit der ganzen Leidenschaft des Dichters, der zugleich Literat ist, gegen Literaten, die

Dichter sein möchten. Oder über eine Bearbeitung von Cymbeline: „Der Verfasser, da er sich laut dem Vorbericht nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespeares Werken. Das, hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Rekonvaleszenten keine Lektüre."

Manchmal ist's nur wie eine Pflicht, er klagt, er müsse die schönen Stunden mit Rezensieren verderben. Immer hat sein Gefühl für und gegen längst entschieden, ehe es sich mit Gründen wappnete. „Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen, — schreibt er auf eine neue Radierung nach Michelangelo — auch lallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen." Und als sich das Objekt vollends der eigenen Sphäre nähert, als er einmal über neue Gedichte schreibt, schildert der Kritiker sich und Lotte, kaum maskiert, wie sie vor solchen Dingen schweifen.

Und gleich ergreift er einen neuen Bogen und morgen wieder einen, übermorgen, immer, zwischen allen Tätigkeiten und Müßigkeiten wirft er dem Mädchen seine entsagenden Werbungen zu: „Sagt Lotten, daß ich manchmal mir einbilde, ich könne sie vergessen, daß mir dann aber ein Rezidiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals." Doch gleich darauf: „Es war ein schönes Leben, auf das ich ganz heiter zurücksehe." Von jedem der Kinder in Lottens Hause, vom Wandel der Stadt Wetzlar will er alles wissen, weil es Lotte weiß.

Da schickt ihm Kestner eine sonderbare Nachricht: einer von der braunschweigischen Gesandtschaft hat sich aus Liebe umgebracht. Von den Braunschweigern? Sonder-

bar. Schon vor Wochen, es war noch Oktober, hieß es, von deren Sekretären einer hätte sich erschossen, Goué, der Schriftsteller. Damals schrieb Goethe: „Ich ehre auch solche Tat und bejammere die Menschheit . . Ich hoffe, nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ Männliche Worte, gepanzerte, die Grenzen und Gesetze seiner leidenschaftlichen Natur klar umschreiben. Doch war's ein Irrtum, der Mann lebt.

Diesmal ist's Wahrheit: Jerusalem ist tot. Sonderbarer Schwärmer, Philosoph und englischer Literat, auch etwas Zeichner, Sammler einsamer Landschaftsbilder. War er nicht reicher Leute Sohn, gebildet, unabhängig? Eine Liebschaft mit der Gattin eines Freundes? „Der Unglückliche — schreibt Goethe — der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich, er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und —. Seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lang ich lebe.“

Schuld und Der Unglückliche, Trauriger Entschluß, Armer Junge, Einsamkeit und ein Gedankenstrich: das ist alles, so fühlt Goethe bei Jerusalems Tode, und lebt doch selbst in wachsender Leidenschaft, sieben Wochen nach seinem Abschiede von Lotte. Auf eine lange Beschreibung der Umstände, die er von Kestner erbat, schreibt er noch kühler, sie habe herzlich interessiert, man werde sie abschreiben, und fährt fort: „Gestern fiel mir ein, an Lotten zu schreiben. Ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur: wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht.“ Acht Tage später:

„. . Doch wird's im ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas. Wie wohl es euch ist und nicht erschießerlich, gleich wie es niemanden sein kann, der auf den drei steinernen Treppen zum Hause des Herrn (Amtmann Buff) gehet, habe ich aus eurem Briefe ersehen."

Und doch stand in Kestners langem Berichte, wie Jerusalem, der Gattin des Freundes seine Liebe erklärend, zurückgestoßen, am nächsten Tage von diesem Freunde aus dem Hause gewiesen, am andern Morgen tot aufgefunden wurde. Goethe, dem zuerst ein Vergleich ihrer Schicksale gar nicht einfällt, wird, als er zu vergleichen angefangen, bei aller Bitterkeit doch ironisch. Sein eigenes Erlebnis fühlt er, er fühlt das fremde dichterisch, und jede Realität muß sich in ihm zu Formen umgestalten.

Er spürt, wie seine Natur von Jerusalems verschieden sei. Der hatte in einem Essay geschrieben, Hingabe an die Leidenschaft sei verächtlich, — doch als sie ihn nun ergriff, beweist er höchste Hingabe, den Selbstmord. Goethe, der solche Moralismen nie geschrieben hätte, der jede Äußerung der Leidenschaft verteidigt, überdies frei von allen halbkirchlichen Hemmungen, hat dennoch in seinem dämonischen Wesen solche Ventile, eine solche vitale Demut ist ihm eingeboren vor Schicksal und Natur, daß seiner gefährlich durchrauschten Seele der Tod von eigener Hand doch nie zur Frage werden kann. Damals hat er sich aus seiner Waffensammlung einen kostbaren Dolch jederzeit neben das Bett gelegt, „und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben."

Doch welches Leben nimmt er auf? Wo ist das Feuer, wo die Begierde, zu lernen, zu bilden, die ihn im vorigen Jahr noch überfüllte? Weltabgewandt steht er, sein Herz, von Eros tief gerührt, ist einsam, meist bleibt es sogar sein Wandel. Der Winter rückt vor in Frankfurt, er ist jung, gewandt, berühmt, sieht gut aus, er könnte gesellig leben, er schmückt eine Freundin zum Balle, doch geht er nicht zum Karneval: „Alles tanzt um mich herum. Die Darmstädter, hier, überall, und ich sitze auf meiner Warte . . Es wird ein sonderbares Frühjahr geben. Ich sehe nicht, wie das alles auseinandergehen wird, was wir angesponnen haben, indes sind Hoffnungen uns willkommen, und das Übrige liegt auf den Knieen der Götter . . Sie klagen über Einsamkeit! Ach, daß das Schicksal der edelsten Seelen ist, nach einem Spiegel ihres Selbst vergebens zu seufzen . . Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile . . aus euren Schalen, ich verschmachte! Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern . . Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren . . So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß! Und all die siebenfache Bastseile sind entzwei.“

Als ihm der Freund rät, die dumpfe Stadt zu verlassen, Fürsten-Dienste zu suchen, schüttelt er doch den Kopf: „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr. Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann, bis ich politische Subordination lernte!“

Ein „völlig zweck- und planloses Handeln“ beschäftigt Goethe auf mancherlei Art, ohne Zentrum des Lebens und der Kunst. Immer fühlt er sich jetzt auf der Woge, halb skeptisch wartend, halb neugierig vorschauend, passiv,

wie ein unglücklich Liebender — und nach dem zweiten Götz schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich so bald was machen werde, das wieder das Publikum findet. Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuters mit mir anzufangen." Oder etwas repräsentativer, an eine Berühmtheit, die ihm zum Götz Glück wünschte: „Da ich in der Welt noch keine Rolle spiele, bring ich meine besten Stunden im Aufzeichnen meiner Phantasien zu, und meine größte Freude ist, wenn jemand, den ich ehre und liebe, mit Teil daran nehmen will."

Phantasien — zuweilen zeichnet er sie mit dem Stifte auf. Das Orakel eines Messers, auf der Wanderung in den Fluß geschleudert, ruft er so an: sieht er's im Fluß versinken, so will er Bildner, deckt es der Weidenbusch ihm zu, so will er's nicht mehr werden. Doch es bleibt ein Orakel, zweideutig und dunkel: die Büsche verbergen ihm das Auftauchen des Messers, deutlich aber sieht er das Wasser aufspritzen. Er zeichnet, Weiß und Schwarz auf Grau, Profile seiner Freunde; doch scheint's ihm unzulänglich, so greift er wieder zum Vers.

Da liegt eins von diesen Blättern: drei Menschen sind darauf zu sehen, die Schwester und ihre Freundinnen in einer Gruppe, bürgerlich gekleidet, akademisch gezeichnet. Wir drehen das Blatt um, da steht:

„Wer half mir gegen der Titanen Übermut?
wer rettete vom Tode mich,
von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
heilig glühend Herz . ."

Mit seiner matten Zeichnung und seinen Feuerversen ist dies Blatt ein Epigramm auf des Dichters bildnerische

Leidenschaft, die jetzt beginnt: sie wird in langen Jahren beinah zur Tragödie wachsen. Denn ohne plastische Kraft, kaum aus plastischem Drange greift Goethe zum Zeichenstifte — doch erst nach 30 Jahren wird er erkennen, daß sie ihm fehlt. Dieser einzige große Irrtum Goethes über sich selbst beleuchtet hundert Regungen, und so wird selbst dies unfruchtbare Streben dem Nachgeborenen zur Erkenntnis des Menschen produktiv.

„Heut schlägt mir das Herz: ich werde diesen Nachmittag zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen! Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung drück ich nicht aus, das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick." So pathetisch beginnt Goethe eine neue Kunst, zu der er doch zeichnend, radierend, Schattenbilder ziehend seit Jahren sich vorgebildet hat. Und doch hat er als Dichter noch nie vor dem Blatte gezittert, das weiß auf seine Züge wartete, nicht einmal, daß er den Beginn solcher Arbeit je feierlich nahm. Warum dann hier? Will ein Ohnmächtiger Throne erobern? Fehlt ihm die Hand des Malers?

Nicht doch, er zeichnet sicher, trifft Köpfe, namentlich Profile gut, sein Ton ist klar, er hat etwas gelernt, und seine besten Blätter sind nicht schlechter als die kleinen Singspiele, die er bald schreiben wird. Der innere Antrieb ist's, der alles entscheidet. Das Phantastische als wirklich zu gestalten, ist der anfangs unbewußte Trieb seines Dichtens, und weil er einzeln scharf sieht, was er allgemein erschaut hat, wird Goethe der erste Naturalist aus Vision. Sein Blick ist die Taube, die jedesmal sein Genius auf die Erde sendet, zu sehen, ob aus den ungefügen Fluten der Träume ein Festes aufragt, daran sich die Gestaltung halten kann. Nie will er nur in Worten fangen, was er sah; immer sieht er, was er in Träumen schon erkannt, doch sieht er's lie-

bend, demutvoll mit zarter Klarheit an, und so wird er's gestalten.

Als Maler wirkt in ihm nur Eine Kraft. Da er des Wortes nicht entbehren kann, um seine Vision der Welt zu fassen, da er zeichnend nur ein Liebender ist, der das Gesehene wahrhaft spiegeln will, bleiben seine Arbeiten nichtige Wiedergaben ohne Seele, oft ohne Stimmung, und nichts gibt das Sekundäre dieser Blätter besser wieder als seine Art, auf Wanderungen, wo eine Landschaft ihn zur Skizze reizt, neben den Umriß auch mit Stichworten das Fehlende an Form und Farbe zu notieren; „und ich gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu Gebote stand". Pictura ancilla poetae. Solange es bei solchen gezeichneten Notizblättern bleibt, ist's nicht gefährlicher als jedes andere Hilfsmittel des Dichters, als Plünderung von Geschichte, Legende, Schicksal des Mitmenschen.

Doch dieser Kommentar ist erst des 60jährigen Goethe Entschuldigung vor sich und vor der Welt. Damals scheint ihm das noch Zweck an sich — und er verbirgt sich, daß es doch meist nur ein Quietiv der Seele sei: „Wie wollen wir Ausdrücke finden für das, was wir fühlen! . . Gesegnet der gute Trieb, der mir eingab, statt allen weitern Schreibens Ihnen meine Stube, wie sie da vor mir steht, zu zeichnen!" Malend will Goethe nur wahr sein, während sein Dichterblick längst in schönem Wahnsinn rollt. Schönheit ist dem jungen Goethe noch gar nicht Problem, und es ist vielleicht das erste Bekenntnis dazu, wenn der 25jährige noch ganz poetisierend, unmalerisch diese schön schwimmende Definition gibt: „Der reine Punkt der Schönheits-

linie ist die Linie der Liebe, Stärke und Schwäche stehn ihr zu beiden Seiten. Liebe ist der Punkt, wo sie sich vereinigen."

Von absoluter Schönheit hält sich diese helldunkle Stimmung vollends zurück. Während Gipsabgüsse klassischer Köpfe das Dachzimmer durchleuchten, die er den Italienern auf der Messe abkauft, wühlt in ihm die barocke Wildnis einsam liebender Naturen und tritt als Farce grell hervor. Ein Besucher schildert damals „seine Miene ernsthaft und traurig, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind . . Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische." Am liebsten redet er in Gleichnissen, und auch hier wird die Doppelform seiner Erfahrungen deutlich: denn weil er liebend, forschend sieht, und zwar in allen Teilen der Welt, hat er aus allen Teilen Gleichnisse parat; weil er als Dichter schaut, wird ihm schon jetzt das Einzelne zum Gleichnis — und noch mit 80 Jahren wird es nicht anders sein.

Zuweilen, wenn er nachts erwacht, fallen ihm Verse ein, er rennt ans Pult, schreibt, seiner Eingebung gehorchend, die Verse schräg über den Bogen weg, um sich als Nachtwandler nicht zu stören. Meist dichtet er ganz früh, manchmal nach Träumen. „Es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig."

Eines Tages liest er in Wielands Zeitschrift, wie dieser seine „Alceste" gegen die des Euripides kritisch verteidigt. Das reizt seine Spottlust, er setzt sich zu einer Flasche Burgunder und schreibt — so rasch, daß er die Personen

nur mit Chiffern bezeichnet — an diesem Nachmittage „Götter, Helden und Wieland". Haßt er denn Wieland? Nicht doch, er horcht auf das Urteil dieses Papstes der von ihm bekämpften Generation so scharf hinüber, daß er mit Freunden gewettet hat, ob Wieland für oder gegen seinen Götz schreiben werde. Ihn hat nur Wielands Art gekränkt, mit den griechischen Göttern umzugehen, nun nimmt er in seiner Farce Euripides gegen Wieland in Schutz.

Und doch ist dies mehr als die Laune eines Nachmittages. Immer schlägt Goethes eigenes Herz, wenn er kämpft, mitfühlend laut dem Bekämpften zu. Greift er heut Wieland an, so greift er die überwundene Stufe seines eigenen Rokoko noch einmal an, und wetterleuchtend fragt er gleich darauf in einem Briefe ganz Goethisch sich selbst: „Haß ich Wielanden, lieb ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins — ich nehme Anteil an ihm."

Bald stellt ihn das Schicksal auf die Probe, Stolz und Gutartigkeit, Selbstbewußtsein und Objektivität eines jungen Dichters, Verehrung, Kühnheit. Denn als aus Bosheit oder Übermut Goethes Freund Lenz die Farce eigenmächtig druckt, damit aus einem privaten Spaße ein literarischer Skandal sich auftue: nun ist es Wieland, der den jüngeren Gegner mit weltkluger Galanterie besiegt. Denn grade jetzt schreibt er ein Lob über den Götz — freilich ist es ein Streicheln mit zarten Krallen. Da kommt es eben mit der Post, dies neuste Heft von Wielands Merkur, und eine zuhörende Freundin hält fest, wie Goethe im Lesen murmelt:

„Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! — Was? — Fängt er's so an? . . Ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch . . Den verfluchten Dreck schrieb

ich in der Trunkenheit . . Da! Das ist just, was mich an Wieland so ärgerte . . da, der Ton . . Ich will's nicht sagen, ich selbst hab Recht, Wieland hat Unrecht, denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden . . Vielleicht in dem Alter von Wieland, wer weiß noch eher, denk ich just so wie er . . Mit der Zeit! Ja das ist's! Just so spricht mein Vater! . . Ganz brav! Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus, dir kann ich nichts mehr tun!" Dies bei der Lektüre der Götzkritik. Dann liest er Wielands Antwort auf die Farce, er wird rot, die Freundin sieht, daß es ihn erschüttert, er ruft: „Besser hätt er's nicht machen können! . . Wieland gewinnt viel beim Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert!"

Dies ist die genialste seiner Satiren geblieben. Hier beißt er mit Heiterkeit. Mehr Unterwelt der Seele ist in „Satyros", indem er hier einen andern und in diesem wieder sich selbst, die kaum verlassene Stufe verspottet. Immer lockt die Polarität seines Wesens Goethe rasch hinter die Kulisse, vor der er noch eben spielte und spielen ließ. In diesem Vergötterten Waldteufel parodiert er nicht nur Herder, den er verehrt: auch Sturm und Drang, Rousseau, naturhaftes Leben. Schon verzerren sich ihm des Lehrers Züge — sogar die Braut tritt mit ihrem Beinamen als Psyche auf —, wobei ihm freilich Herders Selbstironie zuvorkam, der sich einmal ein Capriccio mit Bocksfüßen nannte.

Doch da, eh sich's noch der spottende Dichter versieht, bricht Herders starker Geist ihm wider Willen durch die Schranken der Farce! Eben noch ließ er Satyros, den Natur-Apostel, gegen Hermes spotten wegen seines weiten Gewandes, da kippt Goethes Geist von der ironischen Seite

auf die pathetische um: plötzlich glänzen Herders Gedankenbilder über Naturtriebe in der Rede des Bocksfußes auf:

„Da eure Väter neu geboren
vom Boden aufsprangen,
in Wonnetaumel verloren
Willkommelied sangen,
an mitgeborner Gattin Brust,
der rings aufkeimenden Natur,
ohne Neid gen Himmel blickten,
sich zu Göttern entzückten . ."

Dann schlägt er plötzlich wieder um, wieder führt ein Cyniker die Feder, Satyros muß dem Volke befehlen, rohe Kastanien zu essen, und Offenbachisch jubelt das Volk: „Rohe Kastanien! Jupiters Sohn!", kauert wie Eichhörnchen hin, Kastanien nagend, und Hermes seufzt:

„Sakrament! ich habe schon
von der neuen Religion
eine verfluchte Indigestion!"

worauf Satyros sogleich mit neuen, herrlich dunklen Versen den Urnebel der ersten Schöpfung schildert.

Mit diesem Stück ist Goethe vorsichtiger, nur ein paar Freunde dürfen es lesen; erst als nach 40 Jahren alle Modelle tot sind, hebt es Goethe ans Licht. Als er es schrieb, glühte er nicht für noch gegen, nur von Herder — und wiederum von sich, wie er sich jenen Natur-Gedanken hingibt und doch entzieht.

Denn hier geschieht das Außerordentliche: Goethes polares Empfinden parodiert seine eigene Gegenwart. Die Farce vom Satyros ist in denselben Sommermonaten entstanden wie „Prometheus"!

Der war es, den er in den Straßburger Glossen zur Deutschen Baukunst, zugleich in seiner Rede auf Shakespeare vor zwei Jahren als Träger allen Trotzes, als Vater erdhaften Naturgefühls verherrlicht hat. Nun schmiedet dies Gemüt zwischen Trotz und Verehrung ein dramatisches Fragment, wo Selbstbewußtsein vom Glauben an ein Schicksal männlich gebunden wird: denn beide sind diesem Dichter eingeboren. In keinem Werke seiner Jugend schlagen Dämon und Genius, die achtzig Jahre um Goethes Seele streiten, in Einer Gestalt so voll zusammen wie in diesem Prometheus, der zugleich Rebell ist und Künstler. Gegen die Götter drohen schon seine ersten Worte: „Ich will nicht, sag es ihnen! Und kurz und gut, ich will nicht!" Gegen die Götter schließen die letzten: „Um dein nicht zu achten wie ich!" Dazwischen liegt Goethes Aufschrei: „Ich bin kein Gott und bilde mir so viel ein als einer!" Und dieser: „Wir alle sind ewig. Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht . . So bin ich ewig, denn ich bin!"

Und doch ist dieser Rebell zugleich der Bildende. Nirgends wird darum deutlicher als hier, wie Goethes Sturm und Drang sich von dem seiner Kameraden trennt. Diese wälzen sich gern im Chaos, für Goethe ist's ein Urzustand, aus dem man herauswill. Schöpfer fühlt sich in Prometheus' Maske der rebellische Goethe, von Gestalten Schöpfer, doch auch aus Minervas Maske klingt Goethes Stimme:

„Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
zu schenken das Leben und zu nehmen.
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
den Jupiter uns nicht verschließt:
sie sollen leben und durch dich!"

So läßt Prometheus sich von der Göttin selbst als Schöpfer grüßen.

Doch wie Goethe, ganz Trotz und Empörung, fassend die wohlgeründete Erde, sich als Prometheus fühlt, Empörer und Gestalter, nur dem Schicksal untertan: plötzlich kniet dieser Künstler, den Demut vor den oberen Mächten nie verläßt, vor seinem Genius nieder, und Prometheus muß Minerva erwidern:

„Durch dich, o meine Göttin,
leben, frei sich fühlen,
leben! — Ihre Freude wird dein Dank sein!"

All dies sind ihm mehr Spiele, Versuche, nicht Werke; kaum daß er davon spricht. Mit diesen Spielen seines gaukelnden Wahns, halb Trotz, halb Spott, besänftigt Goethe jenen Eros, den er mit schwermütigen Augen noch immer über sich schweben fühlt. Als Lotte vor ihrer Hochzeit steht und Kestner ein Amt nach Hannover ruft, steigt Goethes Nervosität aufs höchste, und wie er vor vier Jahren Käthchens Hochzeit mit allen Sinnen eines Liebhabers verfolgt hat, ist es auch jetzt, als ob nach diesem Tage seine erotische Erregung sich zur Krisis steigere. Die Briefe aus diesen Wochen haben in seiner ganzen Jugend nicht ihresgleichen.

Zur Hochzeit mag er nicht kommen, persönlich will er immer ferner, im Geiste immer näher sein. Dabei verliert er alles Augenmaß für die steigende Unruhe der Verlobten, er sieht nur sich und fordert immerfort, aus Liebe. Fiebrig verfolgt er jede Bewegung der beiden Seelen, ängstlich, er könnte aus ihrem Bunde gedrängt werden. Während der Vorbereitungen läßt er sich von Lottens Bruder wöchentlich berichten, wie alles aussieht, auch um für die Zeit anzuspinnen, „wenn ihr werdet den Mittelstein geraubt

haben aus dem Ringe. Denn um ihrentwillen werd ich sie alle lieben mein Leben lang, und ihre Gesichter werden mir alle sein wie die Erscheinungen der Götter."

Warum läßt man ihn nicht die Trauringe kaufen? Und er bestellt sie doch, er will sorgen, daß sie schön werden wie die Kronen der Auserwählten: „Laßt nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit sein, die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden sollen. Ich bin der eurige, aber von nun an gar nicht neugierig, euch zu sehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette . . auf euren Hochzeitstag aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt, bis ich höre, daß sie in den Wochen liegt. Dann geht eine neue Epoche an, und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder, zwar ein bißchen um ihrentwillen, doch das tut nichts . . Nach Frankfurt kommt ihr doch nicht, das ist mir lieb, wenn ihr kämt, so ging ich."

Als dann das Paar durch schnellere Heirat ihn überrascht, stöhnt der gefangene Genius auf aus seiner Sucht nach irdischem Glücke: „Auf den Karfreitag wollt ich Heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich . . Unter und über Gottes Himmel bin ich euer Freund und Lottens." Nun wird er nicht müde, sich seines Nebenbuhlers Freuden vorzustellen, und schreibt sie ihm auf antikisch naive Art. Acht Tage nach der Hochzeit:

„. . also Herr Kestner und Madame Kestner, gute Nacht! Ich würde auch hier geschlossen haben, wenn ich was Bessers im Bett erwartete als meinen lieben Bruder.

Sieh doch mein Bett da, so steril steht's wie ein Sandfeld .. Von der Lotte wegzugehn, ich begreif's noch nicht, wie's möglich war . . und sagt, ist's Heldentat oder was? Ich bin mit mir zufrieden und nicht. Es kostete mich wenig, und doch begreif ich nicht, wie's möglich war . . Das weiß ich aber, daß unser Herr Gott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der euch die Lotte läßt . . Ich weiß nicht, warum ich Narr so viel schreibe, eben um die Zeit, da ihr bei eurer Lotte gewiß nicht an mich denkt. Doch bescheid ich mich gern nach dem Gesetz der Antipathie. Daß wir die Liebenden fliehen und die Fliehenden lieben . ."

Wie seine Nerven zittern in diesen Hochzeitstagen, sieben Monate nach seiner Trennung! Dieser Brief ist, anders als sonst, mit zittrigen Zügen unordentlich und schräg geschrieben. Nach einigen Tagen: „Aber daß ihr . . mir ein höhnisch Gesicht zieht und euch zu eurem Weibe legt, find ich unartig! . . Mich einen Neider zu heißen . . O Kestner, wenn hab ich euch Lottchen mißgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt ich ein Engel sein ohne Lung und Leber . . Und das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen laßt eifersüchtig zu werden, so halt ich mir's aus, euch mit den treffendsten Zügen auf die Bühne zu bringen, und Juden und Christen sollen über euch lachen . . Ich hab auf meinem Hut die Reste ihres Brautstraußes . . Lieber Kestner, der du hast Lebens in deinem Arm ein Füllhorn, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels."

In diesen Wochen, nicht im vorigen Jahr, als er um sie warb, noch weniger im nächsten, da er sie schildern wird, zuckt Goethes Herz in der Krisis eines jungen Mannes, der einer jungen, sehr geliebten Frau zu entsagen von ihr

gezwungen ward und der sie nun vor seinem inneren Blick beständig in den Armen eines Andern sieht.

Drei Wochen später atmet er befreiter, seine Stimme wird wieder heiterer: „Mein guter Geist hat mir ein Herz gegeben, auch das alles zu tragen. Ich bin gelassener als jemals.. Ich bin beschäftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl.“ Im Sommer träumt er zuweilen von ihr, schreibt es ihr: „Und so träume ich denn und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen.“ Gegen Herbst schickt er ihr ein Negligé, sie werde es wohl in kurzem brauchen. Je näher ihm ihre Niederkunft zu rücken scheint, um so brüderlicher wird der Ton; zu Weihnachten kann er's nicht mehr erwarten, und Silvester schreibt er einer Freundin: „Seit dreiviertel Jahren hab ich drei, vier Paare verheuratet, und noch will mir niemand gute Hoffnung melden.“

Aber indem sich über dem Strudel der versenkten Leidenschaft die Fläche endlich wieder glättet, so taucht am Horizont ein neues Schiff mit bunter Flagge auf, und vielleicht läßt der Einsame unbewußt jene Neigung rascher versinken, weil er die neue nahen fühlt. Dasselbe Mädchen, das ihm auf der Flucht von Wetzlar gefiel, kommt nun nach Jahr und Tag als reizende junge Frau nach Frankfurt, noch dazu als unverstandene Frau. Goethe hat um diese Zeit die gewisse Askese gebrochen, die er Lottens Gedächtnis lange geweiht hat, einer unbekannten Christel hat er ein Erotikon gedichtet, das mitten in die empfindsamen Briefe dieses Jahres einen herzhaften Ton trägt. Nun mag er der Ankunft der 17jährigen Maxe Laroche mit dem gewissen Vorgefühl eines jungen Mannes von Stand und Ruf entgegensehen:

„Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also Heissa!! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind .. Also bin ich weit geschäftiger zu suchen, wo was Liebs, Freundlichs und Guts stickt als bisher, und guten Humors, weil ich allerlei Unvermutetes finde pp, daß ich einige Male auf dem Sprunge gestanden habe, mich zu verlieben. Davor doch Gott seie!"

Alles liegt vorbereitet in ihm: so ist's kein Wunder, daß das hübsche sinnliche Wesen, soeben Frau eines älteren Großkaufmanns und Stiefmutter geworden, aus der schöngeistig hellen Rhein-Villa in ein dunkles Patrizierhaus in Frankfurt geführt, enttäuscht und wohl auch schon gelangweilt, nach vierzehn Tagen mit Goethe zusammenstößt. Schon spricht Goethe vom „Glück seines Lebens", doch nennt er nun — und man sieht tief in seine Seele — nicht so die junge Frau, sondern sein Gefühl für sie. Zunächst scheint ihm auch der Gatte, der angeblich nicht Ursache zur Eifersucht finden soll, scheint ihm Herr Brentano ein würdiger Mann, starker Charakter, der Tätigste in seinem großen Geschäft.

Mephisto weiß es besser: „Goethe est déjà l'ami de la maison — schreibt Merck seiner Frau — il accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. B., quoique assez jaloux pour un italien, l'aime .. G. a la petite Mme. Br. à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari."

Diese Leidenschaft Goethes ist kurz und heftig gewesen. Ihre Briefe hat er ihr wiedergegeben, die seinen hat sie wohl vernichten müssen, nur von einem gibt's eine unvollständig abgeschriebene Ecke, da phantasiert er über eine ihrer schwarzen Locken: „Wenn ich in der Laune bin,

kann ich die Haare lange betrachten, sie sind dadurch mein irdisches Eigentum an denen, die ich sonst nicht in meiner Macht habe, denn wer unter den vielen, die mit uns leben, hat sie sich auf diese Weise angeeignet! .. Ein Grabscheit dringt durch die Erde und wirft, was der Finsternis hingegeben war, ans Licht, und jene versagte nicht den Segen. Das ist alles Glück, was ich auf euch wünschen kann. Also wäre ich glücklich wie Sie . .“ Wie in mystischer Flamme leuchtet diese kurze Liebe aus dem einzigen Bruchstück auf. Zugleich ist alles von sinnlich erdenschwerer Bewegung umwogt. „Heut war Eis-Hochzeitstag! Es mußte gehn, es krachte und bog sich und quoll, und finaliter brach's, und der Herr Ritter pattelten sich heraus wie eine Sau . .“

Nach ein paar Wochen ist alles entschieden. Aufgelöst klagt Frau Laroche über die Ehe der Tochter, feindlich spottet Goethe über die spitze Nase des Hausherrn — aufgeschreckt aus einer kurzen Liebe. Jahresanfang waren sie angekommen, schon im Februar hat Brentano sein Haus dem Doktor Goethe verboten. Dieser sucht es ihrer Mutter erst gesellschaftlich anzudeuten und kann sich auf frühere Gespräche beziehen. Doch zugleich, indem er sich in diesem Fall als Gegner des Mannes, Partei der Mutter fühlen kann, macht er ihr die Konfession, die er der Tochter nicht mehr machen darf: „Von ihrer Max kann ich nicht lassen, so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.“

Noch im Sommer, als die zum Besuch nach Frankfurt gekommene Mutter ihn herüberbittet, droht er zurück: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama. Ich habe in denen schröcklichen Augen-

blicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir!" Nur ein paar Straßen entfernt, leben sie in derselben Stadt, doch in diesen beiden Zetteln: wie ihn die Mutter einlädt, wie er absagt, donnert fern eine Leidenschaft ab, die ihn bis in die Wurzeln muß erschüttert haben.

Ist diese kleine Frau nicht schon die Dritte, von der Goethe sich reißen muß, mitten aus den Flammen des Herzens? Und ist's nicht allemal die Frau gewesen, um deren Schicksal oder Ruhe oder Sicherheit willen er flieht? Dies ist Goethes Sendung bei den Frauen seiner Jugend: Hingabe ohne Maß und mitten in der Hingabe Flucht, um die Frau zu schützen.

Und doch auch sich. Denn hinter diesen Frauen, die er niemals für den Augenblick, die er immer ganz, immer fürs Leben besitzen möchte, steht ernst sein Genius, um unsichtbar den Dämon zu vertreiben, damit diese Natur nicht im Genuß verflache. Niemals in seinem Leben ist das deutlicher geworden als in diesen aufgeregten Winterwochen. Denn jetzt, wie er aufs neue brennt, aufs neue sich diesmal mit Gewalt aus dem Hause der Liebe vertrieben fühlt, jetzt, als er, ein wieder Fliehender, das Dachzimmer seines Vaterhauses wieder betritt: mit einem Male fällt ihm seine letzte Trennung ein, und wie anders, wie nur dem freien Entschluß der Geliebten er da gewichen sei.

Anders — doch so wie heute mag damals jenem Unglücklichen zumute gewesen sein, dem jungen Diplomaten, Philosophen aus Braunschweig, dem auch der Gatte seiner Geliebten das Haus verbot. Hat er sich nicht in selbiger Nacht erschossen? Jerusalem! Heute begreife ich dich,

könnte schildern, wie dir zumute war! Schildern .. Liegen nicht dort die weißen Bogen, die Jahr um Jahr Entzückung und Leiden der Seele aufgenommen haben?

Und Goethe setzt sich nieder, und ohne Schema, ohne Skizze schreibt er Werthers Leiden. Die ganze Arbeit, wie von einem Schlafwandler begonnen, der sich von den Freunden abschließt, ist in vier Wochen zu Ende, aber schon wie er den ersten von Werthers Briefen niedergeschrieben hat, ist alles in ihm formender Wille, und er kann mitten in der Arbeit einem Freunde schreiben: „Ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen", und bald einem andern: „Die Leiden des lieben Jungen . . und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze."

Was Werther und den Erfolg über die Stimmung seiner Zeit noch heut lebendig macht: dies Gegenständliche, dies unmittelbar Frische — diese Kunst scheint durch einen Kunstgriff Goethes erhöht. Vieles deutet darauf hin, daß er sich damals von Merck seine Wetzlarer Briefe wiedergeben ließ, um sie zu benutzen, und dies um so eher, als man damals Briefe wie Literatur schrieb und aufhob und deshalb auch den Briefroman schon als Mode empfand.

So groß ist die Ähnlichkeit zwischen Goethes und Werthers Briefen, selbst in Daten und Interpunktionen, daß man im ersten Teile des Buches über die Linien des Romans hinaus von Werthers Seele auf Goethes schließen darf — obwohl das Werk anderthalb Jahre nach seiner Trennung, nach Jerusalems Tode und lange nach überstandener Leidenschaft, mitten in einer neuen, halb rückfällig geschrieben ist. Noch nie hatte er vorher seine Neigungen anders als in schmale Lieder umgegossen. Indem er hier zum erstenmal sich selbst in einem vollen Werke

gibt, ist alles in Natur gelöst, und zwar Natur als Agens des menschlichen Herzens. Bis auf zwei, drei Lieder an Friederike ist Goethes rhythmische Dichtung, vom 17ten bis zum 25sten Jahre, was die Natur betrifft, kalt und kahl, und wo sie auftritt, gedanklich.

Goethe an Kestner: „Der Morgen ist so herrlich und meine Seele so ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann, ich will nach Garbenheim gehn. Lotte sagte gestern, sie wollte heut etwas weiter als gewöhnlich spazieren — Nicht daß ich euch draußen erwarte, — aber wünsche? Von ganzem Herzen und hoffe . . just so viel, daß es die Ungewißheit des Wunsches so halb und halb balanciert. In der Ungewißheit denn will ich meinen Tag zubringen, und hoffen und hoffen."

Werther an Wilhelm: „Ich werde sie sehen! ruf ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; ich werde sie sehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht."

Auch Kestners Bericht von Jerusalems Tode hat Goethe wieder vorgeholt, denn ganze Sätze hat er wörtlich benutzt; Kestners Briefe hat er bei der Arbeit wieder gelesen. Nun muß er ihm, muß Lotte wieder schreiben, ausführlicher, inniger als in der letzten Zeit. Das Gefühl, seine neue Liebe und Flucht ihnen verschwiegen zu haben, dazu geheime Furcht, dies Buch könnte der Freundschaft schaden, lassen es ihn dunkel, doch mit immer erneuter Bekräftigung seiner Liebe ankündigen. Plötzlich wird alles durch die Nachricht erhellt: Lotte hat einen Knaben geboren, gleich nachdem Goethe den Werther zur Welt gebracht hat.

Da schießen alle Instinkte des Eros in ihm zusammen, es ist der Liebhaber, der Freund, der Pate, und geistig ist

es irgendwie der Vater in ihm, der jenen beiden über das Unmögliche hinweg gradezu fordernd zuruft: „Ich wünsche, daß Lotte . . möge gesagt haben: Wolfgang heißt er! . . und ich wünsche, daß er diesen Namen führe, weil er mein ist . . Schreibt mir gleich, was geschehn ist . .“ Zugleich rückt der Tag näher, wo der Roman erscheinen soll, dem Dichter ist bange zumute:

„Ich schick euch ehstens einen Freund, der viel Ähnlichs mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären!“

Inzwischen stürzt sich der Verjüngte, der Erstarkte in mancherlei Begebenheit, bis er endlich — nun sind es mehr als zwei Jahre seit seinem Abschiede — das gedruckte Buch senden kann: „und auch dieses Exemplar ist mir so wert, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte!“ Doch zugleich hat er vergessen, dies Zettelchen in das Buch zu legen, „im Hurrli, in dem ich jetzt lebe. Die Messe tobt und kreischt, meine Freunde sind hier, und Vergangenheit und Zukunft schweben wunderbar ineinander. Was wird aus mir werden . . Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Toten.“

Wie fern ist schon sein Herz!

Da trifft ihn ein Rückschlag: Kestner fühlt sich verletzt, und soweit er sich mit Albert vergleicht, mit Recht; doch ist er's auch um Lottens willen. Nun werden Kestners Grenzen deutlich, die Sensation des Buches ist dem Beamten doch unbequem — man kann es ihm nicht verübeln. Was wird nun Goethe tun? Die ersten Blitze ungeheuren Ruhmes schießen in sein Vaterhaus, in seine Stube. Wird

er dem Freunde nicht zurufen: du verstehst nichts, und dies alles sind Fragen der Kunst?

Nein, er bittet, deutet, wirbt: „Du hast . . mir alles weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte . . nur die frohe Ahndung muß ich euch hinhalten . . und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinanderzuknüpfen . . Ich muß noch euch und euern Kindern ein Schuldner werden für die böse Stunden, die euch meine — nennt's wie ihr wollt, gemacht hat . . Haltet, ich bitt euch, haltet Stand . . Wenn euch der Unmut übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, euer Goethe immer neuer und neuer und jetzt mehr als jemals der eurige ist."

Als Kestner halb einlenkt, läuft Goethes Feder zu einem zweiten Briefe mit wilder Handschrift über den Bogen: „Dank! . . O könnt' ich dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen . . O ihr Ungläubigen . . Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt . . Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse . . Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern . . Lotte leb wohl, Kestner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht —!"

Noch so zärtlich, noch immer werbend und doch schon halb entrückt, schon weiterfliegend, mit den Flügelschlägen des Dämon von Eros zu Eros getrieben.

Viertes Kapitel

DÄMON

„Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will!“



25jährig

„Mir ist das liebe Wertherische Blut
immer zu einem Probierhengst gut,
den laß ich mit meinem Weib spazieren,
vor ihren Augen sich abbranlieren,
und hintendrein komm ich bei Nacht . .“

und ließe sich's noch weiter zitieren, man fühlte sich vollends bestärkt in dem Gefühle: hier fährt ein cynisch feister Spötter in Werthers empfindsame Welt, um die Schleier ihrer Dämmerung zu zerreißen. Ist es erstaunlich, daß ein Bürger solche Reime knüttelt, um namens aller sogenannten Gesunden gegen Werthers larmoyante Welt zu protestieren?

Und doch sind es Verse von Goethe, gleich nach Werthers Erscheinen in das wüste Orchester von „Hanswursts Hochzeit“ gesetzt, das er aus seinen Werken streichen durfte, doch das wir als Dokument wieder brauchen. Denn hier finden wir, brünstiger als irgendwo, den riesigen Rückschlag, der Goethes polares Wesen nach dem Werther trifft. In Rabelaisschen Bildern steht sein gigantischer Lebenswille gegen jene sublimste Form der Lebensverneinung auf, in der dies oft umdüsterte Gemüt sich verloren hatte, um sich zu finden.

Das Schicksal dieses leidenschaftlichen Jünglings ist es, in seiner Jugend fünf Frauen zu lieben, von denen er vier nicht eroberte oder gewaltsam und verfrüht verlor. In

dieser Zeit des reinen Eros gibt er sich der Wonne der Entsagung mit der Gewalt der Phantasie so völlig hin, daß alle Lebensmächte, ein ganzes Jugendjahr und länger niedergehalten, aufspringen mußten, als sich im Werther solche Passivität endlich ausgerast hatte.

In diesem sonderbarsten Falle hat Goethes Genius, der sonst berufen war, den Dämon in ihm zu bekämpfen, den Dämon am Ende befreit. Fessellos brandet dies ungeheure Temperament vor, es wird den Genius in seine wilden Bahnen reißen. Werther, pathetisches Bekenntnis ganz und gar, läuft dicht am Rande jener Parodien hin, in denen des jungen Goethe Widersprüche sich selber aufzuheben suchen, wie in der Farce vom Vergötterten Waldteufel. Bis an die eine Grenze nervösen Innenlebens zieht ihn das Werk, bis an die andere wirft ihn die Entspannung.

Entspannung ist es auch von der Wirkung des Werkes. Mit Staunen und Schrecken steht der 25jährige vor einem Erfolge, wie er ihn nie wieder erlebt noch gewünscht hat. In skeptischen Stunden wird ihm klar, daß weniger seine Konfession als das Zusammentreffen mit der deutschen Sensation, dem geheimnisvollen Selbstmorde des deutschen Diplomaten, den Erfolg vertausendfachte. Nur was die Freunde sagen, ist ihm teuer. „Was macht Fritz (Jacobi)? Hat er Werthern? Ich mag ihm nicht schreiben, nichts schicken, um ihn nicht zu stören, wenn er ihn hat."

Was Goethes Freunde über ihre und ihrer Freunde Eindrücke schreiben, ist heute schwer erträglich, man ist „übermannt, geriet außer sich, sein Angesicht glühte, sein Auge taute, seine Brust hob sich empor . . Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe — mein Weib hat's gehört — in deinen Armen geschluchzt . . Daß

ich täglich bei dir war, mit dir von einem Teller esse, aus einem Becher trinke, auf einer Streu schlafe, denn du bist der Einzige . ."

Den meisten Europäern bleibt Goethe durch fünfzig Jahre der Dichter des Werther. Indem der Roman ein Zeitgefühl bestätigt, das Goethe nur in schneller Bahn durchläuft, schadet das Werk draußen so viel, als es dem Dichter nutzte: alle Welt kleidet sich in blauen Frack und gelbe Weste, man weint sehr viel, einige bringen sich um; aber in Leipzig wird das Buch gleich nach Erscheinen bei 10 Talern Strafe verboten, in Deutschland erscheinen 16 Ausgaben, noch mehr in Frankreich, in England, es dringt bis nach China, wird dramatisiert, imitiert.

Auch parodiert — und vor diesen Parodien schimmert Goethes Gestalt wie eines fahrenden Sängers auf, der gerne alle seine Abenteuer, doch seine Lieder nie verspotten läßt. Als Nicolai in seinen „Freuden des jungen Werthers" den mißglückten Selbstmord mit einer Pistole voll Hühnerblut und dann Werthers Ehe mit Lotte schildert, freut sich Goethe anfangs an den zarten Vignetten, schneidet sie aus und schreibt am selben Abend ruhig weiter an einem neuen Singspiel. Doch der Spott will ihm nicht aus dem Kopf, in drei Gedichten, in vielen Briefen empört er sich und travestiert am Ende die Travestie in einer dramatischen Szene.

Darin lacht er erst und schlägt Nicolais Witz mit dem seinen, doch bald läßt er Lotte ganz bitter aus der Rolle fallen und zu Werther sagen: „Sieh, wie er die besten, wärmsten Stellen deiner Briefe parodiert und sie, wie ein Zahnarzt die ausgerissenen Zähne, um seinen stattlichen Hals hängt!" Und als hätte er Lottens Gespräch mit Kestner beim Erscheinen des Buches im Ohre: „Ich sagte

dir immer, du solltest mit deinen Papieren vorsichtiger umgehn. Wie wenig Menschen fühlen solche Verhältnisse, und von den kalten Kerls nimmt jeder draus, nicht was ihn freut, sondern was ihn ärgert, und macht seine eigene Sauce dazu." Ja, diesem großen Parodisten mißlingt diese bittere Parodie so ganz, daß ein paar ungewollte Schönheiten dem Dialog einer dramatischen Skizze anzugehören scheinen, die uns bereichert wie ein Epilog zum Roman.

Noch nach Monaten ist Goethe „weidlich voll auf Nicolai", und Merck, der vermitteln möchte, hütet sich schließlich doch, weil Goethe in seiner Sache so blind sei, daß ihn auch das kälteste Lob seines Gegners aufbringt. Er will sogar nichts mehr drucken lassen: „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner Hundezeug, der eine schilt drauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere." Nicht bloß die Freude am Erfolge stört ihm der Lärm, er läßt ihn auch die Scheinfundamente des Ruhmes der Mitwelt tief erkennen; denn ob er auch aus den verschwiegensten Spannungen das Werk in die Welt geworfen hat: die Welt mit ihrer taktlosen Klugheit will nichts leidenschaftlicher erfahren, als was denn eigentlich an der Sache wahr sei. „Das forschende Publikum konnte Ähnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte gehalten zu werden. Diese mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei."

So behaglich sieht er's im Alter an. Damals ist er so reizbar, daß einer der Freunde, der von Lotte Kestners

Haltung vor Goethes Porträt schreibt, den Empfänger warnt, Goethe davon zu erzählen, damit der nicht Lust bekomme, ihn wie ein Löwe zu zerreißen.

Goethe, der alle Werke aus seinem Leben zieht, muß nachträglich die Lebensspuren seiner Werke, er muß die Gesteinslagen zwischen Leben und Werk zu verwischen trachten. Tritt zu dieser Nötigung die andere, die Bruchstellen der immer neuen Umarbeitungen unkenntlich zu machen, dann ist er wunderlich stolz auf solche Kunst: erst beim Götz, dann beim Clavigo fordert er das kritischeste Messer auf, die aus dem Memoire übernommenen Stellen vom Ganzen abzutrennen ohne tödliche Wunde. So auch nachher beim Faust: „Wenn ich das Papier räuchere, dächte ich, sollte mir niemand (die neuen Szenen) aus den alten herausfinden."

Aus solchen Gedanken zwischen Urbild und Abbild sucht er später für eine neue Ausgabe des Werther Alberts Gestalt zu heben, dem Ganzen aber läßt er den warnenden Vers voraufgehen, Werthers Beispiele nicht zu folgen. Doch abermals nach einem Menschenalter wird er Werthers Schatten in einer ganz anderen Stimmung zitieren, und als ihm im Alter ein Lord die jungen Leute vorhält, die er mit dem Roman in den Tod gelockt habe, erwidert Goethe kalt und stolz: „Tausende fallen dem System Ihres Handels zum Opfer — warum nicht auch einmal dem meinen!"

Niemand hat die seltsame Wechselwirkung zwischen Werk und Leben bei Goethe früher erfaßt, und auch später hat sie niemand schärfer geformt als Merck, der ihm die tiefen Worte schrieb: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische zu verwirklichen."

Noch nach fünfzig Jahren fällt dem Greise dies frühe tiefe Wort des Weltmannes ein. Jetzt, nach dem Werther, muß er zum erstenmal die weltlichen Folgen davon tragen.

Und doch, über allen Kränkungen der Neugier, über allen Mißverständnissen des Applauses steigt dem jungen Verächter äußeren Scheines ein erstes Bild der wahren Gloria vor die Seele, und während er seine früheren Dichtungen vor sich und vor den Freunden als formal unzulänglich widerrief, fühlt er jetzt doch eine höhere Bestätigung in diesem Brausen, das seinen melodischen Namen durch die Länder trägt. Zum erstenmal schwebt ihm seine Sendung als ein Unerreichbares und dennoch scheinbar Nahes vor, die Menge fremder Huldigungen rührt an sein Herz, und er, der in voller Stille der Seele im März die Feder fortgelegt hat: nun im Herbst, als das Buch erschienen ist, schreibt er beinah in Ekstase: „Werther muß — muß sein! Ich wollt um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen!“

In diesem Jahre gewinnt seine Haltung an Selbstbewußtheit. Als eine anonyme Farce erscheint, die ihn zugleich kopiert und persifliert, gibt Goethe in der Zeitung eine Erklärung für die ab, „die mich lieben und mir aufs Wort trauen“, und fügt diesen öffentlichen Worten die fürstliche Wendung an: „Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedne Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen. Goethe.“ Am Urteil dieses Jünglings ist der berühmte Wieland schon so interessiert, daß er vertraulich danach fragt. Und als man einen Freund auf der Reise scherzweise für Goethe ausgibt, kommt man dem Unbekannten

überall mit Respekt entgegen, „selbst durch Einbeck, wo man gar nicht liest, lief die Nachricht, daß Goethe da sei, wie ein Lauffeuer“. Eine Zeitschrift kündigt ein Buch an „mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche“.

Schon jetzt läßt er einem Berliner Buchhändler ein Stück anbieten, ohne mehr als den Titel zu zeigen; der Verleger hält es für Eigensinn, es sei zwar etwas sonderbar, die Katze im Sack zu kaufen, doch will er die Probe machen. Schon damals kann Goethe öffentlich so launisch auftreten, daß er einen Beitrag über Cäsar beginnt: „Ich bin nicht in der Stimmung, von Cäsarn zu reden.“ Berühmten älteren Dichtern, die er nicht kennt, begegnet er gleichberechtigt. Lessing läßt er durch einen Freund sagen, er habe auf ihn gerechnet und pflege sich an seinen Leuten nicht zu betrügen. Gegen Bürger tut er sich „was drauf zu Gute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt . . Wenn Sie was arbeiten, schicken Sie mir's. Ich will's auch tun. Das gibt Mut.“

An den berühmtesten: „Warum soll ich Klopstocken nicht schreiben . . Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?“ Als dann der Meister den jungen Goethe besucht, wird im wesentlichen nur von gewissen neuen, hohl geschliffenen Schlittschuhen gesprochen, die Klopstock empfiehlt, ferner über das Sprachproblem Schrittschuh oder Schlittschuh, endlich über Kunstreiten und Zureiten von Pferden. Als er fort ist, bricht Goethes weltliche Frische gegen Klopstocks priesterliche Gemessenheit vor, er lacht, weil der Meister jedes Gespräch über Literatur vermieden habe und eher wie ein Diplomat als wie ein Dichter aufgetreten sei. Selbst zu dem alten Salzmann spricht er nun zum erstenmal das Wort, das er als Greis noch wiederholen wird: „Fahren Sie fort, Anteil

an mir und den Meinigen zu nehmen." Sehr stolz von 25jährigen Lippen fallen diese Worte, in plötzliche Unnahbarkeit sich hebend.

Um dieses Ruhmes willen wird ihm jene Universalität, von der ihn noch die Arbeit eines langen Lebens trennt, schon jetzt gar übertrieben attestiert: „Er ist 24 Jahre alt, ist Rechtsgelehrter, guter Advokat, Kenner und Leser der Alten, besonders der Griechen, Dichter und Schriftsteller, orthodox, heterodox, Possentreiber, Musikus, zeichnet frappant, ätzt in Kupfer, gießt in Gips, schneidet in Holz, kurz er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch." Frauen urteilen noch exaltierter, und seine Vaterstadt, in der er nur dies eine Jahr berühmt und zugleich gegenwärtig war, ist von Klatsch über ihn so voll, daß Merck ein Buch aus dem zu komponieren sich bereit erklärt, was man ihm über Goethe geheimnisvoll anvertraut. Bedürftige wenden sich an ihn, Abenteurer borgen ihm Geld ab, er kommt in Verlegenheiten.

Den Glanz des Ruhmes vor sich in der Höhe, schüttelt er verdrossen die elenden Formen seiner täglichen Erscheinung ab. In einer Farce läßt er die Leute Hanswurst ermahnen, sich wenigstens sittlich zu stellen:

„Doch ach, wie viel geht nicht an Euch verloren,
zu wieviel Großem wart Ihr nicht geboren,
was hofft man nicht, was Ihr noch leisten sollt!

Hanswurst:

Mir ist ja alles recht, nur laßt mich ungeschoren!
Ich bin ja gern berühmt, so viel ihr immer wollt!
Redt man von mir, ich will's nicht wehren,
nur muß mich's nicht in meinem Wesen stören.
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führe?

Da hört die Welt was Rechts von mir,
wenn man ihr sagt, daß, um von ihr
gelobt zu sein, ich mich geniere."

Ein entscheidendes Jahr für Goethe ist angebrochen, es ist das 26ste.

Wie sich in seinen Zügen damals das Innere spiegelt, das haben die beiden größten Physiognomisten der Zeit beschrieben. Von Schmoll wird er zweimal gezeichnet; vor einem dieser Blätter schwärmt Lavater: „. . Wie ist drin der Verstand immer warm von der Empfindung, lichthell die Empfindung vom Verstande. Man bemerke . . die Form dieser warmen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tief liegende, helle, leicht bewegliche Auge . . diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten . . Munde, dies männliche Kinn, dies offne markige Ohr — wer ist, der absprechen könnte diesem Gesicht Genie!" Kritisch bedeutender ist das Urteil Zimmermanns, das — diesem Kapitel voraufgestellte — Bildnis Goethes sei das beste „wegen des alles umfassenden und durchdringenden Adlerblickes, wegen der überaus schönen, edlen und feinen Nase, wegen der Schlauheit, Unzuverlässigkeit der Grundsätze, Ironie und Wollustliebe im Munde".

Dieser Kopf hat eine Anomalie, die von nun an auf allen wichtigen Enface-Bildnissen und -Büsten vortritt: die rechte Seite des Stirnbeines ist etwas eingedrückt, so daß das rechte Auge tiefer steht als das linke und zugleich kleiner ist. Wie innerlich er selbst diese Ungleichheit nahm, die er einen Nickfang nennt, zeigen am besten Äußerungen des Greises vor Rauchs Büste: das Gehirn sei die Werk-

stätte der Seele, doch könne die Natur solche Ungleichheiten kompensieren, so daß nur das Großhirn in höhere und tiefere Lagen kommt. Jetzt, in der Jugend, ist man freilich geneigt, solche körperliche Ungleichheit noch seelischer zu begreifen.

Denn niemals sprüht heftiger als in diesem 26sten Jahre aus Goethe jene dämonische, von Gegensätzen zerschüttelte Natur, mit der sein Genius den Lebenskampf aufnimmt.

Die große Polarität seines Lebens, sinnlich und übersinnlich, amoralisch und spinozistisch, ganz egozentrisch und ganz Hingabe, nun glänzend gesellig, nun schroff nach Einsamkeit rufend, gläubig und cynisch, Menschenfreund und Menschenverächter, stolz und gütig, geduldig und heftig, empfindsam und pornographisch, in Formen verloren oder nach Taten strebend, wüst und pedantisch, umfassender Denker, doch aus Instinkt handelnd, kalt objektiviert, doch glühend in sich selbst verrannt, ganz männlich und sehr weiblich —: so wirft sich das Doppelwesen dieses Unbehausten ins Rollen der Begebenheit, aus Lebenswillen dürstend nach Maß und Formung, und nur dem Einen gläubig anvertraut, was er grade jetzt in die Verse faßt:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
dafür. Gefühl ist alles."

Die Wenigen, die was davon erkannt, bekräftigen in ihren Briefen damals dieses Bild:

„Du würdest den Doktor Goethe vergöttern. Er ist der furchtbarste und der liebenswürdigste Mensch" (Lavater). — „Er ist lauter Kraft, Empfindung, Imagination. Er handelt dagegen, ohne zu wissen, warum und wodurch es wäre, wie ein Strom, der ihn fortreißt" (Lavater). —

„Wie oft sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde" (Stolberg). — „Ein bewundernswerter Kopf, ich möchte aber nicht in einer Stadt wohnen, deren dritter Teil Einwohner so dächte wie er" (Deinet). — „Goethe ist mir zu stark. Sie haben Recht, er ist weiblich, wenn er aber in den nächsten Jahren nicht ganz zerbricht, so werden wir uns gewiß nähern . . Und doch wollte ich, Goethe schwärmte noch um ein solches Schattenbild. Eine wirksame Seele, die zu viel umfaßt oder nichts zu umfassen hat, muß vergehen" (Schlosser).

„Alles um Liebe, sagt Goethe, und wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmut die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden" (Zimmermann). — „Er könne sich in die Personen und Situationen versetzen, in welche er wolle, und dann schreibe er fremde und nicht seine Meinungen. Man fürchtet, sein Feuer werde ihn verzehren" (Passavant). — „Goethe lebt in einem beständigen inneren Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann . . Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besonderer empfundener Hochachtung gesprochen" (Knebel). — „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln . . im höchsten Grade lächerlich von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll . . Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift" (Jacobi).

So strahlt damals dies Gestirn. Betrachten wir sein Spektrum.

In dieser Zeit, die Goethes größte Entwürfe und Entscheidungen im Werk und Leben zeugt, bricht seine polare Natur in ihren grellsten Widersprüchen vor. Sein ganzes Wesen, visionär erleuchtet, in jedem Augenblicke genial ergriffen, kritisch ergreifend, mit jedem Atemzuge produktiv, wirft sich in Antithesen hin und wider, und indem der Sturm der Leidenschaften jetzt die Oberfläche schüttelt, sinkt harmonisches Bestreben in den klüftereichen Meeresgrund dieser Seele. Vierzig Jahre wird Goethe brauchen, bis er bei beruhigter Fläche, in Harmonien atmend, in der Sonne Gottes heiter segeln kann. Heut hören wir nur immer eine Stimme gegen die andere rufen.

Da ist der Amoralist, der in Herkules' Maske gegen Wieland wettert: „Laster, das ist wieder ein schönes Wort! Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extrema vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehn und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch tun." Oder an einen Freund: „Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren . . hingestreut haben. Mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir!" Oder an Herder: „. . wenngleich Gott oder Teufel so behandelt mir lieb wird, denn er ist mein Bruder. Und so fühl ich auch in all deinem Wesen . . den ewig gleichen Bruder, Mensch, Gott, Wurm und Narren."

Durch Carlos' Mund legt er im Clavigo die Ausnahme-Moral für das Genie dar, aber zugleich bricht sein Gewissenskampf, ob das Genie ein Mädchen im Unglück verlassen dürfe, durch den Urfaust, den er in den zwei letzten

Frankfurter Jahren schreibt. Zugleich biegt er sich den sittlichsten der Philosophen zum Quietiv seiner durchwühlten Seele um: „Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben . . und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler.“

Der trotzige Glaube an sein Genie sucht überall — wie zum Vergleich — Persönlichkeit: Spinozas Lehre kann ihm nur nach dem Gesetz des Gegensatzes, nur in jenem höher formalen Sinne eingehen, — doch gleichzeitig schreibt er in ein Stammbuch Shaftesburys unphilosophische Worte: „The most ingenious way of becoming foolish is by a system.“ Aber er greift nach dem Manne, der das System machte, und wenn er einmal von Spinoza redet, so ist's weder sein System noch seine Seele, es sind Spinozas Umstände, Briefwechsel, seine Art, mit Hausleuten umzugehen, eine Erbschaft auszuschlagen, sein Feldbett, sein Ruf unter Staatsmännern ist es, der ihn fesselt. Indem er sich an allem mißt und alles an sich, überträgt er dies Verfahren auf die Welt und schildert die Welt so egozentrisch, wie er selber ist, da jeder „durch eine gewisse Anzahl von Erfahrungen bemerkt, was ihm analog ist, und so wird er nach und nach im Lieben und Hassen auf das festeste bestätigt“.

Indem er Persönlichkeit in die Mitte setzt, fordert er Taten. Lavaters Anklage gegen einen Landvogt entzündet ihn, er fordert von ihm Darstellung ohne Bescheidenheit, „damit ich dich mit deiner Tat messe . . Eine solche Tat gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt ich mich mit der Welt aussöhnen. Schreib mir's ganz, ich beschwöre dich . . !“

Für ihn selbst wird diese Forderung mehr eine solche

nach Tätigkeit als nach Taten, schon weil ihm nur „darum zu tun war, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren". Bewegung will er, Aktivität: „Ich bin nicht laß; solange ich auf der Erde bin, erobere ich wenigstens gewiß mein Schritt Lands täglich." Manches davon strömt in Satiren, Kritiken, Zweikämpfe des Geistes, doch verachtet er's in andern Stunden als Surrogat und ruft: „Warum richtet man nach den Werken! .. Sind das unsere Früchte, was wir aufs Papier sudeln, geschrieben oder gedruckt?"

Ein Drang nach guten Taten ist es, der diesen Amoralisten zu Kindern, zu Freunden, zu Fremden treibt. Lottens Brüdern schickt er Bücher, damit sie sich nicht Zeitungen kaufen, ein Streit mit ihrer kleinen Schwester geht ihm lange nach, einem andern Kinde schickt er einen neuen Frankfurter Heller, einem Musiker sucht er Text und Aufführung zu schaffen, Klinger ermöglicht er sein ganzes Studium, drängt ihm zweimal seine Hilfe auf, erhält ihn dann über Jahr und Tag.

Doch nicht aus reiner Menschenliebe. Verachtung, Spott sind ihm näher: darum kämpft sein Wunsch nach Freunden, nach Verständnis immer mit diesem nervösen Durst nach Einsamkeit. So erklärt sich sein anziehend-abstoßendes Verhältnis zu Bekannten und der allgemeine und jähe Wechsel von Heiterkeit zu Schwermut. Mit Feuer tritt er, redend und schreibend, für Klopstocks, für Heinses neue Werke ein. Vertraute sehen ihn bei den verschiedensten Menschen als „allenthalben denselben edlen, alles durchschauenden, duldsamen Mann. Doch wehe dem, der Prätentionen gegen ihn macht, der seine kanonischen Bücher angreift!"

In seiner Stube hält er mit wenigen Getreuen poetische

Gelage ab, man liest sich vor, man öffnet seinen Busen, man schwärmt. Auf einer Rheinreise, gleich nach dem Werther, ist er ganz ausgelassen, hier nennt er sich das Weltkind, und als man Gäste empfängt, kann er nicht sitzen, tanzt um den Tisch, macht Gesichter, zeigt, wie königlich ihn der Zirkel gaudiert: „die Schönthaler glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein, . . wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem . . Blick ihn darniederschoß".

Und doch ist auch dies keine sternklare, es ist eine dämonische Heiterkeit. „Sobald man in Gesellschaft ist — gesteht er gleichzeitig — nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche. Die ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe . . Ich hätte vielerlei zu sagen, wenn du nicht jedermann meine Briefe wiesest . . Ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehenten Teil davon nicht mündlich sagen würde." Eine Annäherung der Freimaurer lehnt er ab, „aus Unabhängigkeitsgefühl", nach einem Besuch in Zürich heißt es, Goethe habe sich keine Freunde gemacht, er sei zu hoch und zu entscheidend, und noch in den Erinnerungen sagt er: „Wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr enttäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß."

Volk ist ihm fremd, doch der Einzelne lieb, den ihm ein Zufall zuführt. Aus erlauschtem Gespräche der Mutter mit einer Bäuerin notiert er sich plastische Wendungen, überträgt sie sogar in ein neues Notizbuch, in dem Volksworte gesammelt stehn, und als er beim Brand in der Judengasse löschen hilft, schreibt er hernach, aber- und abermals habe er sich vergewissert, das gemeine Volk fasse doch die besten Menschen. Dennoch hat er, der so viel reproduzierte,

dies Erlebnis niemals, und das Ertrinken eines Knaben, das ihn um diese Zeit in Ems erregte, erst nach fünfzig Jahren dargestellt. So ist auch in den kleinen Singspielen dieser Zeit und selbst im Urfaust das Volkstümliche meist nur stilisiert. Von Toleranz gegen Menschengesichter mag er nichts wissen, und im Gewirre der Messe fällt ihm Ariostens Wort von der Menge ein: wert des Todes vor der Geburt.

Doch zugleich begreift seine Doppelseele beide Welten: „Der Magnet zieht die Feilspäne aus Staub und Spreu an sich, und so ist's doch am Ende mit dem Edlen auch, er wühlt unter der Menge mit liebendem Wirken und zieht nur Wenige an sich, die seiner Natur sind. Können Sie nun aber wieder der Menge verdenken, wenn sie sich gegen das Wühlen und Wirken auflehnt, das sie drängt und schiebt, ohne Einfluß auf sie zu haben?"

Hier ist Goethes Stellung zur Revolution um 20 Jahre vorausgefühlt: Volk als Gedanken liebt er, den Einzelnen studiert er, die Menge als Erscheinung ist ihm peinlich oder verächtlich.

Denn schon beginnt wüstenhafte Einsamkeit in abarischem Felde den 25jährigen Goethe einzukreisen, aus vollschaffender Jugend muß er einer Freundin dies ergreifende Vorgefühl gestehen: „Ich lag seither Stunden in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete." So wirkt's in diesem Busen nächtig, der eben noch von Tätigkeiten, von Freund und Feind und Beifall schwoll. In

einer Nachtstunde, da er der Freundin Bekenntnisse macht, wählt dieser Jüngling, berühmt, umworben, vermögend, aussichtsreich, dies Bild vom Ewigen Juden, und in einer kleinen Operette läßt er einen armen, zärtlichen Erwin aus seiner Rolle plötzlich in die dämonischen Worte stürzen:

„Inneres Wühlen
ewig zu fühlen,
immer verlangen,
nimmer erlangen,
fliehen und streben,
sterben und leben,
höllische Qual,
endig' einmal!"

Auch unter milderer Fläche stürmt es: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott."

Denn Alles und Alle will er umfangen, alles fühlen und sein — und doch wirkt zugleich, selbst in dieser fliegenden Zeit, das unbestechliche Gefühl einer Sendung in ihm, die langsames Wachstum fordert: „Der wunderliche Mensch glaubt eben — schreibt er von einem Genossen — er brauche nur zu würfeln, und unser Hergott müsse ihm die Steine setzen."

Dann wieder reißt sich dieselbe Seele empor, und wie die Postchaise bergauf und -ab rennt, spürt er den Trott des Lebens, sieht er das Bild des Geschehens; auf dem Kutschbock sitzt die Zeit, aber indem er nun „Schwager Kronos" anruft, sind ihm die vier Pferde nicht mehr wie damals ein

musisches Gleichnis beherrschter Leidenschaften nach Pindar, jetzt fühlt er nur faustische Kämpfe:

„Nun schon wieder
den eratmenden Schritt
mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn!
Strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
schwebet der ewige Geist
ewigen Lebens ahndevoll."

Ebenso schwankt der Pendel seiner Sinnlichkeiten im selben Jahre zwischen Werther und Hanswursts Hochzeit — das ist so viel wie zwischen Petrarca und Aretino! Wie im zweiten Götz die sinnlich strahlendsten Stellen des Urgötz gemildert werden, so hat auch im Urfaust Gretchen „Meine Ruh ist hin" mit einem einzigen Worte heißer gefühlt, denn da hieß es: „Mein Schoß! Gott! drängt sich nach ihm hin!" Und im Kerker sagte sie damals: „Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang! Wie du küßtest, als wolltest du mich in wollüstigem Tod ersticken!"

Selten tritt dies dunkle Doppelwesen außerhalb seiner Ekstasen zu objektiver Betrachtung aus ihm vor. Einmal, als er in Mainz mit einem Freunde sitzt, fängt er nach einem Gespräch über literarische Fehden ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund . . das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das

Ideal meines Zorns. Ich weiß, das sind lauter vortreffliche Leute; aber just deshalb: was kann ich ihnen schaden?" Vor einer Burgruine diktiert er das empfindsame Lied:

„Hoch auf dem alten Turme steht
des Helden edler Geist" . .

doch kaum wird es gut aufgenommen, so beschreibt er die nächsten Blätter mit allerhand Reimen und Possen, um den Eindruck rasch wieder zu verderben. Und als er sein Vorgefühl eines Menschen in dessen erstem Briefe bestätigt findet, klagt Goethe: „Das ist was Verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr mißzuverstehen."

Bis in die Form der Briefe, Interpunktion und Handschrift dringt dies gehetzte Wesen, und gibt er seine eigene Handschrift zum Druck, so muß man Zeichen ergänzen, berichtigen, orthographieren. Auch liegen seine Arbeiten durcheinander, er zieht sie — schreibt ein Besucher — aus allen Winkeln seines Zimmers hervor. Dann wieder ist er so genau, daß er die Freundin bei Sendung einer Zeichnung bittet, „bei allem was heilig ist, sie aufs sorgfältigste zu verwahren, denn so hui ich sonst bin, ein Fältchen in so was macht mich rasend".

Noch in so kleinen Symptomen zuckt die große Antithese seines Doppelwesens auf. Jene zwei Seelen, von denen er viel später Faust wird reden lassen, deuten nur einen Teil des inneren Kampfes an. Den ganzen Zwiespalt seines Innern hat Goethe nie in Einem Wesen dargestellt, keine goethische Gestalt ist Goethe, immer hat er sich in ein Paar von Gegenspielern, auch von Frauen zerlegt — und hier liegt vielleicht der tiefste Grund, warum dieser vorwiegend lyrisch und episch fühlende Dichter zum Drama ging und nie mehr ganz von ihm loskam. Deshalb hat er in diesen

Jugendjahren, da der Konflikt am grellsten aus ihm rief, den Dialog des Dramas mehr gebraucht, nun wird ihm selbst die kleinste Parodie zum Dramolett. Deshalb enthält er sich in diesem unruhvollsten Jahre des Gedichtes fast ganz, während zwei Singspiele, Clavigo, Stella geschrieben und große Strecken des Urfaust „hingewühlt“ werden.

Es ist weder Laune noch Mangel an Selbstzucht, daß er nur die kleinen Stücke ausführt, Faust aber, wie Prometheus, Mahomed und Cäsar, als Fragmente verläßt. Während die Riesenthemen als Blöcke um ihn herumlagern, während er noch im zweiten Götz einen immerwährenden Szenenwechsel nicht überwinden mag, lesen sich die Singspiele wie ausgearbeitete Regiebücher. Mit voller Theatersicherheit wird „Claudine von Villa Bella“ von derselben Hand komponiert, die zugleich im Urfaust Szenen von vier Zeilen hinwirft. Und derselbe Autor, der seine Singspiele bis in die Orchester-Zeichen vorbereitet, immer Abschriften und Hefte machen läßt, verschließt Faustens Urschrift wie ein Geheimnis und findet, als er sie 25 Jahre später fortsetzen will, nur ein Konzept von gelben, mürben, abgestoßenen Blättern, das selbst wie ein altes Faustbuch wirkt.

In allen diesen Stücken lebt der innere Zwiespalt, sie leben von ihm, indem sie ihn in Paare von Gestalten auflösen. Schon damals nennt er seine Arbeiten selbst die aufgesparten Freuden und Leiden seines Lebens, und — ganz Mephisto — transponiert er gradezu das Dämonium seiner Seele durch seine Kunst auf die Mitwelt. „Ich bin müde, über das Schicksal unseres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen . . und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.“

Was er von seinem weiblich zarten Schwanken in

Weislingens Gestalt angebahnt hatte, als Fernando, als Clavigo bildet er's fort, nur ist Fernando — wild, schön, zwischen den Frauen — mehr als Weislingen ein Stück Goethe, freilich ein durch Herder, durch Pindar hindurchgegangener.

Deutlich wird das Doppelporträt zuerst in Clavigo und Carlos, und es ist nicht bloß der amoralisch junge, es ist sogar der alte Goethe, der für diesen Bruder Mephistos in seinen Erinnerungen eintritt: „Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß . . sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollt ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen." Ja, dieser Weltmann ist dem jungen Goethe besser gelungen als Clavigo der Dichter: es ist, als spürte er auch die weltliche Antithese voraus, in die sich seine innere bald verspinnen soll.

Doch erst im Faust tritt der zwiegespaltene Goethe ganz vor. Zwar ist der Dialog des Goethischen Dämons im Urfaust erst angebahnt, und darum wirkt dies Fragment monologischer als das spätere Werk. Sonst erscheint Urfaust, da hier die Fabel vom Gedanken weniger erdrückt wird, auch wegen seiner Kürze dramatischer als der spätere Erste Teil. Es ist fast nur die Tragödie Gretchens, die er damals gestaltet, denn von den 28 Szenen des vollendeten Faust stehen die zehnte bis letzte (bis auf drei) alle schon im Urfaust; die große erste Hälfte aber, die uns heut eigentlich den Faust bedeutet, fehlt beinah ganz: es fehlen zweiter Monolog und Ostermorgen, Spaziergang, Übersetzung und die ersten großen Szenen mit Mephisto. Da aber grade für diese die Vorlage schon im Puppenspiele steht, so wird

deutlich, wie Goethe damals Gretchen mehr als Faust dramatisieren will: die Wette aus dem Volksspiele läßt er weg, nur das Schicksal des Mädchens wird gestaltet.

Ist dies Mädchen Friederike? Da Goethe überall, besonders in der Jugend die Züge der gesehenen Gestalt zu übertragen weiß und liebt, fragt man: warum fehlen hier Friederikens persönliche Züge? Eine Liebschaft, die Goethe nur Idylle war, nicht Passion, ist verallgemeinert, also beinah das Umgekehrte wie im Werther ist geschehen. Doch ist hier nicht alles verallgemeinert, haben nicht auch Merck und Herder nur summarisch für Mephisto gesorgt? Hier hat nicht ein faustischer Goethe dem kaustischen Merck, nicht ein bauend Strebender mit reinstem Aufblicke dem lauernd Webenden dieses Tigerauges sich gegenübergestellt — er hat vielmehr die tiefe Verwandtschaft, die ihn zu solchen Naturen zieht, hier auch durch ihre Spiegelung schimmern lassen. Beide Gestalten, Faust und Mephisto, sind ganz und gar dämonisch, aber erst ihre Summe genügt, um Goethes Dämonie ganz auszuschöpfen.

Ihre Dialoge sind die stürmischen Dialoge in Goethes Herzen. Keiner von beiden ist rein, keiner Bösewicht, Mephisto ist im Urfaust durchaus nicht der Teufel, er ist von beiden nur der Klügere, Vorsichtigere, ein stärkerer Carlos.

Im Urfaust tritt Mephisto zuerst in Auerbachs Keller mit Faust zusammen auf, in Gegenwart der Studenten: kein Dialog. Nach einem Vierzeiler folgt erster Dialog auf der Straße, als Gretchen vorübergeht: sogleich ist es Mephisto, der verständig auftritt, als Weltmann lehrt er den ungestümen Faust das Raffinement erotischer Präliminarien. Faust wüst, Mephisto kultiviert. Gleich darauf tauschen sie die Rollen; als Faust in ihrem Zimmer reuig zögert:

„Ich weiß nicht, soll ich?“, erwidert nun Mephisto: „Fragt Ihr viel!“ Wie dann Faust den Tod von Frau Marthens Mann nicht ohne Beweise beschwören will, lacht ihn Mephisto aus, er habe Gott und Welt mit großer Kraft stets definiert,

„und habt davon in Geist und Brust
so viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt! —

Faust: Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste!
Mephisto: Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte!“

Und er fragt ihn, wenn er ihr morgen ewige Treue schwören werde:

„Wird das auch so von Herzen gehn?
Faust: Laß das. Es wird. Wenn ich empfinde
und dem Gefühl und dem Gewühl
vergebens Namen such und keine Namen finde
und in der Welt mit allen Sinnen schweife
und alle höchsten Worte greife
und diese Glut, von der ich brenne,
unendlich, ewig, ewig nenne,
ist das ein teuflisch Lügenspiel?
Mephisto: Ich hab doch Recht!
Faust: Hör, merk dir dies . .
Und komm, ich hab des Schwätzens Überdruß,
denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.“

Wo ist in diesem ersten Kampfe der beiden Stimmen die wahre, echte Stimme Goethes? Es ist nur ein zerteilter Monolog. Die wahren Dialoge zwischen beiden schreibt er 25 Jahre später.

Denn — nach einem theologischen Gespräche — unterbricht nun im Urfaust Mephisto nur zwei faustische

Monologe, um auf dessen wilden Wunsch, mit Gretchen zu Grunde zu gehen, das weltmännische Wort zu stülpen:

„Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht,
stellt es sich gleich das Ende vor.“

Schließlich kommt Mephistos Wort: „Sie ist die erste nicht! — Faust: Hund, abscheuliches Untier! — Mephisto: .. Warum machst du Gemeinschaft mit uns? .. Willst fliegen und der Kopf wird dir schwindlig .. Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du? — (Faust blickt wild umher) — Mephisto: Greifst du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward!“

Dies ist das Register ihrer Dialoge. Wo ist Goethes Partei? Wo sein Porträt? Wo das Tat-Wam-Asi? Auf beiden Seiten. Und selbst in dieser letzten, dieser einzigen Szene des Urfaust, wo sie sich bekämpfen, — ist es nicht auch hier Mephisto, der das Verständige vorschlägt, vorbereitet, die gemeinsame Flucht? Denn wenn ihn Mephisto nicht am Ende rettete, dann müßte Faust zu Grunde gehn, wie Gretchen, der eine Stimme zuruft: „Sie ist gerichtet!“ — und kein Widerhall des Himmels widerruft hier das unversöhnte Wort, das die ganze Dämonie dieser Vision am Schlusse noch einmal zusammenreißt.

Ein andres Problem seines Doppelwesens läßt Goethe in Faustens Seele monologisch laut werden: sein Schwanken zwischen Versenkung und Tatenlust beherrscht den großen Beginn des Urfaust. Erst ruft er: „Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!“ Dann ruft er: „Du, Geist der Erde, bist mir näher!“ Abgewiesen, stürzt er zusammen, ruft: „Ich Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!“ Im selben Augenblicke tritt hier schon Wagner ein: das Problem zwischen aktivem und Gedanken-Leben bleibt un-

entschieden liegen; sogleich folgt der Student, der Keller, dann nur noch Gretchen. Das Problem wird gar nicht mehr aufgenommen, weil es dem Jüngling unlösbar scheint. Er wird es ein Leben lang wälzen und doch nicht rein auflösen.

Und doch ist's diese selbige Konfession eines Zerklüfteten, aus der sich ihm ein Ausweg lichtet! Ruft der enttäuschte Goethe als Faust vor den Formeln des Weltgeistes: „Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!", so ist's doch nur ein Gleichnis, denn er fragt weiter:

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens!"

Natur — Zentrum seines Glaubens, einziger Polarstern, der dem chaotisch durchbrausten Jüngling unverrückbar leuchtet! Was noch von Resten kirchlicher Kerzen ihm in den letzten Jahren Segmente der Welt belichtet hatte, ist nun erloschen. Seine beiden Freunde sind Prediger, aber der eine sagt zu ihm: „Du bist kein Christ!" und an den andern, an Herder, schreibt er selbst mit wüsten Worten: „Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheißding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes bedürftiges Ding rasend macht!"

In solcher Dunkelheit und Wirrnis bleibt Goethe nichts, woran er sich klammern könnte, als Natur — jetzt aber weniger als ein idyllisch Aufleuchtendes, mehr als dumpfes Urgefühl des Schaffenden, als Trieb zu immer neuem Leben, als den „zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt", — mehr Gäa als Pan: „Frühlingsluft arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe, es löst sich aus dem Gewürge wieder was ab."

Dasselbe, ästhetisch gewendet, in einer Kritik: „Warum ist die Natur immer schön, überall schön, überall bedeutend? . . Ist's nicht, weil die Natur sich ewig in sich bewegt, ewig neu schafft und der Marmor, der belebteste dasteht, tot?“ Dasselbe, naturwissenschaftlicher: als er in physiognomischen Studien den Hund unbedeutend nennt, verbessert er sich: „Ich spreche unrichtig. Alles, auch das Alltäglichste, auch das Mittelmäßigste ist so bedeutend als das Ausgezeichnetste.“

Und noch einmal dasselbe rhapsodisch gerafft, hymnisch gehoben, ganz Sehnsucht und doch der höchste Grad von Harmonie, den Goethe damals für eine Stunde erhaschte:

„Wie im Morgenglanze
du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
sich an mein Herz drängt
deiner ewigen Wärme
heilig Gefühl,
unendliche Schöne!
Daß ich dich fassen möcht
in diesen Arm!“

In diesem 26. Lebensjahre, das seine Dämonie am grellsten bestrahlt, muß Goethe seinem Leben mehr Diener als Herr sein. Frankfurt verläßt er nicht; „doch habe ich ein so verworrenes Leben geführt, daß es neuer Empfindungen und Ideen niemals ermangelt hat,“ schreibt er einem fernen Freunde.

Das Leben dieser erregten, einsamen Seele ist immer

auf der Suche nach Verständnis, Freundschaft, Liebe. Die er zunächst sucht, trifft und hält, sind Literaten. Nie wieder hat Goethe so tief in der Gesellschaft von Schriftstellern gesteckt wie eben jetzt, und wie im Ganzen ihn die Welt und er die Welt periodisch anzieht und abstößt, so vollends geht's ihm mit den Literaten:

„Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehdessen haben sie mich geschimpft wie einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können." In der Farce gegen Wieland spricht er von der Ehrfurcht, deren dies ganze aberweise Jahrhundert von Literatoren nicht fähig sei, und noch im Alter betont er, wie man dies literarische Vertrauen für Liebe gehalten habe und wie er daran viele Jahre auf mehr als eine Weise litt.

Das ist der Grundton. Wo sich's um solche handelt, die ihn belauschen, ihn kopieren, begreift man Goethes Separation, auch wenn ein schnelles Bündnis vorausging. Klinger verehrt ihn mit Neid, Lenz haßt ihn mit Liebe. Beide etwas jünger, beide hochbegabt, doch Klinger bei aller Wildheit, mit der er immer neue Dramen hervorschüttelt, zu innerem Wachstum geduldig und berufen, Lenz dagegen auch als Charakter falsch, unkontrolliert, naiv-böse. Als Goethe Friederike verlassen, als er seine Schwester besucht hat, immer folgt ihm Lenz auf der Spur, er nagt an seinem Bildnis, während er's zu vergöttern wähnt, denn an ihm nagt die Mißgunst des Zweiten. Klinger aber brauchte, um sich als genial zu erweisen, nichts als den einzigen lapidaren Satz, den er 21 jährig über den damals sehr schwer erkennbaren 24 jährigen Goethe schrieb: „Ein wunderbarer Mensch . . er trägt Sachen in seinem Busen: die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!"

Schwieriger geht's Goethe mit Jacobi, denn während ein Golfstrom der Empfindung ihn dem Freunde verbindet, hat sein kältester Blick das Übertriebene, Wertherische in Jacobis Natur und Werken erkannt, karikiert, und ein verteufelter Trotz reizt ihn, dem Freunde, dessen schwache Nerven er kennt, die Bosheit vorzutragen: diese Absicht vertraut er einem Freunde im selben Augenblicke an, als er denselben Jacobi über alles preist!

Gefährlich wetterleuchtet es zwischen Goethe und Herder. Untilgbar lebt die Inbrunst seines ersten Eindruckes Goethe im Herzen, aber je mehr er steigt, da er alles vor sich hat, um so schwieriger wird Herders Haltung, der damals das Wichtigste hinter sich hatte. Hier war alles hochgeistig begründet: soll es nun in tägliche Lebenskreise gleiten? Verstimmt vergehen zwei Jahre ohne Begegnung, ohne Briefe, dann überwindet sich Herder — vermählt, in Amt und Würden — als Erster wieder zu schreiben. Fünf Jahre sind verflossen seit dem Straßburger Krankenzimmer. Schnell und warm, doch seltsam fernhaltend, herzlich und doch fremder erwidert Goethe:

„Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe, du trittst herein und reichst mir die Hand. Da hast du meine, und laß uns ein neu Leben beginnen miteinander. Denn im Grund hab ich doch bisher für dich fortgelebt, du für mich . . Mir wird's recht wohl, daß ich an euerm Buben und Haushalt wieder Teil habe." Später, mitten im Wirbel der Liebeskämpfe: „Schick mir doch was, schreib mir doch was von dir, was es auch sei! Wär's eine abgerupfte Papillotte — und besonders eine Silhouette deines Buben!"

Fern ist er schon, und wenn er meint dem Freunde die Hand zu reichen, so ist's im Grunde doch nur ein

Winken. Doch auch Herder erkennt Goethe mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe — und wie sollte das nicht ergreifen bei einem Mann wie diesem, der lebenslang sein Herz bekämpft! Noch jetzt, von dem fast 26jährigen Goethe, schreibt Herder privatim, er sei „überhaupt mit seinen Schriften nur Komödiant, in seinem Leben wilder Mensch und Zeichner und guter Junge“.

Am stärksten werden Goethes Nerven von einem neuen Freunde auf die Probe gestellt, denn wirklich muß man in dem engen Verkehr, der ihn in diesem Jahre mit Lavater verbindet, Goethes Geduld bewundern. Hier ist der erste Fall — und wenige werden ihm und erst viel später folgen — in dem sich Goethe einem andern um einer Sache willen anvertraut. Da er als Dichter nicht lernen kann, so muß es ein Stück Wissen sein, das Jener vor ihm besitzt. Aber um sich eng ihm zu verbinden, muß es doch mehr sein als bloße Wissenschaft, ein ganz Persönliches, nur von Natur zu Natur Übertragbares, was ihn lockt.

Und wirklich ist die Physiognomik, die Lavater wie eine neue Entdeckung eben nach Deutschland bringt, für den Augenblick beinah Lavaters Erfindung und Patent, halb Kunst, halb Wissenschaft, ein Verfahren, zu dem soviel Intuition als Beobachtung, soviel dichterisch heißes Vorgefühl für Seelen als naturforschend kühles Betrachten von Körpern nötig ist. Auf diesem halbsachlichen Felde begegnen sich beide, lernend und im Lernen produzierend Goethe, hingerissen vom Schüler sein Lehrer.

Denn Lavater, acht Jahre älter als Goethe, trägt ihm grenzenlose Verehrung zu; schon die Entschiedenheit, mit der dieser unter allen Geistern der Zeit herumreisende Fanatiker in dem Einen Jüngling das Genie erkennt und festhält, genügte, seine Urteilskraft zu erweisen. Und doch

will's die Ironie des Geschehens, daß dieser Mann, der die verräterische Wahrheit menschlicher Züge neu entdeckt hat, grade Goethe, seinen Helden, zwar aus seinen Werken erkennt, vor seinem ersten Bildnis aber enttäuscht steht! Brüderliche Begrüßung kann später dem Auge nur ein Vorgefühl des Herzens bestätigen.

So geht es Lavater immer in entscheidenden Momenten: dieser große Physiognomist, der tiefe Quellen der Menschen-Erkenntnis aus der Verschüttung zuerst freigelegt hat, ist doch im Grunde weder Menschenkenner von innen noch Augenmensch von außen, weder intuitiv noch eigentlich genial: nur Analytiker und Enthusiast. Es gibt Blätter in Lavaters großem physiognomischen Werke, auf denen man Art und Handschrift beider Autoren nebeneinander betrachten kann, und gleich ist alles klar. Hastig schräge, wilde Züge kündigen in der Mitte Goethes schnell fassende Art an, zierlich und vertikal gruppiert Lavaters Hand um diesen feurigen Kern seine klugen Kommentare.

Man tritt vor ihre Bildnisse: da blicken, neben Goethes stechenden, raffenden Augen, Lavaters suchende, und neben Goethes lustvoll kühnem, stolz geschlossenem Munde ist da ein geistlich-weltlicher zu sehen, von dem ein Freund und Kenner schrieb, „dies unschuldige Lächeln um seine Lippen sei verführerisch". Es ist alles nur so Blick bei euch, sagte Herder in Straßburg zu Goethe und sagte es mit der ganzen kritischen Suffisance des augenleidenden Geistesmenschen. Jetzt, in der Physiognomik kann niemand eingeborener herrschen als ein Dichter, bei dem alles Blick ist: Menschen-Erkenntnis und Beobachtung wirken hier in Eins, um Goethe sogleich zum ersten Physiognomisten zu machen, und indem er seine schauen-

den Geisteskräfte hier in eine Provinz der Wissenschaften senkt, beginnt er, ohne es noch zu ahnen, als Augenmensch eine zweite Bahn, die erst mit seinem Leben enden wird.

Während Lavater schwärmt oder tadelt, sucht und findet Goethe allemal das Gesetz. Statt in den Zügen eines historischen Kopfes nachträgliche Bestätigung für seine Leistung zu erforschen, vermag es Goethe, einen unbestimmten Kopf auf den Namen zu signalisieren, dem er einzig gehören kann. Dies ist Intuition, und es ist, als hörten wir ihn beim Weine genialisch improvisieren, wenn wir ihm zuhören vor einer angezweifelten Büste Homers:

„Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander. Es ist Homer! Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben . . Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt . . Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter . . der willige Mund . . scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld . . Leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um seiner selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung."

Dagegen ist es Lavaters Technik, daß er in der Kirche die Hände der Gebenden beobachtet, wenn der Klingelbeutel herumgeht. Deshalb — schreibt Goethe später — war auch „die Art, womit Lavater die Physiognomien zergliederte, nicht in meinem Wesen. Der Eindruck, den der Mensch beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältnis zu ihm.“ Hier ist die Art dämonischer Naturen, sich rasch, einseitig greifend in den Besitz des andren zu setzen — und damit der tiefste Grund genannt, aus dem Goethes Wesen grade damals zur Physiognomik neigte.

Dies heiße Leben von Person zu Person, dies feurige Erdringen des Menschen in Liebe und Ironie, in Mitleid und Spott — niemals in Haß — und somit stets positiv: dies höchst persönliche Empfinden führt ihn und grade in dieser nervösesten Zeit zur Körperlehre der Seele. Deshalb beschäftigten ihn am liebsten Tierschädel, von denen jeder anders wirkt und ist. Zugleich findet er hier für seinen gesamten Impressionismus Deutung, Ruhepunkt, sogar Verteidigung.

Verschiedene Anschauungen — schreibt er, Lavaters Werk einleitend, mit persönlichen Hintergedanken — machen eine Sache noch nicht unentschieden. Schreibt einer über die Liebe, verschlingen's die jungen Leute, die alten wehren es ab. „Wer soll's entscheiden? Niemand denn der Physiognomist. Der tritt dazwischen und sagt . . Das Buch ist weder fürtrefflich noch elend. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling, es enthält alles, was sie bezeichnet: diese blühende Wange, diesen hoffenden Blick, diese vordringende Stirn; und weil dir's gleich sieht . . so nennst du's deinesgleichen, oder, welches Eins ist, deinen Freund, oder, welches Eins ist, fürtrefflich.“

Weil ihm in diesen Dingen Lavater eine kurze Weile Führer ist, verzeiht er ihm sein Wesen jahrelang. Am besten hat ihn Goethe erfaßt, bevor er ihn sah: „Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll mich's hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die korrektive Kraft entzogen und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist." Als dann Lavater nach Frankfurt kommt, überströmend, wird Goethes Herz gefangen und zu dem Urteil verleitet, er habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten; doch zugleich findet er weniger Phantasie, als er sich vorgestellt hat.

Bald macht ihn Lavaters beharrlicher Pietismus nervös. Gleich zu Beginn hatte er ihm die vier einfachen Worte geschrieben: „Ich bin kein Christ." Lavater hat ihn darum für einen Atheisten erklärt, der ihn sofort selbst zum Atheismus überzeugen müßte. Zugleich zeigt er Goethes Briefe überall herum, dieser mahnt leise ab, darauf Lavater: „Goethe! Du fängst an zu sinken — — aus Güte, denk ich, aus Weisheit —: Mußt du mir sagen: gehe behutsam mit deinen Briefen um — Goethe! warum sinkst du unter mich — o du!! Lieber! — Zehn Minuten halte ich die Feder schon. Bäbe heißt mich fortschreiben . ."

Und seitenlang und bogenweise gehen so seine Briefe, Verschen eingestreut, Gedankenstriche (die Goethe eine kurze Weile anstecken), mit Aufschriften, Anschriften, Ausrufezeichen, alles in Diminutiven, alles weich, alles kritiklos. Goethes und aller Menschen Vertrauen sucht sich Lavater zu erdringen, nicht eigentlich aus Mangel an Takt,

nur aus Gier nach allem Psychischen, um alles Physischen Grund und Deutung zu bestimmen. „Überhaupt dürst' ich in meinen Phantasiestunden nach nichts so kindisch wie nach unsichtbarer Beschauung . . meiner Freunde. Ich möchte sie mir ganz vorstellen, wie sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, essen, faulenzen, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben — meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisieren, frisieren lassen usw. . . Was ich für ein Kind bin!"

Der letzte Satz ist gelogen, er könnte dem vorigen seine Bedeutung nehmen: denn grade in diesen Sätzen greift man ihn ja ganz, den Mosaik-Künstler, den Analytiker.

Goethe erwidert diesen Kugelregen von Briefen seltener, kürzer, verschwiegener, doch immer brüderlich, meist über das gemeinsam zu edierende Werk, warnend, Lavater möge nicht alles drucken, stechen, nicht alles sehen lassen. Das Kostbarste, was er ihm anvertraut, geht durch Lavaters Zerstreutheit verloren: denn in seinem weibischen Tagebuche, das zugleich herrliche Einfälle enthält, heißt's wiederholt, Goethe habe ihm hundert Dinge mit der Miene des sich fühlenden Genius gesagt, — er habe sie aber vergessen. Wie lange er selber geschlafen hat, wird täglich notiert.

Dabei übernimmt Goethe die Korrespondenz mit dem Verleger, läßt alle Beiträge, Silhouetten, Stiche durch seine Hände gehen, schlägt schließlich ein System dieser Sammelforschung vor, das Lavater annimmt, doch nicht festhält. Später faßt ihn Goethe energischer an: „Wenn ich dich künftig frage, so antworte Mir — es kann all gut sein, was du dir denkst und wähnst, aber wenn ich frage, mußt du nie Weibern antworten." Schließlich fällt Goethes bester

Anteil an dem Werke durch Lavaters Zerstreutheit weg, und selbst sein Name wäre um ein Haar in dem Buche verschwiegen worden.

Mit sonderbaren Gefühlen blicken Freunde und Menschenkenner, neugierig und sensationell blicken fremde Besucher sich im Goethe-Hause zu Frankfurt um. Es ist der Rahmen, der ihn mit der Welt heute verbindet, morgen von ihr trennt, und darin regiert dieser junge berühmte Sohn, mit Anmut oder heftig, die Freunde an des Vaters Tafel, auch als Hausgäste ladend, und Frau Aja — wie die Grafen Stolberg die Mutter nennen — muß oft in den Keller, vom Ältesten einen heraufzubringen.

Jetzt endlich sieht sich der lebendige Instinkt dieser immer noch jugendlichen Frau von ihrem Sohn bestätigt: Ruhm, den man ihm von außen zuträgt, erlaubt ihr nun, ihn restlos zu vergöttern und alle Unbill zu vergessen, in der sie so lange die freudlose Ehe trug. Des Vaters Liebe, auf Ehrgeiz gebaut, ist freilich werktätiger als die ihre, doch der Sohn, ob er der immer heiteren Mutter auch herzlicher begegnet als dem knorpligen Vater: keinem von beiden bringt er in diesen stürmischen Zeiten seiner Seele tieferes Vertrauen entgegen. Weder Briefe an sie, die es auf Reisen bezeugen müßten, noch seine Tagebuch-Briefe an die Freunde noch die Berichte der Besucher geben irgend ein Zeichen wahlverwandter Hingabe, die auf Verständnis ruhte.

Dies Haus ist sein Hafen, und schreibt er in Wochen heftigsten Treibens einmal, er sei mit einem Katarrh bis Zehn im Bette geblieben, so ist es „mehr, um die Emp-

findung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher diskuriert, ich hab meinen Tee getrunken und so ist's besser. Ich habe wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden." Ist's nicht schade, daß die Schwester nun aus dem Hause ging? Für sie ist es vielleicht gut oder doch besser, ihr disharmonisches Gemüt hat in diesem Hause nur schwer geatmet. Wird es nun heller werden in dem badischen Städtchen, in das eine gute Stellung ihren schwierigen Gatten gerufen hat?

Wieder taucht Corneliens zerquältes Gesicht neben Goethes ringenden Zügen auf: ihre gewölbte Stirn, von der Haartracht der Mode vollends entstellt, macht keinen guten Eindruck. Im geistigen Verkehre mit dem Bruder sänftigten sich auch die erotischen Instinkte des pathologisch unsinnlichen Mädchens, und er selbst bezeichnet im Alter ihren Verkehr mit den merkwürdigen Worten „frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran . . (Sie) wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen" und wäre nach Goethes Idee besser Äbtissin als Hausfrau geworden, hätte sie nicht die Kühle der Eltern, das Werben des jungen Mannes verwirrt, der sie haben wollte. In ihrem Tagebuche sucht sie vergeblich die „hohe Vorstellung von der ehelichen Liebe zu vertilgen . . Wie dürfte ich aber eine solche Seligkeit erhoffen, da es mir an jedem Reize fehlt, der Zärtlichkeit einflößen könnte?"

Dem sie nun folgt mit 23 Jahren: Schlosser, der 34-jährige Sohn eines Frankfurter Kaiserlichen Rates, von Goethe sein Antipode genannt — Kopf ohne Ebenmaß und Gleichgewicht der Züge, mit wildem Auge, spöttischem

Munde — eine dunkle, sinnliche Natur, erdrückt das Mädchen. Das Schicksal dieser zweiten Mischung des Goethischen Blutes wirft rückwärts und vorwärts Strahlen und Schatten in die Geheimnisse jener Physis, in der sich Goethes Lebenskampf abspielt.

Wieder wird dieser Kampf durch eine Leidenschaft erst wahrhaft transparent. Denn niemals bleiben Goethes Liebes-Affären ohne Folgen für sein inneres Werden; sonst könnten sie — für ihn und für die Darstellung — zurückbleiben hinter der Begegnung mit einem starken Geiste, einem neuen Volk, einer neuen Wissenschaft. Weil Eros die stärkste Kraft bedeutet, mit der sein Wesen und Werk sich in höhere Ebenen schraubt, weil er so greifbar wirkt und deshalb so ergreift, ist er Goethes Zeichendeuter.

Dies sturmbewegte Jahr der Seele ruft nach Konflikten mit der Welt. Seit er mit Achtzehn das Leipziger Käthchen verlor, hat Goethe Leidenschaft aktiv und gegenwärtig nur selten, vielleicht hat er sie nur in den wenigen Wochen seiner Liebe zur jungen Frau Brentano gefühlt. Jetzt, sieben Jahre nach dem Abschiede von Leipzig, ist er gestimmt und reif, sein dunkel aufglühendes Temperament in einen andern, glänzenderen Spiegel zu werfen. Welt hat sich ihm das erstemal aufgetan, der Schimmer, in den der Ruhm den Jüngling hüllt, strahlt in dies unbestechlich strebende Gemüt, Schönheit, wie sie ihm nie begegnet ist — von seinen Frauen war keine schön gewesen — lächelt ein erstes Mal ihm zu, leichtsinnig, fangenswert, haltenswert, und da sie ihn aus goldenem Rahmen anruft, tritt er geblendet aus der

Höhle der Dämonen und sucht sich eine neue Freiheit zu erfliegen.

Etwas unendlich Leichtes ist es, was Goethes beschwertes Gemüt durch Lili sich zu erhaschen trachtet. Ein Zauber ist es, den er dem schlanken, blonden Mädchen zuschreibt, dies Wort vom Zauber erfüllt Verse und Briefe, die nun dreiviertel Jahre lang das Mädchen umkreisen werden, und nennt er sie jetzt schön wie einen Engel und bekennt er noch nach über 50 Jahren, er habe im Grunde nur diese Eine geliebt: beides ist nur wahr, wenn man beides zusammenhält.

In diesem Jahr ist er zum ersten und letzten Male größeren Stiles ein junger Mann der Frankfurter Gesellschaft. Auf dem Eise, im Fasching, auf Bällen scheint er unter Frankfurter Patrizier-Söhnen und jungen Engländern der Stadt ein Gleicher unter Gleichen, obwohl ihn jene so wenig zur ersten Gesellschaft rechnen, wie er sie Freunde seines Herzens nennen würde. Denn es ist mehr der geniale Sonderling, von dem die Gazetten schreiben, als der Sohn des retirierten Kaiserlichen Rates, den man einlädt, mehr Neugier als Standesstolz zieht ihn heran, — und so verzeiht man ihm auch die etikettelose Art, mit der er, durch einen Freund in einer Abendlaune eingeführt, plötzlich im Rokoko-Salon eines Frankfurter Bankiers erscheint.

„Es war schon spät .. Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate

trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen . . Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand."

Dies ist Lili Schönemann — und daß die Szene nicht etwa für Dichtung und Wahrheit erfunden ist, bezeugen die Skizzen dazu. Nach dem ersten coup de foudre ist es um ihn getan. Denn wie er sie in jenen Minuten mit antiker Naivetät sinnlich ins Auge einfängt, so ist es ihre hohe, blonde, blauäugig strahlende Gegenwart, dann ist es Frisur und Toilette, Fächer, Reitpferd und Wagen, Park und Balkon, das ganze Arsenal eleganter Reize, in dem er sie erfaßt, aus dem er sie anfänglich nicht entfernt sehen möchte.

Da ist es ja! — denn was er immer bei den Frauen sucht, das Dauernde, das Bindende, Gemeinschaft, Hafen, Haus und Ehe: hier scheint ihm alles dafür bereitet, sie ist frei, reich, Stadtgenossin, sein stetes Fliehen aus Unrast unter ein Dach scheint hier die weltlich rechte Stätte endlich zu finden. Entzücken, das die schöne 17jährige besitzen will, Lust an Glanz und Gut, dumpfes Streben nach Erlösung innerer Spannungen durch Gründung einer Familie: — alles reißt den ohnedies in karnevalistischer Flut treibenden jungen Mann in diese reiche bürgerliche Gesellschaft der Freien Stadt, um Lilis Herr und Diener darin zu heißen.

Aus seinem Kontobuche: „Blumen, Bilderbögen, Pferd, ein goldenes Herzchen, acht Schachteln Husaren und Reiter von Zinn, wegen Absagung des Pferdes, 100 holländische Federkiele, Perückenmacher, Blumen, Degenverputzen, Stiefelschnallen, lederne Handschuh waschen, Messing-

schilder, ein Lot italienische Zeichenkreide, Zungen in die silbernen Schnallen, 1/2 Pfund Schrot, 1/2 Pfund Pulver, Haarbeutel, Blumen, eine weiße venezianische Maske, Paar weiße Handschuh, 32 Kupferabdrücke von Herrn Klopstock, Pfund Konfekt, Schneiderrechnung, Blumen . ."

Das sind die Requisiten des einzigen weltlichen Romanes, den Goethe durchlebt, der ihn glücklich und rasend gemacht, den er nie vergessen hat. Trotzdem kopiert er eigentlich nie die jungen Kavaliere: die bürgerliche Geld-Elegance macht ihn gleich stutzig, sofort spürt er die Differenz von wahrhaft und von scheinbar großer Welt.

Als er im selben Winter zum erstenmal an der Tafel eines Fürsten sitzt, ist er vollkommen: „Goethe spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig — schreibt der Meininger Herzog an seine Schwester —, er hat seine ganz eigenen Façons . . seine eigenen Ideen und Meinungen . . Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdrucks . . verdienen Bewunderung." Dies erste Urteil eines Fürsten über Goethe, nicht tief, nicht schief, enthält keine Glosse über geniehafte Lässigkeit, die ein Fürst gewiß zuerst erzählt, vermutlich erwartet hätte.

Hier aber, unter den reichen Bürgern der Vaterstadt, deren verstockte Witzigkeit über sein Wesen er kennt und verachtet, gibt er sich mit Absicht oft als Naturbursche. „Goethe ist jetzt lustig — schreibt ein Maler —, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonsten nicht. Doch . . im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen . . Wenn und wo alle Menschen in feierlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil."

Aus dieser Opposition entwickelt sich die äußere Verwirrung, die seine innere begleiten wird. Er, der alle Frauen seines Herzens im Rahmen ihres Kreises aufzufassen und so zu lieben pflegt, stellt sich mit der Erbitterung des genialen Bürgersohnes, mit trotzigem Veto gegen die Welt, der er entstammt — und muß sich dennoch gestehn, wie eben durch diesen Rahmen Lilis Bild nur reizender wird! Doch erst nach einem unleidlichen halben Jahre sieht er das Mißtrauen gegen diese Bürgerwelt handgreiflich bestätigt.

Ein seltsam tieferes Mißtrauen ist es, das mitten in voller Hingabe an ihre Gestalt ihm seine Neigung selbst verdunkeln will, es tönt sogar aus den drei Liedern wieder, die er ihr formt, leicht wie ihre Füße schweben. Neue Liebe, neues Leben — doch zugleich steht er im Grund befremdet, fragt erschrocken:

„Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
weg, warum du dich betrübtest,
weg dein Fleiß und deine Ruh —
ach wie kamst du nur dazu . .

Will ich rasch mich ihr entziehen,
mich ermannen, ihr entfliehen,
führet mich im Augenblick,
ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
das sich nicht zerreißen läßt,
hält das liebe, lose Mädchen
mich so wider Willen fest:

Muß in ihrem Zauberkreise
leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!“

Ist dies das nämliche Herz, das immer sonst nach Liebe rief, sie brauchte und ergriff, bis sie auf sonderliche Art ihm wieder genommen wurde?

Eine Art Antwort gibt er im zweiten Liede, in dem er sich als den armen unbekannten Träumer stilisiert, als hätt' er nie die Welt gesehn. Staunend hören wir ihn anfangs also lügen:

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
in der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen . .“

Doch bald bricht er durch:

„Träumte da von vollen goldnen Stunden
ungemischter Lust!
Ahndungsvoll hatt ich dein Bild empfunden
tief in meiner Brust.
Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
an dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
gegenüberstellst?“

Doch erst in den glühenden Duetten zwischen Stella und Fernando offenbart der Dichter, nach mancher Maskerade, wie sehr er Lili begehrt, weg über alle Pracht, die ihn gestern blendete, die er heute verachtet: denn in einer

Viertelstunde seines Traumes zeigt ihm der Genius mehr Herrlichkeiten, als die Familie Schönemann und ihre Offenbacher Freunde in allen ihren Parks und Villen aufzubauen wissen.

Er kennt sich wohl. Die Doppelrolle, die zu spielen er sich nun gedrungen fühlt, sieht er so klar mit seinem kalt fassenden Auge, als er sie im heißen Herzen spürt. Er spricht's auch aus, doch nicht dem schönen Mädchen, die er von seinen Dunkelheiten nur so viel sehen läßt, als sie begreift. Zugleich liebt er, auf eine gänzlich andere Art — von dieser Erde auf ein Gestirn versetzt — eine junge Adlige, die er nur aus Briefen an ihre Brüder ahnt.

Dieser jungen Auguste Gräfin Stolberg, die er gar nicht kennt, auf deren Mitfühlen er nur aus ihren Briefen geschlossen hat, schreibt Goethe in der Verwirrung seines Herzens die intimsten Briefe seiner Jugend, und je ferner sie ihm bleibt auf ihrem norddeutschen Gute, um so hingebender braust sein Selbstgespräch zu ihr hinüber, — als fühlte er sich, getrennt, vor allen Enttäuschungen der Wirklichkeit gesichert. Es ist, als baute er sich mit zuckenden Händen in der Ferne eine einsame Burg, auf die aus allen Trubeln des Herzens zu entfliehen ihm doch ewig nur Hoffnung bleiben darf.

Sie wiederum begreift dies Unerhörte, ihr Takt hält sie zurück, noch nach Jahrzehnten reist sie nicht zu diesem Manne — und erst im hohen Alter werden sie wieder zwei wunderbare Briefe wechseln. Goethe hat die Gräfin Stolberg nie gesehn. Hier folgen Stücke aus den Briefen an sie, die er selber Tagebücher nennt, weil darin seine Verwirrung zu sich selbst redet, wie Werther:

„Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leid-

lich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von einem Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

„Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht . . weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der . . dessen größte Glückseligkeit es ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

„Gott weiß, ich bin ein armer Junge — den achtundzwanzigsten haben wir getanzt, die Fastnacht beschlossen . . und dann — viel Freud und Lieb umgeben mich — Morgens, da ich nach Hause kam, wollt ich Ihnen schreiben . . Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann . . Bleiben Sie mir

hold — ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! — Gute Nacht. Ich dachte, mir sollt's unterm Schreiben besser werden — Umsonst, mein Kopf ist überspannt.“

„Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Szene (an Stella) geschrieben. O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging zu Grunde. Bald schick ich ihnen eins.“ — „Mir ist's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär ich im Himmel . . Dank für die Schilderung dein und deines Lebens, wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! O könnt ich auch! — Behalt mich lieb . . Jetzt gute Nacht und weg mit dem Fieber! — Doch wenn du leidest, schreib mir — ich will alles teilen — o dann laß mich auch nicht stecken zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst!“

Seit er vor sieben Jahren liebte und sich in tollen Briefen Behrisch anvertraute, hat diese Brust nicht mehr so wild gestöhnt; auch wird sich dieser Ton nie wieder finden. Mühsam zurückgedrängt scheint nun das Chaos wieder vorzubrechen, doch weit gefährlicher — denn diese sieben Jahre waren dem Bau eines Deichs und Dammes gewidmet, und es hat Momente gegeben, wo man sich schon sicher fühlte.

Goethe verlobt sich — und alle Einzelheiten seiner künftigen Häuslichkeit drängen sich dicht vor seine Sinne, grade zu einer Zeit, wo die von Widersprüchen geschüttelte Natur im Sturm sich biegt. Furcht vor Erfüllung seiner Wünsche muß die Folge sein. Nach außen ist es zuerst sein Vater, der sich recht unwirsch zeigt: sein Haus

sei zwar für eine Schwiegertochter, doch nicht für solche „Staatsdame“ zubereitet, man müßte ein neues Gewölbe bauen; die Elternpaare, zusammengeführt, können sich ineinander nicht finden — tragischer Grund: Schönemanns reformiert, Goethes Lutheraner! Frau Aja freilich wünscht sich eine Tochter ins Haus, und wie der Sohn sie auf dem Boden in Betrachtung seiner alten Wiege findet, verbergen Beide ihre Verlegenheit in dem Streit, ob Wiege oder Körbchen für Neugeborene besser sei.

Doch wie soll Lili all ihre Geselligkeiten in einem Hause weiter pflegen, wo ein mürrisch-didaktischer Schwiegervater neben einer tätigen Hausfrau lebt, die es nach der Arbeit gemütlich haben will und bequem? „Ahnung des Trugschlusses, — heißt es später in biographischen Notizen — man verschweigt sich die Zweifel, teilt sich das Günstige mit, bestärkt sich äußerlich, nachdem man innerlich schwankt, ohne daß die Leidenschaft dadurch gemildert werde. Vollkommene Dienstbarkeit war eingetreten.“

Denn zwischen Eltern und Freunden, die auf beiden Seiten Mißmut pflegen, läuft nun der Bräutigam auf und nieder, Advokat, Kavalier, als Berühmtheit aufgesucht, gehorchend Lilis Wünschen, wenn er kalt sein soll, — denn sie ist doch noch eine kühle Schöne, und beliebt es ihr mit andern obenhin zu kokettieren, so muß der Mann der ungeheuren Gefühle diese Spiele ihrer flachen Erziehung wie Peitschen der Eifersucht empfinden.

Als Dichter macht er sich Luft, und scheint auch „Stella“ eben deshalb weniger gelungen, weil er es mitten in der Leidenschaft, nicht wie den „Werther“ nach ihr

schrieb, weil Genius und Dämon — könnte man auch sagen — vereint sind, statt heilsam getrennt: dennoch glüht das Stück nur um so heftiger und heißt mit Recht ein „Schauspiel für Liebende". Zugleich vollendet und verändert er unter Lilis Eindruck das Singspiel „Erwin und Elmire": da muß Elmire all die schönen Dinge sagen, die er so gern von Lilis Lippen gehört hätte, wobei er denn sich selbst beinah als Engel porträtiert:

„Weh dir, Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der Edelste .. Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach?" Dann läßt er Lili sich wieder verteidigen, und obwohl er den Sittsamen spielt, macht er uns doch zum Zeugen einer zweifellos echten Szene: „Wäre er nicht so .. demütig gewesen, — sagt Stella — ich hätte ihn nicht so geliebt, und er wäre nicht unglücklich. Er hätte merken müssen, daß ich mich oft nach ihm umsah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurücktrat .. Wie er mir die zwei Pfirsiche brachte, auf die er so lang ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbstgepropftes Bäumchen zum ersten Male trug. Er brachte mir sie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit .. ich präsentierte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen: ich hatte sein Herz mit Füßen getreten."

Da sind sie, Lilis Reizungen, Sprödigkeiten, da ist ihre ganze herzbrechende Teufelei!

An ihrem Kreise läßt der Dichter seinen Ärger aus in „Claudine von Villa Bella", dem andern Singspiel dieser Monate, wenn er den edlen Räuber die Aufforderung, sich

besser aufzuführen, so zurückweisen läßt: „Davon versteht ihr nichts! Was heißt das: aufführen? Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger toller Kopf? . . Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich?“ — ruft Goethes Stimme leidenschaftlich durch des Räubers Organ — „Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbwegs was wert ist, lieber in die weite Welt gehn?“

Doch zwischen Szenen und Mißverständnissen: welche Stunden leichter Freude, welche Unbefangenheit in ihren Armen! „Schön wie ein Engel, und ich hatte sie vier Tage nicht gesehen! . . Gestern waren wir ausgeritten. Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferd sehn! . . In mir ist viel Wunderbares, Neues, in drei Stunden hoff ich Lili zu sehen.“

Rasch bleicht der Stern der jungen Frau Brentano zurück. Noch im Herbst hatte er, nach einer Begegnung in der Komödie, appassionato ihrer Mutter geschrieben: „Ich hab wieder die Augen gesehn, ich weiß nicht, was in den Augen ist.“ Kaum hat er Lili kennen gelernt, heißt Maxe die „liebe Schwester“, bald noch schlimmer „die kleine Frau“. Wieder wartet er ungeduldig auf das Kind der Geliebten, dessen Ankunft alles ausgleichen soll, und im Frühling legt er's, mit seinem Herzen schon in weiter Ferne, sich so zurecht: er wolle wiederkehren, wenn ihr Herz sich zu ihrem Gatten neige, — und man versöhnt sich, als sie Mutter ist.

Um Lili wechseln unaufhörlich in ihm Hoffnung und Verzagen. Am gleichen Tag, als er der Freundin zuruft: „Rette mich von mir selbst!“, hofft er gegen Herder, bald

werde sich alles ordnen, die Zwirnsfäden, an denen sein Schicksal hänge, sich endlich knüpfen lassen; „übrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich lahm, ohne mir doch den guten jungen Mut zu nehmen.“ Kurz zuvor, an Jacobi: „Bleib bei mir, lieber Fritz — mir ist, als wenn ich auf Schlittschuhen zum erstenmal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen, um das, wohin all meine Seele strebt.“ Zugleich: „Täglich streb ich und arbeit ich braver zu werden, hab auch Gott sei Dank wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen.“ Oder einer Fremden, mitten in einem ersten höflichen Brief: „Ich lebe wie immer in Strudelei und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens.“

Indem er diesen Satz schreibt, anfangs Mai, ist die Unmäßigkeit des Schmerzes in ihm vervielfacht, es ist auch Frühling geworden, es sind auch die Grafen Stolberg angemeldet, die mit ihm reisen möchten. Was sich im einzelnen zwischen den Liebenden noch zutrug, ist unbekannt, auch nicht sehr erheblich. Vielleicht war sie seine Geliebte, selten: denn in den Formen ihres Umgangs und nach Lilis Natur könnte es nur ein rasches gelegentliches Abenteuer sein; die biographischen Notizen, über Lili sehr ausführlich, enthalten später diese Worte: „Abenteuer mit Lili. Einleitung. Verführung. Offenbach.“

Jetzt scheint eine halbe Entlobung einzutreten. „Mir geht's wie dir, lieber Bruder, — schreibt er an Herder — meinen Ballen spiel ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber

auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Goethes vierte Flucht vor einer Frau, wieder ohne Abschied, wenn auch diesmal mit „einigen Andeutungen". Kaum ist er fort, wie fühlt er sich befreit! Nennt sich den ausgebrochenen Bären, die entlaufene Katze, fühlt die kleine goldene Kette nicht mehr, mit der er sich wollte binden lassen, und „alles ist besser, als ich dachte. Vielleicht, weil ich liebe, find ich alles lieb und gut." Denn wie er nun nach Süden reist, fühlt er sich immer noch als Liebender, aber zugleich ein freier Mann, man weiß nicht recht, wie er sich sein Verhältnis zu Lili eigentlich bürgerlich vorstellt: er selbst scheint es nicht wissen zu wollen. „Ich bin sehr in der Luft, Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war so ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens."

In dieser Stimmung, wahrhaft als ein Liebender, tritt er zum erstenmal ins Haus der Schwester.

Wieder verdunkelt sich dies eben erleichterte Gemüt. Wird denn der Schwester die Ehe zum Verhängnis? In den ersten Stunden sieht sein Auge, was Schlosser vertraulich schrieb: „Ihr ekelt vor meiner Liebe." Den Schwager sieht er vormittags als Oberamtmann fungieren, nach Tische Garten- und Drechslerarbeit tun, dann wieder Kanzlei, dann eine Stunde Griechisch, abends mit der Frau. Cornelia hört er über den Haushalt klagen, für den sie nicht sorgen mag, sie kränkelt, geht nicht aus. Und als er ihr wie früher Konfessionen macht und für und gegen Lili alles beichtet, da fühlt er das ganze Unheil dieser Ehe im Zittern ihrer Stimme, als sie ihn beschwört, nicht Lili — und keine und niemals zu heiraten! Halb sagt er's zu, sie will ein Versprechen, das schlägt er aus.

Als Cornelia ein Jahr darauf ein Kind zur Welt bringt, mag sie's nicht behalten, gibt es fremden Leuten, weil es lustig sei. Sie wird gemütskrank, man versucht's mit einer Kur: kurzer Erfolg, Zusammenbruch. Von dem Bruder kommen nur noch selten Briefe.

Jetzt verläßt Goethe mit schweren Gliedern, mit lastenden Gedanken über ihr Schicksal das Haus der Schwester, fährt nach der Schweiz hinüber, klagt aber schon nach zwei Wochen, der Hauptzweck seiner Reise sei verfehlt; „und komm ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Tor, allein drum bin ich's doch — und warum soll man auch das Lämpchen auslöschen, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert . . Könnt ich nur recht tief in die Welt! Vermute aber, ich werde nächstens wieder bei euch sein."

Je ferner er Lili rückt, so heftiger wünscht er wieder die reizende Gewohnheit ihrer Nähe. Dabei lernt und genießt er, sucht Menschen auf und Dinge, und auf dieser Sommerfahrt der Freunde, auf Seen und Gipfeln der deutschen Schweiz heißt es zuweilen: „gejauchzt bis nachts Zwölf" oder „sauwohl und Projekte". Nur das Herz will nicht in Gleichklang kommen, im Grunde ist Goethe doch immer einsam bei den Andern, und wie er sich mit Eros hin und wider streitet, plötzlich fällt ihm, nach Jahr und Tag zum erstenmal, in einem Hochtale seine Lotte ein, und als riefe er sie aus der Ferne bis in die norddeutsche Stadt, so klingt es: „Nicht wahr, Sie haben mich noch ein bißchen lieb, und so halten Sie's und küssen Ihren Mann auch von mir und Ihre Kleinen."

Zugleich rettet er sein verwirrtes Herz in einen andern Hafen: einer wunderlichen, beinah unbekannten Freundin — Nagel heißt sie, Vorname ungewiß — schickt er nach

Offenbach, wo sie dicht neben seiner Braut wohnt, schwermütige Zeilen, in denen es heißt:

„Still und eng und ruhig auferzogen,
wirft man uns auf einmal in die Welt,
uns umspülen hunderttausend Wogen,
alles reizt uns, mancherlei gefällt . .
Und da sucht das Aug oft so vergebens
rings umher und findet alles zu:
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens
ohne Sturm und ohne Ruh . .
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
und das Herz — es schließt sich zu."

Wie schnell dies Leben rauscht! Lotte, für die er heut vor drei Jahren so heftig glühte, daß noch der Abglanz dieses Feuers die Welt beleuchten konnte — und eine ganz verschollene Freundin, beide nur Kulissen für seine neue Leidenschaft! An Lili selber schreibt er nicht, und auch nur einmal, auf einer Aussicht, wendet sich sein Vers an sie:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
welche Wonne gäb mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär, was wär mein Glück?"

In einem Kloster hebt er eine kleine Krone aus dem Schatz, hält sie empor: wie sie wohl Lili stehen möchte, wenn er sie vor den Spiegel führte. Niemals ist Goethe ein solcher Einfall wieder gekommen, vor keiner Fürstin. Lili allein scheint unter seinen Frauen ihm die Fürstin, neben ihr hätte er die andere Krone getragen: doch all dies durfte nur in seinen Phantasien leben. Am Hirschgraben zu Frankfurt hätte sie ihm die unsichtbare Krone fortgelächelt. Sollte

er sie entführen? Als er, über 80jährig, diesen Teil seines Lebens schildert, betont er noch, sie wäre mit ihm nach Amerika gegangen. Doch ist Goethe nie Abenteurer gewesen, so wenig er je Don Juan war. Noch in dieser Woche wird er's erweisen.

Denn endlich hat er mit einem Freunde den Gotthard erklommen, nun sitzt er auf dem Paß und zeichnet mit mehr Innigkeit als Kunst sich und den Freund, die Berge und das Tal, wie sich's erst stürzend, sanfter dann, nach Süden öffnet.

Dies ist Italien, das Goethe hier zu seinen Füßen sieht, Italien, wohin sogar der alte Vater des Sohnes Reise wünscht, und wie da eben der geistliche Wirt des Hospizes heraufgeritten kommt und hat vor wenig Tagen im rosenfarbenen Marmor-Dom von Mailand das Knie gebeugt, und wie der Gefährte ihn jetzt ermuntert, ein Gleiches zu tun, die blühenden Inseln anzuschauen im langen blauen See: da sitzt er unschlüssig, Goethe, auf dem Gotthard, nach Süden den Blick gewandt, entscheidet nicht, läßt aufpacken, bleibt auf seinem Felsvorsprunge sitzen, allein. Deutschland fühlt er im Rücken, wohlvertraut — und doch muß alles, was er gedacht hat, ihn dorthin ziehen, von wo der Pater kam.

Doch, wie er es erwägt — so fügt nach einem halben Jahrhundert der Greis hinzu — „sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute.“ Am Halse spürt er Lilis Gabe, ein goldenes Herz, schnell steht er auf, begrüßt den Pater, wortlos wendet er sich nach Norden.

Kaum ist er wieder in Frankfurt, kaum hat er voll Wonne wieder das Mädchen umarmt, das ihn mit Lächeln aufnimmt wie einen etwas verrückten Bräutigam: sogleich bereut er seine unselige Rückkehr, sogleich bricht wiederum, doch nur mit heftigeren Schlägen, Verwirrung, Zweifel, Wunsch nach Einsamkeit durch sein janushaftes Wesen! Sogleich spricht er zur Gräfin Stolberg von einer Zuflucht, die er bei ihr finden möchte: „Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen."

Zwei Wochen nach der Rückkehr entschlossener an Freund Merck: „Ich bin . . gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken, nur möcht ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest . . Allenfalls magst du meinem Vater . . beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort." Wie ein Getriebener irrt er zwischen den Bourgeois-Familien, die ihn einschließen wollen samt dem Mädchen, denn noch oder wieder gelten sie als verlobt. Als Bären fühlt er sich zu ihren Füßen mit seidenem Bändchen angefesselt, doch die vielen Verwandten und Freunde sind auch in der Nähe, und Lilis Park, in den er sich verstrickt fühlt, macht ihn wütend:

„Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
und so — zu ihren Füßen liegt das Tier.
Sie sieht es an: Ein Ungeheuer, doch drollig!
Für einen Bären zu mild,

für einen Pudel zu wild,
so zottig, täpsig, knollig!
Sie streicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken,
er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinne jücken!
Und sie — sieht ganz gelassen drein . .
Und ich! Götter ist's in euren Händen
dieses dumpfe Zauberwerk zu enden, —
wie dank ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft! . ."

Alles in ihm greift nach Lilis leichtem Wesen hin, alles in ihm stürzt sich von ihr hinweg. Vor der Stadt, wo Lilis Verwandte nach reicher Bürgerart das Land in die Stadt zurückverwandelt und zwischen Prunkbeeten und Ziersträuchern auf abgeschnürten Wegen sich eingesommert haben: dort hat Goethe alle Zuckungen seiner Natur zum letztenmal in der luxuriösen Kulisse des Rokoko erlitten — doch nun als ein Fremder in längst überwundener Welt. Zwischen den zierlich stumpfen Festen dieser Familien stolpert er ein paar Tage herum, galoppiert in die Stadt zurück, schreibt den Verwandten ein langes Gedicht, in dem er sich's und ihnen zu deuten sucht und doch die reiche Welt, aus der er eben floh, mit affektierter Sehnsucht schildert. Zugleich fliegen seine Geständnisse an die Stolberg — vom Schreibtisch der Braut, die nichts von jener ahnt, hingekritzelt, tagelang liegengelassen, wieder überflogen, plötzlich geendet:

„. . So kann's allein werden, wenn ich dir so von Moment zu Moment schreibe . . Vor einem stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen . . geschrieben werden, und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier

in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! . . Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr . . und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange . .

„Und doch, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größt ist, ruf ich . . dir zu: Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden! . . Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand, in dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein . . Ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde . . Auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. Notabene heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hangt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen . . Ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben . . Der Unruhige."

Vollends zum Herbst: da kommt mit der Messe ein Schwarm von Geschäftsfreunden in ihr Vaterhaus, die Lili alle wie alte Bekannte begrüßt; jeder hat ein Anrecht auf sie, den sonderbaren Bräutigam nimmt keiner recht ernst. „Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht ver-

sagt wurde .. Von Lustfahrten wurde gesprochen .. von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Ärger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Fazit so vieler Jahre auf eine Zeitlang an sich gerissen hatte .. Doch! Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual . .“

Dies letzte ist kein Tagebuch, es sind die Worte, die Zeichen eines Achtzigjährigen, der in diesem Berichte nach einem halben Jahrhundert noch vom Hades spricht und vom Vorhof der Hölle!

Damals aber, während er im Irrgarten der Liebe gefangen herumrennt, ist sein Ton zu Lilis Verwandten bald drollig, bald demütig: „Da ist Käs, liebe Frau, und gleich in Keller mit ihm! Der Kerl ist wie ich, solang er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfre Kerls .. Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde, da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn an meinem Herzen ward, als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte.“ — Zettel an eine Freundin: „Ich komme von Offenbach! Kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirtschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das Äußere zu innerst, das Innere zu äußerst gekehrt. Bitte! Bitte! Sehen Sie sich in der Messe um nach was für Lili!! Galanterie, Bijouterie, das Neueste, Eleganteste! Sie fühlen's allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon! .. Und schreiben Sie, was es kostet!!“

Zugleich geht seine volle Sehnsucht nach jener hohen Stille, die er sich am Herzen der jungen Gräfin Stolberg malt, zu ihr träumt er sich, er nennt es eine selige Stunde. „Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band

nur fester, das mich an sie zaubert .. Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn ich sie vielleicht auch nicht? Und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser? ..

„Sie raten nicht, was mich beschäftigt: eine Maske auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben .. Meine Maske wird eine Art altdeutsche Tracht .. Ach wie danke ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat .. Halb viere .. In Brunnen gefallen, wie ich's ahndete. Meine Maske wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball .. Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin .. 16. Sept. Heut nacht neckten mich halb fatale Träume .. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte .. Hier noch müssen wir glücklich sein .. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen .. 17. Offenbach. Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen, da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Szene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädchen .. das ein seltsames Geschöpf ist .. Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit .. und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlich süßesten Lage meines ganzen Lebens, möcht ich sagen! .. Wie ich durch die glühendsten Tränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab.

„18. Sept. . . Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer . . himmelauf und höllenab getrieben werden? . . Lili heut nach Tisch gesehn . . Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär ich das los . . Und doch zittre ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte . . Sieben morgens. Im Schwarm! Gustchen! Ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen . . Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener. Nachts achte. Aus der Komödie und nun die Toilette zum Ball . . Wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold —: da laß ich's denn so gehn, betrüge mich vielleicht selbst — und danke Gott. Gute Nacht."

Im Umkreise dieses langen Lebens ist kein Dokument, das unverhüllter das Zwiegespräch in Goethes Herzen darstellte, und so wird dieser Brief, als Spiegel seines inneren Kampfes, dem Nachgeborenen so wichtig wie Werther und Tasso. Denn während Stella, ein geformtes Schauspiel, unter der Unmittelbarkeit leidet, aus der es zu rasch hervorschoß, bedeutet dieser Brief, der nur formlos Stim-

mungen festhält, über die Geschichte dieses Menschen hinaus ein Exempel, wie ein dämonisches Herz aufzuckt bei der Berührung der Welt — und doch bleibt diese Welt, bleibt dieses Mädchen, das ihn toll macht, nur Feuerstein, an dem die Elemente Funken fangen. Wieder brennen, wie vor sieben Jahren, seine Sinne am Busen einer jener Halb-Jungfrauen des Rokoko, doch jetzt schwillt in wilderen Synkopen der Kampf an zwischen melodischen und dumpfen Kräften, zwischen Wonne und Werk, zwischen Glück und Sendung. Grade in diesen Wochen der grazilen Spiele, die ihm das schöne Kind abdringt, schreibt er „viel“ am Faust, grade in diesen Stunden des unerfüllten Eros übersetzt er Salomonis Hohes Lied!

Die Tage jenes Briefes bedeuten den Höhepunkt der Krisis, vielleicht ist's jene Ballnacht, die Goethes Schicksal äußerlich entscheidet. Von nun an härtet sich der Ton, Trotz tritt männlicher vor, Gefühl steigt, die Zeit bereitet Wendungen, und wie ein Herold der großen Welt, die draußen liegt hinter dem Verzicht auf Lilis Küsse, tritt Goethe ein Fürst entgegen.

„Auf dem Ball bis sechs heut früh, nur zwei Menuetts getanzt, Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte . . Wenn ich dir lebhaft — Nein . . du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ . . Gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meiningen mich dargestellt, ums Tor gegangen, in die Komödie. Lili sieben Worte gesagt. Und nun hier. — 21. Ich habe mir in Kopf gesetzt, mich heut wohl anzuziehen, ich

erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir hab in Lyon sticken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld als die Bekanntschaft eines Manns von Geist, der sich auf eben die Stunde bei mir melden ließ . . Mein Perückenmacher hat eine Stunde an mir frisiert, und wie er fort war, riß ich's ein und schickte nach einem andern, auf den ich auch passe. — 23. Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Altessen."

Altessen? Und eine Sorgfalt auf Schneider und Friseur, wie sie zuvor kein Zettel angedeutet und wie sie dieser Brief nur halb ironisiert? Tolles Zeug? Und wie er die Prinzen von Meiningen zwischen eine Besorgung und einen Spaziergang rückt, in Kommata gleichgültig eingeschlossen! Hebt etwas Neues an? Und er fühlt's — und macht in diesen leidenschaftlich wochenlangen Beichten plötzlich eine Pause von fünfzehn Tagen: dann fährt er auf demselben Bogen fort: „8. Okt. Bisher eine große Pause. Ich in wunderbaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog von Weimar." Völlig wie ein Fürst. Völlig wie in einem Roman.

Fast ist es ein Jahr, daß eines Nachmittages plötzlich im Dämmerlichte seiner Stube ein Fremder steht, nennt sich Knebel, vom Herzoglichen Hof in Weimar, bringt Goethe nach ein paar Tagen ins Gasthaus zu seinem Herrn. Ein 18jähriger Jüngling, Carl August, ist eben zur Regierung gelangt — und wie sich an der Tür des Gasthofzimmers vor dem Fürsten der Dichter verneigt und wieder den Kopf erhebt, senken vier Augen sich in einander, doch wie mit ausgetauschten Rollen: neugierig die des Fürsten, forschend des Dichters, dieser fragend suchend, jener rasch findend. Pause. Liegt nicht ein patriotisches Werk auf dem

Tische? Rasch gewinnt der weltgewandte Dichter den naiven Fürstensohn, indem er über nationale Monumente geistvoll plaudert.

Der Hauptmann von Knebel, in des Herzogs Gefolge, ist Goethe schnell Freund geworden, aber über das herzlich Mitteilende hinaus sind Goethes Briefe an diesen Mann voll Fragen; diese Hofluft ist ihm neu gewesen, doch ist er keineswegs der träumerische Dichter, den er in ein paar dankbar überraschten Worten glänzend spielt. Sein Auge hat sogleich errafft, was in diesen fremden Gärten für ihn blühen kann. Nach Karlsruhe reisen sie, wo der Herzog die Braut hat? Da ist ja Schlosser, und Goethe fragt in seinem ersten Briefe an Knebel nicht bloß an, was für ein Mann denn der Präsident in Karlsruhe sei, unter dem sein Schwager arbeitet, er bittet auch gleich: „Sondieren Sie mir womöglich den Markgrafen und Präsidenten über meinen Schwager, den Schlosser. Auch unbedeutende Worte geben Licht."

Hier ist die erste weltmännische Wendung, die wir von Goethe besitzen, in seinen ersten Brief an einen Hofmann eingeflochten und mit vollkommener Sicherheit im Stile dieser Welt gehalten, der er jetzt adäquat werden soll: Sondieren Sie mir . . auch unbedeutende Worte — und das Protegierende: meinen Schwager, den Schlosser. Das erstemal, daß Goethe eine äußere Beziehung in die Welt wert genug hält, sie spontan festzuhalten, das erstemal sogar, daß er einem Manne nach wenigen Wochen aufs neue schreibt: „Ich bitte Sie gar sehr um ein Wort von Ihnen . . Bin ich in gutem Andenken unter Ihnen?" Und ein drittes Mal: „Lieben Sie mich noch? Schreiben Sie mir viel von Ihnen. Vom teuren Herzog. Erinnern Sie ihn meiner in Liebe!"

Keinerlei Zeichen schneller Liebe war zu sehen, als sich die Beiden im Gasthof zu Frankfurt, dann auch in Mainz begegneten. Goethe fühlte nur: Auf alle Fälle . .

Beim Markgrafen hat er dann Carl August wiedergesehen, auch die Braut begrüßt: „Luise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen, und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist." Allen gefällt der feurige junge Mann. Herzlich sieht er sich nach Weimar eingeladen, zum erstenmal bei Hof benimmt er sich hier beim Markgrafen von Baden „ganz leidlich für einen Neuling. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein." Den jungen Herrn weiß er gleich recht zu fassen, wählt aus seinen Arbeiten für Carl August das Singspiel Claudine, das wird ihm gut eingehen: leicht, etwas üblich, romantisch, mit Räubern.

Mit dem Adel hatte Goethe verkehrt, mit Fürsten niemals, doch ein nahes Lebensverhältnis, etwa eine Ehe, schien damals diesem Bürgerssohne und Schneidersenkel verschlossen. An seinen Freund Stolberg schrieb er über dessen Schwester, mit einem Gedankensprunge: „Gustchen ist ein Engel. Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!"

Jetzt, auf der Höhe seiner inneren Krisis, im Geiste immer auf der Flucht vor Lili, trifft er den Herzog wieder, die Einladung nach Weimar wird dringend wiederholt: nun ist's beinah Berufung, die an ihn ergeht.

Für Goethes Ohr ist es ein Hornruf durch den Nebel. Alles hat ihn zu neuer Flucht, zur fünften seiner Jugend hingedrängt, immer stachliger ist diese Verlobung geworden, diese Liebe immer peinvoller, jener lange Brief war nur ein Schrei nach Freiheit, Flucht nach Nord und Süd war, wo nicht vorbereitet, doch als Rettung vielfach durch-

gedacht —: da fällt ein Fürstenwort, freundlich und fest, das Lächeln einer jungen Fürstin lädt ihn ein, fern tut sich vor der Kraft der Einbildung ein Hof auf, den Wielands Geist bestrahlt, vor den Brauteltern wird es ein Ansehen haben, vor den eigenen ist's endlich ein Vorwand, Frankfurt zu verlassen. Muß man durchaus in dieser engen alten Stadt grau werden, immer Advokat, immer im selben Giebelhause — und all dies nur um Lili? Alles nur, um diese Blondheit und Bläue, diese Schlankheit und Frische endlich und ewig zu besitzen?

„Einen guten Nachmittag, der selten ist — mit Großen, das noch seltener ist — Ich konnte zwei Fürstinnen in Einem Zimmer lieb und wert haben . . Ich bin schon seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt." Aber gleich darauf das Aufbegehren: „Wenn ich nach Weimar kann, so tu ich's wohl, gewiß aber . . keinem Menschen zu Liebe, denn ich hab einen Pick auf die ganze Welt . . Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drinn, nicht warm, nicht kalt."

Doch rasch nimmt, als es entschieden ist, das Tempo, nimmt die Frische zu. „Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, — hatte er an Merck geschrieben — das uns Gott gesegne . . Kannst Du mir zehen Carolin schicken, so tu's mit dem nächsten."

Das Herzogspaar reist ab, ein Reisewagen, ein Kavalier sollen kommen, Goethe abzuholen. Er packt, sagt aller Welt Adieu, zieht Reisekleider an: der Wagen kommt nicht. Der Vater, dem als Reichsstädter dies ganze Fürstenwesen peinlich ist, denn im Grunde kann man doch nur in Frankfurt recht zu Ehren kommen, spottet über den Hofwagen, sucht, wie er's schon vorher getan, gegen des Sohnes Plan leise zu wirken, bietet ihm gradezu die Reise nach

Italien an, bedeutet ihm, wie dies grade seiner Kunst mehr helfen würde als eine Reise in einem Wagen, der nicht kommt, in eine kleine Stadt ohne Bedeutung.

Soll er's tun? Peinlich ist es ihm schon, die guten Freunde lächeln, er geht nur noch abends aus, in den Mantel gehüllt wie ein Fremder, in seiner Vaterstadt. Lili, zu der er auch diesmal kein entscheidendes Wort wagt, denn sie sind böse miteinander, besucht er nicht mehr. Wie er aber vor ihr Haus schleicht, hört er sie eines seiner Lieder singen, ihren schlanken Schatten sieht er hinter der Gardine, seine Sinne tragen das Bild nach Haus. Er setzt sich an den Tisch, schreibt, dichtet die ersten Szenen des Egmont, liest sie dem Vater vor, geht wieder aus, kommt wieder heim. Ist er sein eigener Geist?

Ist's nicht, als hätte sich in zwanzig Tagen alles aufgelöst, was ihn an seine Vaterstadt noch bannte? Wie er sie durchschleichen muß, gleich einem Verbannten, einem Verstorbenen! Er setzt sich an ein „holdes Kaminfeuer, auf einen niederen Sessel, ans Kindertischchen“: da fällt ihm plötzlich der Dichter Bürger ein, dem schuldet er lange einen Brief, dem widmet er den ersten Augenblick der Sammlung „nach den zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischesten drei Vierteljahren, die ich in meinem Leben gehabt habe. Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht . . Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott! Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter, und dann will ich mich mit Freuden des gegenwärtigen Augenblicks erinnern, in dem ich schreibe: Glockenschlag sechs. Mittwoch den 18. Okt. 1775.“

Vorgefühl der Wegscheide ist in ihm, historisches Denken über sich selbst, ungewiß, wie über den Reisewagen, so über die Richtung der Lebensfahrt, die morgen weiterführen soll — wohin? Doch auch Getrostheit ist in ihm, ein männliches Bekenntnis zur Stunde, ein Glaube, daß es gut wird, irgendwie. Denn als der Wagen immer noch nicht kommt und privat zu reisen doch nicht behagen mag, und wieder der Vater drängt und wieder Italien winkt, da sucht sich Goethe einen Mittelweg: er fährt nach Süden, von wo der Wagen kommen muß, nach Heidelberg zuerst, wo man mit Lilis Freundin doch über Lili sprechen kann, und wie er Rast macht an der Bergstraße, bekennt er sich, es frage „das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden . . Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen . . Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden — — Lili adieu, Lili, zum zweiten Mal! . .

„. . Und du! Wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen . . Einige Tage später! Und schon — o lebe wohl — Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden . . Hier läge denn nun der Grundstein meines Tagbuchs . . Was nun aber eigentlich der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, (hier belieben alle, vom Minister . . bis zum Brief- und Zeitungsträger ihre Namen einzuzeichnen) . . ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten . . Heut abend bin ich kommunikativ, mir ist, als redte ich mit Leuten, da ich

das schreibe. — Will ich doch allen Launen den Lauf lassen."

Das ist ein neuer Ton: Dämon, scheint es, ist Tyche gewichen. Wird es nach Süden gehen? Auf alle Fälle sagt man auf der Post in Heidelberg, wenn doch ein Wagen käme . . Er kommt. Ein höflicher Hofmarschall holt den Gast mit Entschuldigungen ab. Der schreibt mit Bleistift, halb verwischt seinem Freunde:

„Nachts . . schwebend im herrlich unendlich heiligen Ozean unsers Vaters, des Unergreiflichen, aber des Berührlichen. O Bruder! Nennbare, aber unendliche Gefühle durchwühlen mich . . Das erbärmliche Liegen am Staube, Fritz! Und das Winden der Würmer, ich schwöre dir bei meinem Herzen! wenn das nicht Kindergelall und Gerassel ist, der Werther und all das Gezeug, gegen das innre Zeugnis meiner Seele!"

Und an der Seite des höflichen Hofmarschalls fährt Goethe nach Weimar.

Fünftes Kapitel

TATKRAFT

„Das Glück des Lebens liegt dunkel auf mir."



30jährig

Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden . . Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung von morgens zu Nacht umgetrieben werde . . Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werter und wir einander täglich verbundener . . Ich treib's hier freilich toll genug . . Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auf dem Theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage."

Mit lockern Zügeln, jung, schnell, überlegen reitet Goethe in die neue Arena ein, und was hinter solchen Worten steckt, die seinen Briefen aus den ersten acht Wochen entnommen sind, ist weniger erschrecklich, als draußen die Leute glauben. Den überspannten Goethe hat sich der neue Herzog von Weimar ins Haus genommen, — sagt und schreibt man in Deutschland — zum Schloßfenster werfen sie Teller herunter, lassen sich Löcher ins Eis schlagen, um zu Neujahr zu baden, Lustknaben halten sie und haben zusammen dieselbe Mätresse, und die arme junge Herzogin weint. Der Bürger findet einen Punkt, um sein doppeltes Mißtrauen gegen Fürst und Genius sich zu bestätigen, und

als dann Goethes Jugendfreunde zu Besuch kommen, bildet sich bald in Deutschland das spöttelnde Wort von dem „Geniewesen“ in Weimar.

In Wahrheit hat es in solchem Sinne kaum drei Monate gedauert. In wilden Jagden und Hetzen, in Reiten und Peitschenknallen, in Saufen und Parodien hat man sich erschöpft, und ein paar Bauernmädchen haben Fürsten und Dichter geherzt. Der Kammerherr zieht die Decke vom Abendtische und läuft davon, oder beim Plumpsack-Spiele ruft der Hofmann: „Schlagt doch! So leicht könnt Ihr nicht bald Euren Fürsten prügeln!“ Ein 18jähriger Fürst, vulkanisch, einem scheuen Mädchen angetraut, fühlt sich zu einem 26jährigen Dichter hingezogen, von dem er zwei Bücher eingetrunken, die Zartheit hinter Kraft, Kraft hinter Zartheit verstecken. Wen er da vor sich hat, kann weder sein Wesen noch sein Alter erraten. Goethes kräftiges Deutsch, sein mutiger Blick, natürliche Männlichkeit, auch eine gewisse Romantik, die seinen Namen umschweift, ohne in ihm selbst zu leben, fesseln den Herzog im Trotze gegen eben abgestreifte Erziehung und Tradition, rebellischer Instinkt hält ihn an diesem Bürgerssohne, vielleicht hofft er heimlich auf Zusammenstöße mit den alten Elementen seines ererbten Hofes.

Sie bleiben aus. Ein Offizier von altem Adel fühlt sich als Kunstrichter bei Hofe verdrängt, Eifersucht pfeift durch die Luken, doch ziehen alle: Hof, Adel, Gesellschaft ihre Hüte vor dem Parvenu, und sorgsam schließen sie die Tür, bevor sie den ersten Unmut über dies genialische Treiben einander vertrauen. Ist er nicht Favorit des jungen Herrn? Wie lange kann's denn währen, und die Raison des Staates trennt Fürsten und Dichter. Übrigens ist er charmant. Warum hieß es denn immer, der Dichter des Götz

sei von einer Natürlichkeit, die jede Grobheit zuchtlos billige? Frei, doch erzogen bewegt er sich in dem ihm neuen Kreise. Bald einigen sich mehrere Hofleute dahin, man könne — salva nobilitate, versteht sich — mit ihm leben, denn niemals prätendiere er, Hofmann zu sein. Bald sagen sich vertraute Damen, dieser Wildling, dessen trunkene Torheiten aus dem Thüringer Wald in die Gespräche ihrer Boudoirs zu versetzen sie nicht müde werden, sei doch am Ende für Weimar ein Gewinn, immer galant, immer geistreich, nur selten verrückt, und auch dann nicht über die Grenze des Erlaubten.

Endlich hat man einen eleganten Maître de plaisir, Bälle und Maskeraden häufen sich, alle Welt trägt die Wertherische Montierung, und wem dafür das Geld fehlt, dem schenkt sie der Herzog wie eine Uniform. Ein neuer Stoffkreis für höfische Gespräche ist erschlossen. Und wer könnte denn noch, wie dieser junge Dichter, den neuen Musenalmanach, der eben beim Tee herumgeht, aus dem Kopfe fortsetzen und in allen Versarten An- und Abwesende ironisieren?

Dort drüben sitzt des Landes erster Minister, er denkt: Mag er ihn immerhin unterhalten, so ist der Herzog beschäftigt und fährt mir nicht mit seiner jungen Torheit in die Leitung. Auf die Geschäfte sieht er's ja wohl nicht ab, dieser Dichter; daß er Jurist war, wird er jetzt im Glücke rasch vergessen, und wenn er meine Kreise nicht stört, mag er immer eine Weile den Hof beleben. Mit Wieland ist es ja auch gegangen. — Was sagt denn übrigens Wieland? Den hatte ja der junge Mann vor kurzem so arg mitgenommen . .

Wieland, seit ein paar Jahren das geistige Haupt von Hof und Stadt, er, dem eigentlich die Gefahr droht, denn

er hatte bisher allein entscheidenden Einfluß auf den heranwachsenden Fürsten, — Wieland ist entzückt und spielt noch doppelt den Begeisterten, denn Weltmann wie er ist, fühlt er wie eine in die Jahre tretende Geliebte des Fürsten: das Klügste ist in solcher Zeit, der Nachfolgerin zu applaudieren. Das Schicksal macht es ihm nicht schwer, beim feinsten kritischen Gefühl für Dichtung hat er es auf Distance längst gespürt: der hier kommt, ist der Stärkere. Künstler des Lebens, nicht geneigt, sich's durch verzweifelten Wettkampf zu versauern, in Welt und Dichtung Schüler Epikurs, greift er bei Goethes Ankunft in seine virtuos beherrschten Saiten und schwärmt hinauf zu dem neuen Gestirn.

Im nächsten Hefte seines „Merkur" läßt er eine Ode auf Goethe drucken, damit sie es alle wissen sollen, die deutschen Literatoren draußen: daß Wieland, den eine vielgewandte Fahrt in diesen hellen Hafen trieb, kein Pechvogel sei, den jüngere Konkurrenz plötzlich aus Fürstengunst verdränge. Doch da er weiß, daß Deutschland seine Klugheit kennt, wagt er's und läßt durch die galanten Verse auch eine Spur von seiner Skepsis schimmern.

Denn Wieland spürt nicht nur Goethes Schicksal an diesem Hofe voraus, er ahnt auch einen Teil von seinem Wesen. In einem halben Dutzend fast gleichzeitiger Briefe schreibt er zunächst den literarischen Häuptlingen, in eben dem exaltierten Tone, den er bisher verspottet hat: wie er von Goethe hingerissen sei und daß er ihn wie einen größeren Sohn liebe, verehre. Ja, seine Klugheit bittet die Freunde, frühere kritische Briefe zu vernichten, dort stehe albernes Zeug über Goethe, man müsse sich eben von Angesicht sehen. Trotzdem nimmt er später, bei dauernder Freundschaft für Goethe, die Huldigungs-Ode in seine sämtlichen Werke nicht auf!

Für jetzt hat er, mit seinem gefürchteten Namen, Goethe in Weimar legitimiert, auch mit seinen Jahren. Mit 42 ist er der Älteste in diesem jungen Kreise. Der Oberstallmeister von Stein ist 40, seine Frau 33, Knebel 32, die Herzogin-Mutter 36, Herzog und Herzogin unter 20 Jahren. Goethe steht zwischen ihnen, er ist sieben Jahre älter als der Herzog, sieben Jahre jünger als die Oberstallmeisterin.

Aber seine Seele ist die älteste Seele weit umher, und so erscheint auch sein Geist erfahrungsreicher, als er mit 26 Jahren sein kann. Merkt denn an diesem klugen Hofe niemand, daß der junge Favorit Menschen und Dinge von Weimar zwar scharf unterscheidet — doch daß er zugleich mehr sieht und mehr meint als nur dies Weimar? Ist denn der tolle Goethe wirklich toll? Macht er den Damen den Hof auf Bällen, so geschieht es zerstreut, als Palliativ. Küßt er der Herzogin die Hand, so heißt's: „Louise war ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch macht ich sie nachher lachen." In drei Sätzen, vertraulich mitgeteilt: Dämonie, Weltsinn, ein neuer Beruf.

Plötzlich ist ihm dies ganze Treiben, das dem Bürger zur Ehre gereichen müßte, fatal, Herzog und Hof läßt er im Rücken, und der anfangs November in der Stadt erschien, ist schon Weihnachten mit ein paar Kameraden in die Berge dem Hof entflohen. Frisch, heiter, durcheinander schreibt er dem Herzog einen herzlichen Brief: er träume von Heerzügen, die glücklich ablaufen, einer von der Gesellschaft sei in Geilheit stark befangen, indes er selbst zum Pfarrer schickte um einen Homer, kriegt aber nur die Bibel, schlägt sie auf, schreibt diese Stelle aus Jesaias auf: „Siehe, der Herr macht 's Land leer und wüste und wirft um, was

drinnen ist, und zerstreuet seine Einwohner — der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und alle, die herzlich froh waren, ächzen . . Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter im Munde . .“

Und er fährt fort: „Die Schlittschuh sind vergessen, ich habe gestrampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault.“ Das Porträt eines früheren Herzogs von Weimar hat er hier gesehn, „es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch den ersten gegenwärtigen Eindruck sich bestimmen läßt . . bei übrigens trefflichen Anlagen Tyrann.“ Sie haben die Kleider gewechselt, in Kalbs blauem Rock, mit rotem Kragen sehe er aus wie ein Kapital-Spitzbube. „Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
die dich umglänzen,
und all den Gesichtern,
die dich umschwänzen
und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
bei Seelen grad und treu wie du.“

Leise, ohne daß es der Herzog spürt — denn der wird nur die übermütigen Partien des Briefes immer wieder lesen, sehnsüchtig, wär' ich doch dabei —, ganz leise läßt der Mentor aus den Bergen dem Jüngling Warnung und Mahnung zufließen, zwischen Kapriolen und Gelächter. Und während er unterm Winterhimmel den Morgenstern betrachtet, den er sich ins Wappen nehmen will, wühlt in ihm die eine Frage: Soll ich bleiben? „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.“

Der Herzog hält ihn, denn sein bestes Teil spürt in

dem neuen Freund einen Erzieher, der's ihn doch nie fühlen lassen würde; aber noch sagt Goethe nicht zu. „Ich bin immerfort in der wünschenswertsten Lage der Welt, — schreibt er einer Freundin nach Haus — schwebe über all den innersten größten Verhältnissen, habe glücklichen Einfluß und genieße und lerne und so weiter. Jetzt nun aber brauch ich Geld.“ Sie soll mit der Mutter zusammen dem Vater 200 Goldgulden abdringen. In kurzen Sätzen fordert er's, hochmütig fragend, ob der Vater keinen Sinn für seinen Glanz habe, und wenn der Vater nichts hergibt, soll Merck borgen.

Doch während alles Frühere zurücksinkt, denkt er des Einzigen, dem er sich immer dankbar fühlt, und ehe er selbst noch sicher ist zu bleiben, sucht er Herder herzubringen, um zugleich ihm und dem Herzog zu nutzen, doch wohl auch um sich selbst zu ermutigen, denn sein unbestechlicher Geist spürt schon die Kämpfe voraus, die hier seiner warten — und lockt und warnt ihn gleichermaßen.

Nach zehn Wochen scheint sich's zu entscheiden, doch nur Einem vertraut Goethe, was ihn hier hält: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt — schreibt er dem Weltfreunde Merck — und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Scheißige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“ Freilich, es ist Mephisto, für dessen Geist er dies cynische Programm entwirft, doch es ist auch Mephisto, der es entwirft. Denn nur der Ton an seine

Familie weicht ab: „Ich werd auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann . . Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause . . Hier hab ich doch ein paar Herzogtümer vor mir."

Mit allen Mitteln fesselt ihn der Herzog, schenkt ihm ein Gartenhaus vor der Stadt, schreibt an die Eltern, ruft, gegen den Widerspruch der meisten Pfarrer, den freisinnigen Herder an die Spitze seiner Geistlichkeit. Vier Monate nach Goethes Ankunft, zu Anfang März: „Den Hof hab ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren und so immer fort." Das Intimste wieder an Mephisto. Ist es das Intimste? Was sagt Faust zu dem Plane?

Der weiß genau, was er aufgibt, tritt keineswegs als ein Trunkener in dies Verhältnis: nur als einer, der großen Stiles zu handeln wünscht. Den Herzog kennt er, und will er ihm liebend dienen, so erkennt er doch in der ungleichen Stellung zugleich die Gefahr. Dennoch will er's wagen. Einen kleinen Fürsten groß zu ziehen, den Schimmer der Menschlichkeit einem kleinen Lande stärker zu leihen, von Geistes wegen zu tun, was sonst nur von Geburts oder von Interesses wegen getan ward: lauter halb verdeckte Nebenmotive.

Mit der Tat in die Breite zu wirken, umfassend Welt sich zu erschließen, gegen Menschen kämpfend sich zu ermüden, wie bisher gegen unsichtbare Schatten: das sind Goethes Motive, als er beschließt zu bleiben. Mit solchen Wünschen treibt ihn der Dämon vorwärts, von Flammen will er ihn verzehren lassen. Schweigend läßt es der Genius geschehen, er kennt den Ausgang, er kann es wagen, und mitten im ersten Wirbel, „da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und

Haß, Hundsfötterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß" —: in derselben Woche solch wohltätigen Getümmels schreibt Goethe auf einer Wanderung die Worte nieder:

„Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest ..
Ach ich bin des Treibens müde.
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede
komm, ach komm in meine Brust!"

Ein einziger lebt in Weimar, der begreift, was hier im Stillen anhebt. „Aber oh! — schreibt Wieland nach drei Monaten an Lavater — wieviel mehr könnte, würde der herrliche Geist tun, wenn er nicht in dies unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er — mit allem seinen Willen, aller Kraft — doch keine leidliche Welt schaffen wird. Aber — war ich nicht schon 38 Jahr alt, da ich mich noch durch eine magische Einbildung und die noch stärkere Magie des verführerischen Gedankens, viel Gutes im Großen auf Jahrhunderte zu tun, an diesen Hof ziehen, in dieses gefahrvolle .. und bei Tageslicht besehen doch immer unmögliche Abenteuer verwickeln ließ? Goethe ist erst 26 Jahr alt. Wie sollt' er, mit dem Gefühl solcher Kräfte, einer noch größern Reizung widerstehen können? .. Und doch — wollen wir sehen! Wenn's auch nur nicht ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur Etwas Gutes geschieht .. so war's ja der Mühe wert .. Ich stelle mir seine hiesige Existenz als ein Pharaospiel vor. Der Herzog hält die Bank, Goethe pointiert wider ihn. Goethe setzt 1, 2, 3, 4, oft 8 und mehr Tage auf eine Karte, ver

liert manchmal, aber weil er sein Spiel poussiert, so braucht er auch nur wieder ein einziges trente-leva . . so ist alles wieder ersetzt."

Etwas später sucht sich Wieland zu trösten, daß Goethe „als Dichter wenigstens auf diese Jahre für die Welt verloren ist. Denn Goethe tut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziel ist, wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war."

Mit visionärer Kraft ist hier Weg und Ausgang vorausgeschaut. Kein anderer hat, in den vielen Kommentaren jener Tage, die Dinge ähnlich tief erfaßt.

Weimar erfaßt sie banal. Als der Herzog beschließt, Goethe in sein Geheimes Conseil, d. h. in die Zentrale seiner Regierung aufzunehmen, entstehen zwei Parteien: eine kleinere aus Höflingen, die es mit dem Favoriten, und aus Neuerern, die es mit Goethe halten; eine größere, Partei der Tradition und des strengen Adels, die den Eintritt eines bürgerlichen Dilettanten tadeln. An ihrer Spitze steht der Ministerpräsident von Fritsch, den man, nach treuen Diensten während der Regentschaft, jetzt nicht aufgeben kann, und so muß selbst Anna Amalia, die sonst des Sohnes Wahl in Goethe fördert, froh sein, daß dieser Sohn, der am liebsten mit dem Freunde allein regiert hätte, ihm zunächst nur den untersten Sitz in seinem sechsköpfigen Rate bietet, als Geheimer Legationsrat mit 1200 Talern Gehalt.

Dennoch wehrt sich Fritsch. Ist er nicht 10 Jahr älter als dieser über Nacht aufgetauchte Dichter? Sitzt er nicht längst im Conseil und seit vier Jahren an der Spitze? Hat ihn nicht das Vertrauen der Herzogin alle Intrigen überdauern lassen, die seit Jahren ihren Hof

unterwühlten? Weltklug und hochgebildet, treu und stolz, rechtschaffen und fromm: nichts fehlt ihm, um Vertrauensmann eines Fürsten zu sein, nur die Grazien sind leider ausgeblieben — und nun sollte er ihrem Schützlinge weichen?

Seltsam, er ist es selbst, der voriges Jahr den preußischen Hauptmann von Knebel an den Hof zog, und Knebel ist es, der Goethe zum Herzoge gebracht hat: so hat Fritsch eigentlich seinen Gegner herbeizitiert. Schon im Februar hat er dem Herzoge gegen Goethes Bestallung opponiert. Nun wagt er's, auf den Fall, daß man ihn gehen lasse: „.. daß ich in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter D. Goethe anjetzt werden soll, länger nicht sitzen kann; daß ich Ihro in selbigem mit Nutzen vor Höchstdieselben und mit Ehren vor mich länger zu dienen nicht hoffen darf, und daß ich sonach meine bisher bekleideten Stellen zu Euer H. D. Füßen niederzulegen .. mich bemüßigt sehe."

Entschlossen tritt der Herzog für seinen Freund ein: „Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setzte, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber .. arbeite nicht um Ruhm zu erlangen, sondern .. um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können .. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlenden Herzen .." Fritsch fordert neue Beweise des Vertrauens, bleibt schließlich; dann sitzt er mit Goethe zehn Jahre lang in Einem Amt zusammen.

Der Dichter tut den großen Schritt entschlossen — tut ihn ganz. Die Türen, die er bisher offen ließ, drei

Monate lang auf der Schwelle unschlüssig wartend, schließt er nun mit gewaltsamer Entfremdung zu: den jungen Mann aus Frankfurt schließt er aus, den literarischen Führer, Liebhaber seines Mädchens, Freund mancher Freunde, ja auch den Sohn und Bruder. Der Gräfin Stolberg, der er vor einem halben Jahre noch die leidenschaftlichsten Tagebücher schrieb, die Goethes Namen tragen, wirft er zum Abschiede beinah nur noch ein stürmisches Schweigen zu und weist sie an seine Schwester. Diese wieder, die ihm klagend und bittend in jenen Tagen ihr Los gesteht, weist er an seine neue Freundin und schreibt ihr im Laufe eines Jahres einen einzigen Brief.

Zwei Jahre hat die schwermütige Cornelia den Bruder nicht mehr gesehen. Sie stirbt. Er schreibt in sein Tagebuch: „Dunkler, zerrissener Tag . . Leiden und Träumen.“ Dem Schwager, dem er seit Jahren befreundet war, kein Wort. Goethe kann nicht lange klagen.

An Vater und Mutter schreibt er öfter, doch nur weniges ist erhalten: immer freundlich-fremd, immer voll Aufträgen und Geschäften, nüchtern, selten in Stimmung. Das Herzlichste beim Tode der Schwester: „Ich kann nur menschlich fühlen, und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden läßt . . Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel . . abgehauen worden, daß die Äste von oben . . auch absterben müssen.“ Und er knüpft daran das eisigglühende Bibelwort an die Mutter: „Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jetzo zu sagen: das ist meine Mutter und meine Geschwister.“

Dies ist und dies bleibt Goethes Verhältnis zu den Seinen, seit er sie verließ. In ein paar tausend Briefen aus diesem Jahrzehnt kommt der Mutter Name kaum zehn-

mal vor. Als die Herzogin-Mutter sie nach Weimar ziehen will, verhindert es Goethe!

Leipzig wird, als er es wieder besucht, ihm noch einmal Anlaß zu wilden Invektiven gegen die Leute dort und gegen seine drei Jugendjahre. Schweigend, wie unbewegt sieht er dort seine erste Liebe vermählt. Ähnlich an Kestners: „Liebe Kinder, ich hab so vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft, ehmals waren's meine eigne Gefühle . . Behaltet mich lieb . . schreibt mir was von euern Kindern . . Glaubt, daß mir's ewig wert ist, denn ich seh euch leben und glücklich sein." Liebevoll fremd, wie einer, der aus fliegendem Wagen den Freunden winkt.

An Lili hat er noch im Februar zwei Andenken gerichtet. Im April heißt's: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgetan." Bald darauf bringt an einem Abend sein Diener dem Halbschlafenden einen Brief. „Dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So alles zur rechten Zeit!"

Da er sich einrichten will, läßt er der Mutter sagen: „Der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt. Gegeben. Wie ihr wollt", ihm auch Möbel bestellt, das brauche aber der Vater nicht zu wissen, dagegen sollen sie in Frankfurt seine zurückgelassenen Kleider verkaufen.

Fünf Jahre später wird er gegen die Mutter diesen Übergang zusammenfassen, kritisch begründend, was er jetzt instinktiv beschließt: „Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein.

Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war . . wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging."

Vorläufig faßt er in herrlichem Gleichnis, von der Jugend scheidend, die Trennung noch einmal in Verse, bevor er das Wagnis beginnt. In „Seefahrt" malt er die Freunde vor seiner Ausfahrt im Hafen sitzend, des Gewinnes froh, der ihn bei seiner Rückkunft schmücken soll; wie aber widrige Winde den Seefahrer gefährden, gleich rufen sie ängstlich von der Küste:

„Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach er könnte? — Götter!
Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
und vertrauet, scheiternd oder landend,
seinen Göttern."

Herrschend? Jedem schlichten Geiste, der in der Erfahrung, nicht im Gleichnis lebt, muß, was Goethe nun beginnt, nur als kleine Arabeske am Rahmen einer Tat erscheinen. Auch ist von Taten nicht, von Tätigkeit ist hier

allein die Rede. Nicht Welt und Macht sind es, die ihre ungeheuren Pforten nun vor dem Riesengeiste öffnen, denn selbst wer zu einer Zeit, da Friedrich, Joseph und Ludwig noch Europa bedeuten, die Herzogtümer Weimar und Eisenach für ein Stück Welt hielte, der müßte sie doch mindestens regieren! Goethe aber tritt als der Jüngste und letzte in den Staatsrat des kleinen Landes, ohne Ressort, nur Stütze für den Herzog gegen seine strengen alten Beamten. Äußerer Politik bleibt er erst ganz, später meist fern: dazu ist er nicht Schachspieler genug.

Nur das Greifbare kann diesen sinnlichen Geist in der tätigen Welt fesseln: das Innere zu verwalten, zu verbessern, zu vertiefen. Im kleinsten Kreis die größte Pflicht zu erfüllen, mit Volk und Erde sich näher zu verbinden, muß dieses Temperament heftiger reizen, als auf dem grünbespannten Tische der sogenannten Großen den Zirkel zu schlagen. Zum Herrschen ist Goethe weder geneigt noch geboren, befehlen und gehorchen hat er erst jetzt und hier zu lernen. Er übernimmt sein Amt zunächst, um sich zu bilden, um sich zu rühren, nicht etwa um dem Herzoge von Weimar und Eisenach zu nutzen. So ist es denn gerecht, daß er auch opfere.

Aber sein Genius sorgt in den ersten vier Jahren — die wir nun zusammenfassen —, daß er im allgemeinen nur ergreift, was ihm Nutzen bringt, während er zugleich überall nutzt, wo er zugreift. Seit 40 Jahren liegt der Bergbau von Ilmenau still, ihn zu beleben ist ein alter Wunsch der Dynastie: Goethe nimmt ihn auf, gründet und leitet von nun an ein Amt, dem er erst Inhalt geben soll, die Direktion des Bergwerkes. Drei Jahre später wird ihm Aushebung, Verpflegung, Bewaffnung der Rekruten, ferner der Wegebau im Lande übertragen, er wird also im 30. Jahre ein

kleiner Kriegsminister und Minister der Öffentlichen Arbeiten. Alles übernimmt er — wie er's im Alter formuliert — in einem „Unbegriff des zu Leistenden, sicherer Kühnheit, daß es zu überwinden sei. Eigentlich konstruktiv, nicht empirisch tätig. Zum technischen Geschäft gleichsam untauglich, nicht homme à ressource, geschickter zu allem, was aufgebaut, planmäßig behandelt werden sollte."

Aus den zahllosen Akten des ganzen ersten Jahrzehntes, in dessen zweiter Hälfte sich das Feld seines Wirkens verdoppeln wird, unter allen polemischen Erörterungen ist kaum ein Fall bekannt geworden, der Goethes Auffassung nachträglich widerlegt. Dies klare Urteil dankt er dem genialischen Dilettantismus, der ihn seit den Knabenjahren leitet. Sind nicht die zehn Lehrjahre, denen er nun zehn handelnde Jahre anzugliedern beginnt, voll gewesen von immer neuen Versuchen, Künste und Wissenschaften systemlos, wie zufällig sich zu erraffen? Dem Genie ist die Idee immanent, bis zum Kern durchstößt sein Blick die Formen — und nun tritt dazu, mit Leidenschaft von Tag zu Tag errungen, ein Stoffkreis einzelner Erfahrungen, der allmählich zum Schatz in ihm wächst. Auf Dienstreisen durchs Land findet er seine Ideen über Wirtschaft bestätigt, „es sei ein Bauerngut oder ein Fürstentum, und die so simpel sind, daß man garnicht lange zu reisen brauchte, wenn man bei sich was lernte".

Es brennt in Apolda; die hölzernen Dörfer brennen damals oft ab. Der Herr Geheimrat galoppiert an die Stätte, er wird „den ganzen Tag gebraten und gesotten . . Verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Einteilung der Zeit zum Teil mit. So geht das Leben durch bis ans Ende, so werden's andre nach uns leben . . Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt. Über hiesige beson-

ders, wo man doch nur das Spiel, wie in allem, mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben. Die Augen brennen mich von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich. Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen.“

Und schon vor solchen ersten erschütternden Zeilen eines verschwiegenen Tagebuches fragt man: hat Wieland recht gesehn? Dies ist nach drei Jahren erlebt und geschrieben. Ein hölzernes Dorf ist abgebrannt — Minister pflegen in solchem Falle Berichte einzufordern, die Schuldigen zu suchen, Zahl der Beschädigten mit den Mitteln zum Ersatze zu vergleichen und auszuzahlen nach Vermögen. Goethe hilft löschen, denn er ist ein Dichter, und während ihn die Flamme sengt, berechnet er, wie man das Löschen besser organisieren könne, denn er ist Minister. Da fallen ihm die Gegner ein, die es beim alten lassen wollen, denn er ist nur Ressortchef und nicht Herr. Doch zugleich tritt ihm aus Rauch und Flamme das Gleichnis entgegen: derselbe Engel, den der 20jährige in Herders schwieriger Gestalt als Lehrer verehrend bekämpfte, „und sollt ich drüber lahm werden“, erscheint dem 30jährigen im Widerstand der stumpfen Welt, und er will ihn bekämpfen, sollt’ er sich auch die Hüfte ausrenken. Über allem aber schweben die seligen Götter, frei des Kämpfers zu spotten.

Denn dieser betrachtsame Geist, der wirken wollte und

lernen, wird nun wider Willen zum Kämpfer nach außen, der er nie gewesen. Schon nach einigen Monaten ruft er sich zu: „Aequam memento!“ Später klagt das Tagebuch: „Conseil. Leidig Gefühl der Adiaphorie so vieler wichtig sein sollender Sachen . . Im ganzen wird spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhält. Es wachsen täglich neue Beschwerden.“ Und während er wachsend fühlt, daß hier durch ihn ein Richtiges, ein Gutes getan wird, ist er nach ein paar Jahren schon durchdrungen, alles destilliert zu haben, was für seine Ausbildung drinsteckt. Unmerklich wandelt sich ihm ein Studium in eine Pflicht, unmerklich wird ihm diese Pflicht zum Gleichnis.

Als er nach drei Jahren Kriegsminister wird, schreibt er sich auf: „Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission.“ Am 5. Januar: „Mit Militärökonomie beschäftigt.“ Am 10.: „Über das Geschäft mich in der Stille bearbeitet.. Da ich viel klärer bin und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nichts schadet.“ Am 13.: „Kriegskommission übernommen. Erste Session. Fest und ruhig in meinen Sinnen und scharf. Allein dies Geschäfte diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung, in Gewißheit des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm Ekel. Schwierigkeit, irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für alle Mal den Menschen versagt. Klugheit teilen sie aus.“ 14.—25.: „In Akten gekramt, die un-

ordentliche Repositur durchgestört, es fängt an drin heller zu werden. Das Geschäft mir ganz allein angelegen." Eine Woche später: „Die Kriegskommission werde ich gut versehn, weil ich bei dem Geschäft gar keine Imagination habe, garnichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegbau."

Wie in graphischer Darstellung geben diese Notizen die Wellenlinien, in denen Goethes Seele atmet, wenn Geist und Hand zu neuer Tätigkeit sich bereiten; klar sieht man, wie Lehre, Pflicht und Gleichnis einander die Bahn bestimmen. In diesen Jahren, da er am Ausgleich seiner polaren Kräfte wirkt, wird ihm jede Aufgabe zum Stimulans einer neuen, Ermüdung weckt neue Kräfte, Einseitigkeit wird entschlossenes Mittel, das Bewußtsein, ein kleines Amt zu säubern, wächst in ihm zum Gleichnis irdischer Beschränkung. Deshalb ist auch dem Nachgeborenen weniger wichtig, zuzuschauen, was er tut, als vorbildlich, wie er es tut, und da unsre gesamte Darstellung im Abbild eines Menschen das Vorbild eines Menschen geben will, so folgen wir auch hier nicht den Besonderheiten kursächsischer Verwaltung, aber der Art Goethischen Verwaltens.

Langsam bildet er sich, systemlos seine eigenen Formen. Durch Augenschein sucht er Urteile vorzubereiten, durch immer neue Reisen dies Land und diese Leute auf den Grund zu erkennen, und so ist er imstande, im Conseil den Referenten über eine neue Tuchmacher-Ordnung durch Einwürfe zu entkräften. Manchmal überfällt ihn eine gänzlich dichterische Intention, etwa über die Kriminalordnung, plötzlich läßt er sich Strafgesetzbücher kommen, denn „es ist mir heut ein Licht aufgegangen, bei Tagesaufblick". Dann wieder stutzt der Individualist vor der

Uniformierung seiner eigenen Aushebungen und kommt sich närrisch vor, alle jungen Leute des Landes „nach der Physiognomik des rheinischen Strichmaßes“ zu klassifizieren.

Diese Aushebungen führen in die Nähe der Politik, und so wird ihm die kleine Welt der Gleichmachung zur Brücke in die große persönlicher Staatskunst. Den Alten Fritz hat Goethe nicht gesehn. Schweigend hat er ihn verehrt, als der dichtende König in einer Altersschrift gegen Götz eiferte, aber denselben König hat der dichtende Kriegsminister angegriffen, als er ihm Rekruten wegnehmen wollte! Als der soldatische Herzog seinem Ideal, dem Soldatenkönige, Aushebung in seinem Herzogtum gestatten will, warnt Goethe in einem langen Bericht als Menschenkenner vor den politischen Folgen in Wien.

Aus solchen praktischen Gedanken wächst ihm die Idee eines Fürstenbundes, den Mitteldeutschland zwischen zwei feindlichen Großmächten schließen sollte. Nicht ein abstrakt historischer Schluß, ihn leitet eminent konkrete Nötigung auf den Gedanken des Zusammenschlusses. Doch hält ihn sonst die gesamte Entwickelung seiner Seele, wie sie hier folgen wird, von diplomatischen Versuchen fern, und was ihm Kenntnis des Menschen zu seiner Behandlung nutzt, beschränkt er meist auf seinen engen Kreis.

Ganz einsam, ohne Analogon in sämtlichen Dokumenten und Berichten, Werken und Briefen klingt's ein einziges Mal wie ein Aufschrei aus seinem Tagebuch: allein auf der Wartburg, verloren in Gedanken an Garten, Beschränkung, Stille; entfremdet selbst den Freunden, schreibt er — nach zwei Jahren — unvermittelt, plötzlich das eine

Wort auf: „— — Regieren!!“ Doch es verhallt, wie es aufstieg.

Im Amte ist's vor allen Minister Fritsch, den er mit soviel Kunst und Takt zu nehmen weiß, bis ihm aus diesem Gegner ein Freund erwächst. Ihn und die Kollegen faßt er „durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordne danach meine Verhältnisse zu ihnen“. Ganz politisch klingt diese spätere Konfession. Musterstücke der Diplomatie sind schon jetzt Goethes Briefe an Fritsch, in denen er von Jagdreisen dem daheimbleibenden Premier kammerherrliche Weisungen gibt —: kühl und freundlich, wohlwollend und ehrerbietig, Untergebener und doch ganz der Überlegene, Ressortchef aber Freund des Herzogs, Legationsrat aber Goethe. — Es liegt im Ton, wie er, immer chargiert vom Herzog, bei allem Respekt vor Amt und Jahren doch immer irgendwie der Meister bleibt:

„Ich hab einen freundlich herzlichen Gruß von Ihro Durchlaucht an Sie. Wann wir zurückkommen, ist ungewiß, wir sind ziemlich eingewildert.. Sein Ihro Excellenz so gütig, bei künftigen Sendungen sich des ledernen Sacks mit dem Riemen.. zu bedienen.. Fahren Sie fort, mir das Nötige zuzufertigen.. Behalten Sie mich lieb, sein Sie meiner versichert. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Goethe.“ So im Anfang. Zwei Jahre später: „Ich bediene mich der längst erhaltenen Freiheit, bei Eurer Excellenz anzufragen, ob ich diesen Mittag gelegen komme. Ein Befehl vom Herzog, mit Eurer Excellenz über die bekannte Sache zu sprechen, gibt mir noch besondre Veranlassung.“

In immer feinerer Schattierung übt er diese Kunst. Schon ehe er Beamter wird, verbessert er Konzepte des Herzogs zuweilen mit seiner Hand, glättet Schärfen. Wie

Goethe, da er sich in die Welt mischt, mit jeder Menschenart anders umgehen lernt, zeigt auch der Stil seiner Briefe an; denn wie er dem Herzog immer ein paar robuste Adjektive einstreut oder an Merck ein cynisches Aperçu, so nimmt er gegen die Mutter bürgerliche Prätentionen auf, die sie mehr von ihm erwartet als er von sich, und der einzige Brief, der in diesem Jahrzehnt an einen Schauspieler geht, schließt ganz ungoethisch und ganz schauspielerhaft: „Adieu, adieu. Leben Sie glücklich, denken Sie zuweilen an Goethe, er hat Sie lieb."

Und doch ist nie Verstellung im Spiele, am wenigsten bei Hofe, wo er grade zu Anfang auch durch den Ton Epoche macht. „Du brauchst nur zu sein, wie du bist, das ist jetzt hier Politik", ironisiert er an Herder. Diese Art der Weimarischen Gesellschaft, genialisch zu affektieren, erleichtert ihm aber das Auftreten nur zu Beginn, bald hat man sich an ihn, er sich an diesen Hof gewöhnt, und als jene Überspannung nachläßt, hat er die Privilegien adliger Haltung längst gelernt. Schon wird er bisweilen steif genannt.

Länger trägt zu seiner Erleichterung der Drang des Herzogs nach Jagden, Fahrten, Ritten in wilder Gegend bei, denn während man von draußen, als wären's Sommerferien, in die Stadt hineinregiert, meldet der Herr Minister einem Freunde: „Seit drei Wochen führe ich mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen und weide mich aus in Gottes Welt."

Doch als er nach etwa einem Jahr aus einem steten Begleiter des Herzogs mehr stetiger Beamter wird, hat er statt eines naturhaft genialischen Hofes drei herzoglich sächsische zu frequentieren.

Die Herzogin-Mutter, klug, lebensvoll, heiter, Nichte Friedrichs und ihm äußerlich ähnlich, tritt für Goethe ein,

und ohne daß diese bedeutende Frau nach 15jähriger Regentschaft den ersten Favoriten ihres Sohnes guthieß, war er hier kaum zu halten. Ihren belebten Kreis dirigiert Wieland. Still und elegisch hält daneben die schöne junge Luise von Darmstadt den Hof der Regierenden Herzogin, schmal, ernst und zart ist sie, steif und einsam, mit großen blauen Augen, ohne sinnliche Reize, durch Staatskunst oder durch ein unglückseliges Gestirn Gefährtin dieses Fürsten geworden, der, rasch von ihrem Leben abgetrennt, mit Lärm und Jagd einen dritten Kreis und Hof um sich sammelt. Und diese Kreise begleiten und tragen in die kleine Stadt Parteien, Launen, Intrigen, Klatsch.

Doch alle drei regierenden Häupter ziehen in gleicher Stärke den Fremden heran, und daß dies durch Jahrzehnte weitergeht, wirkt um so seltsamer, als alle drei periodisch einander bekämpfen. Freilich macht er sich's zum Gesetze, bei Hofe nie ein Wort weiterzugeben, das er vertraulich erfuhr. Goethes polares Wesen, zu solchen Zwecken der Gesellschaft bewußt stilisiert, macht ihm das Leben leichter: denn Laune und Satire, schnellen Geist und Musikalität hat er Anna Amalia zu bieten, schwermütige Verschlossenheit der Seele „nur in Blicken und Silben zusammenlebend" der Herzogin, dem Herzog aber all das Feuer, um das er von ihm gewählt ward. Alles ist echt, nur die Verteilung der Gewichte ist Kunst und ein Geheimnis, tiefer, als Weimarer Hofleute sich's träumen lassen.

Die spotten hinter dem Rücken über diesen Dichter, der seine Balladen und Lieder am Sommerabend in Tiefurt vorträgt; die Bürger wiederum, so separiert, daß sie in ihre Ressource keinem Adligen Zutritt geben, mißtrauen dem Emporkömmling, der sich in Hofluft drängt.

Drängt er sich wirklich? Als Regisseur vermag er Hof, Natur und Kunst auf eine auch dem verwöhnten Kreise ungewohnte Art zu verschmelzen, wenn er die Herzogin mit den Freunden in sein Gartenhaus lädt, bei neuen Gedichten alten Johannisberger reichen läßt, dann aber öffnet sich die Tür und das Ufer des Flüßchens schimmert in rembrandtischen Lichtern. Die Hof-Stimmung seiner Seele aber ist diese:

„Nach Tische gefürstenkindert. Jagd im Garten. Nachts Ball. War unfähig, die Natur zu fühlen . . Nach Tiefurt, wo mich alles an den Menschen ärgerte. Drum macht ich mich weg nach Hause. Hatte Lust zu nichts . . Ich habe die Hofleute bedauert, mich wundert's, daß nicht die meisten gar Kröten oder Basilisken werden . . 4—5 Herzöge von Sachsen in einem Zimmer machen auch nicht die beste Konversation . . Außer dem Herzog ist niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechselpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt." Im ersten Jahre legt er im Hofpark eine Einsiedelei an „für arme, kranke und bekümmerte Herzen". Im dritten Jahre fängt man an zu klagen, er sei kein artiger Tischnachbar. Als das Herzogspaar zum Herbst in die Stadt zurückkehrt, wo er alles vorbereitet hat, hofft er verbittert, „für diesmal die Sorge für Fußböden, Öfen, Treppen und Nachtstühle los zu sein, bis es von vorn angeht".

Wer ist's, um den ein Dichter dies alles erträgt, wer ist's, der ihn erkannt und nicht erkannt hat, der mit ihm fünfzig Jahre hier aushalten soll? Wer ist der Herzog?

Carl August ist kleiner, gedrungener als der gut mittelgroße, schlanke Goethe, sein Auge dunkel wie Goethes,

doch eher wild als scharf, der Mund, in vollem Unterschiede zu Goethes edlen Lippen, steht etwas schief. Was sie verbindet, was den Jüngeren am Älteren wie ein Vorbild anzieht, was diesen an jenem wie ein Nachbild fesselt: das Dämonische seiner Natur, dies brausend Dunkle könnte den Herzog zu Goethes jüngerem Bruder machen, hätte er statt mancher Gaben Genie. Doch ihm fehlt das Korrektiv der produktiven Natur, und da ihm auch Selbstbeherrschung nicht anerziehbar ist, bleibt er im Grunde disharmonisch und wird nur durch den Lauf der Jahre, nicht durch Sammlung oder Reife allgemach stiller, mit einem Schein von Ausgeglichenheit. Oft ist er von Selbstvorwürfen geplagt, einem Goethe gänzlich fremden Gefühl, und während dieser grenzenlos fühlt aus eingeborener Leidenschaft des Herzens, handelt jener zügellos aus Unzufriedenheit mit sich: Daemonia activa — passiva.

Goethe drängt es zur Tätigkeit, Carl August zur Bewegung. Goethe anerkennt das Vorrecht fürstlicher Geburt, Carl August das Vorrecht königlichen Geistes, beide mit dem heimlichen Vorbehalte, daß, was jeder besitzt, am Ende doch das Höhere sei. Den Herzog zieht zum Dichter Persönlichkeit, den Dichter zum Herzoge zunächst die Gelegenheit, als neuer Voltaire einem lebenden Fürsten Rousseausche Ideen zu übertragen. Wenn aber Jenen nebenher der Wunsch antreibt, sich mit dem Ruhme des Dichters an seinem Hof zu schmücken, so mangelt dem Dichter jeder höfische Ehrgeiz. Dabei ist es zu jener Zeit selbst dem freisinnigsten Fürsten natürlich, von seinen Ministern als von der „Dienerschaft“ zu sprechen und von Goethe als von einem Manne, zu dessen „Besitz“ man sich Glück wünscht.

Carl August, der in Goethes Naturell verwandte Töne

spürt, ahnt in ihm einen leitenden älteren Freund, und wie er ihre Ähnlichkeiten überschätzt, das Ganze aber doch leicht nimmt, bereitet er sich nur mäßige Enttäuschung vor. Der Dichter, der in des Herzogs stürmischem Auftreten sich selbst ohne das Korrelat des Genius wiederfindet, spürt in ihm einen zu leitenden jüngeren Freund, will gern den Herrn anerkennen, wenn er dafür Raum und Objekte für seine Hände gewinnt, aber da er eine starke Entscheidung an die Person dieses Fürsten knüpft, wird seine Enttäuschung tief sein, wenn der Fürst versagt.

Ein unbefangener Herrscher macht den Versuch mit einem Dichter, der ihm gefällt, und denkt anfangs wenig an seinen Staat, für dessen Wohl er den Dichter erst später benutzt. Goethe macht den Versuch mit einem Fürsten und dessen Staate, wird aber bald vom Fürsten weg zum Staate hingelenkt. Beide treten in das Verhältnis wie in ein Abenteuer. Beiden wird es Schicksal.

Zunächst trägt Goethe dem „goldenen Jungen" eine herzliche Neigung zu mit der Maxime: „Dem Herzog alles zu Liebe, den Seinigen alles zum Besten." Doch zugleich sucht er vom ersten Tag ab auf ihn zu wirken, erziehend mehr als bildend. Wie er selbst aus Büchern nichts zu lernen wußte, gibt er auch dem Freunde nicht Bücher, sondern ein Vorbild: sein Herz zu formen scheint ihm wichtiger als seinen Geist, denn dort ist mehr zu erreichen, dort sind sie verwandter. Zwar hat der junge Mann natürliche Klugheit, Witz, faßt schnell und klar, hat weniger Vorurteile als die meisten Fürsten, doch ist er auch eitel und hat als Halbwüchsiger ein Jahr und länger seiner Mutter gezürnt, weil man ihm eine Ehrenbezeugung versagte. Sein Geist bleibt in der Freundschaft mit Goethe beinah aus dem Spiele, nirgends hört man im ersten Jahrzehnte von

Studien des Herzogs, selbst Goethes Werke sind ihm nie Erlebnis geworden. Wie alle Deutschen hatte Carl August für Götz geschwärmt, in dessen Kraft sich eigene Roheit getroffen fühlte. Wie die meisten Deutschen hat er vor den großen Werken, die dann kamen, ganz verständnislos gestanden.

Ehrlich und frei kommt ihm der junge Herr entgegen; noch aus dem einzigen Briefe, der aus 15 ersten Freundesjahren sich erhalten hat, sprechen Carl Augusts beste Seiten: „Wie sehr wünscht' ich — erwidert er ihm beim ersten Weihnachtsfeste — mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit dir. Ich sehe sie alle Tage; aber das Schloß ist so hoch . . von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz widrig und übel wird und alle Abend mich dem Teufel übergeben möchte. Mach doch, daß du herkommst (nach Gotha), die Leute sind gar zu neugierig auf dich. Mieselchen ist recht brav. Ich habe, um mich konsistent zu erhalten, meinen großen Hund kommen lassen . . Grüße unser Mieselchen, wenn du sie siehst. Gott befohlen! C. A."

Nie hat dies Unverhältnis Goethe erschüttert, kaum verstimmt. Ihm ist Carl Augusts Herz vertraut und anvertraut, und wie er selbst Kampf gegen Leidenschaft aufgenommen, so sucht er nun den jüngeren Freund zu lehren, in dessen Busen keine natürliche Gegenkraft wirkt. Goethe sieht in ihm all das Chaos jenes Sturmes und Dranges, aus dem ihn selber nur der Genius hob. Indem er ihn zum Fürsten zu entwickeln strebt, sucht er den Menschen zu entwickeln. Rückblickend schildert er später den dämonischen fürstlichen Jüngling:

„Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
der Unfall lauert an der Seite
und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
und von unmutiger Bewegung
ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitren Tagen,
unbändig ohne froh zu sein,
schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
auf einem harten Lager ein."

Jagd und Sauhatz mit nächtlichen Lagern im Freien, Gelage mit Bauerndirnen sind die Exzesse, mit denen sich der junge Fürst am liebsten ermüdet, denn was er sich am tiefsten wünscht: Krieg muß er noch entbehren. Goethe, weder Jäger noch Zecher von Passion, macht nur im Anfang mit. Dreimal in einer Woche nötigt ihn zuweilen das Treiben des ersten Sommers zur Kameradschaft. Doch schon nach ein paar Monaten ist er auf Jagden mehr Zeichner als Jäger.

Anfangs versucht er durch leise Mahnung manches zu erreichen. Zuweilen sagt er's direkt: „Hernach hab ich noch eine Lektion für Sie! Da ich so auf dem Weg über Ihre allzu große Hitze bei solchen Gelegenheiten (Feuer) dachte, wodurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechts, doch was Unnötigs zu tun und Ihre eignen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuspannen." Hundert vertrauliche Lehren solcher Art mag er ihm in

jenen langen Unterredungen gegeben haben, die das Tagebuch verzeichnet; oft schläft er bei ihm, kaum vergeht ein Tag in den ersten zwei Jahren, daß er dem Herzog nicht mit seiner suggestiven Gegenwart erscheint. Herr oder Herrschaft nennt er ihn für sich, und — wohl weil der rasch Mißtrauen lernende Hofmann seine Tagebücher nicht ganz sicher weiß — gibt er jedem Intimen ein astrologisches Zeichen, dem Herzoge das des Jupiter.

In Gesellschaft greift Goethe als Erzieher zum Gleichnis. Ein Berghauptmann, der ein Menschenalter später Erinnerungen aus jenen ersten Jahren aufschreibt, da er als junger Berg-Eleve zuweilen mitzechen durfte, schildert, wie damals unter den tollen jungen Leuten alles „um jeden Preis natürlich" sein sollte. Doch wie er selbst in solcher Sitzung mit Armen und Beinen sich austoben will, flüstert Goethe ihm zu: „Nur von ihren Leibern haltet euch fern und duldet lieber, was sie körperlich euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen." (Vorsichtig redet der Bericht, denn noch lebt der Herzog!)

Ein andermal schmausen sie im Gebirge, im Haus eines reichen Krämers; der ist verreist, doch seinem parvenühaften Bilde trinken sie zu, und wie dann die bezechte Gesellschaft mit dem Herzog in den Keller steigt, hat Goethe indessen des Kaufmanns fades breites Bild aus dem Rahmen genommen, seine eigene Gestalt mit den geistigen Zügen hineingesteckt, den Goldrahmen auf seinen verhängten Knieen. Als die Andern wieder heraufgestürmt kommen, zieht das Kontrastbild alle überraschend an und regt die einen zum Gelächter auf, die andern zum Denken; den Herzog unter den Denkenden zu wissen, ist Goethes Wunsch.

Nach der ersten wilden Zeit läßt leise Beruhigung

des Herzogs Goethe zu höfischeren Mitteln greifen. Hat jener zuviel im Conseil gesprochen, so läßt Goethe nach Tische Bemerkungen fallen über Mäßigung im Ausdruck, sich Vergeben, hitzig Reden. Findet er ihn reaktionär, so hüllt er seine Ideen über Politik und Gesetze in Gleichnisse. Immer aufs neue sucht er am eigenen Leibe darzustellen, wie man das Abenteuerliche natürlich macht, und warnt ihn, statt dessen das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen.

Der Hof erstaunt. Man sieht den Herrn nach plötzlichen Erkenntnissen handeln, „und wenn sich's bei ihm merklich aufschließt, kracht's, und das nehmen die Leute übel auf". In solchen Augenblicken steigt Goethes Hoffnung auf den Fürsten, dann meint er, sie gingen ihren eigenen Weg zusammen, stießen die Leute vor den Kopf, unbekümmert, denn sichtbar seien die Götter mit ihnen. Nach einem Jahre: „Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler und ist eben eine Kreatur, wie's keine wieder gibt." Später: „Der Junge ist nun mein, und wenn ich's recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zutue oder ihn verlasse oder er mich, von niemanden abhängen, weil er von allen abzuhängen fühlen muß."

Dies sind Goethes hellste Tage, denn indem er den Jüngling befestigt, fühlt er sich selbst als Mann bewährt, und dies zu erreichen bleibt zunächst seines Genius Ziel. Er selbst mag immerhin glauben, Schulung des Herzogs sei der Zweck, und vielleicht spricht der kluge Merck Goethes Gedanken aus, als er nach zwei Jahren aus Weimar schreibt: „Goethe liebt ihn wie keinen von uns, weil vielleicht keiner ihn so nötig hat als dieser, und so wird ihr Verhältnis ewig dauern."

Die Welt räsoniert. Schweigend trägt der Dichter alle Ironien, deren Gespinste er von Weimar durch Deutschland sich verbreiten sieht. Wie aber einer gegen ihn auftritt, den er verehrt, mit gutem Vorsatz, doch ohne sicherere Basis: da fährt Goethe auf! Als Klopstock ihn brieflich mahnt, Carl Augusts wüstes Feuer nicht zu schüren, schreibt Goethe dem Meister, den er noch vor zwei Jahren seinen Vater nannte: „Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden . . Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte!“ Klopstock liest, übergibt's einem Schüler, sagt: „Jetzt verachte ich Goethe“, schreibt ihm den Scheidebrief.

Goethe lehrt seinen Fürsten die Form der Macht verachten, den Sinn der Macht verehren. In einem Briefe, den sie gemeinsam schreiben, spottet er vor des Herzogs Augen über „des Conseils erhabene Sitzung“. In einem anderen, den sie zusammen mit Versen füllen, dichtet Carl August unter Goethes Suggestion:

„Wohl dir, Gute, wenn du lebest auf Erden,
ohne Andrer Existenz gewahr zu werden.“

Doch kurz darauf schreibt Goethe dies „Königliche Gebet“, das dem Geiste seines Fürsten mag gewidmet sein:

„Ha, ich bin Herr der Welt! Mich lieben
die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! Ich liebe
die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
der Höh' und Liebe nicht überhebe.“

Zugleich wird er zum Mittler zwischen Herzogin und Herzog: auf Grund polarer Eigenschaften, die er vereint, vermag er auch das Vertrauen beider streitenden Gatten zu erwerben. Als Dramatiker sieht er weder Recht noch Unrecht, nur den Kampf zweier Gegenspieler; als Weltmann sucht er diese Erkenntnis fruchtbar zu machen, indem er jedem zum Verständnis des andern hilft. Dem Herzoge sagt er: Luise ist ein Engel, doch wird alles in ihr Knospe bleiben; ihr sagt er: Carl August ist ein guter Mensch mit zuviel Blut. Leise deutet er zuweilen an, daß man ihn als Seelenarzt konsultierte.

Glückt es ihm nicht mit Worten, so versucht er's durch Dichtung. Mit dem seltsamen Singspiele „Lila" will er die Melancholie der Herzogin bildlich heben, Phantasie durch Phantasie kurieren, und wenn er in einer späteren Farce Hofdamen den galanten Märchenkönig glossieren läßt, so kann dies nur ein Dichter wagen, der Favorit beider Parteien ist. Weimar um diese Zeit ist weder peinlich noch gar moralisierend: die Herzogin zwar ist schön und streng, Hof und Gesellschaft aber, weniger geistig als verwegen, sind durchzogen von illegalen Verbindungen cynischer wie sentimentaler Art. In der Privat-Druckerei der Herzogin Amalia wird die Satire eines Kammerherrn auf einen andern vervielfältigt, der darin im Auftrage einer Sängerin kastriert wird, — und der ganze Hof erhält Abzüge des Romans.

Gegen dies bewegte Treiben, gegen Welt und Wirkung sucht Goethes Wesen Stille, Beschränkung, Vertiefung. In seinem Garten findet er's. Vor dem Tor, dem Schlosse nah, doch entfernt von seinem Getriebe steht ein altes Häuschen, nur vier Stuben liegen drin:

„übermütig sieht's nicht aus,
hohes Dach und niedres Haus,"

doch ein großer Garten umschließt es, weiter dehnt sich der Park. Fast sieben Jahre ist dies Goethes Wohnstatt, und gestaltet sich diese Zeit bei aller Tätigkeit zu innerem Wachstum: der Erde dieses Gartens hat er das zu danken. In sie hinein versenkt er seine Liebe, aus ihr empor steigt sein Glück.

Hat er sich nicht Jahre lang aus den engen Straßen fort, zu solchem Stück Erde hin gewünscht? Nun gibt er einen guten Teil seiner Zeit dem Garten, denn auch ihn muß er pflegen lernen, er ist ihm neu wie die Geschäfte. Ganze Tage der ersten überschütteten Zeit gelten nur der Bestellung und Pflege, dem Ausbau und Umbau, und dann fügt das Tagebuch die Worte an: „Immer die schönsten Tage".

Zwar, alles kommt ihm ärmer vor in diesem Lande, und Main und Rhein, von wo er stammt, erscheinen ihm hier in Thüringen wie der Süden. Bald hört man ihn leise klagen, hier sei der Frühling karg, der Winter streng, am Rheine würde man weniger eintrocknen und einfrieren. Aus Frankfurt läßt er sich Reben und Weiden kommen. Von der Leipziger Messe bestellt er sich Reicharts Gartenschatz — zugleich mit Swedenborgs Himmlischer Philosophie und der Kursächsischen Accise-Ordnung.

Erwacht er früh in seiner Einsamkeit nach halb durchtanzter, durchschwatzter oder durchrittener Nacht, dann atmet er ganz durchströmt von solcher hohen Stille und wird nicht müde, das Gefühl zu preisen. Denn nie arbeitet Goethe nachts, in keiner Epoche des Lebens, und bittet noch im Alter, vom Entwurf seines ersten Denkmales die Lampe

als Zeichen des Fleißes zu tilgen, da er immer nur morgens gedichtet habe, „wo ich den Rahm des Tages abschöpfte, da denn die übrige Zeit zu Käse gerinnen mochte".

Auf seinen Garten als Refugium ist der neue Hofmann stolzer als auf Hoftafeln und Parkette. Kommt er abends heim, ärgerlich Feuerzeug suchend, so sieht er drüben im Schlosse viel Licht, „indes ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte". Dann streckt er sich in der Mainacht im Mantel auf den Altan, es kommt ein Gewitter, die gute Natur hält ihn so freundlich, daß er es überschlummert.

In diesem Garten stählt er den Körper, badet im November nach Sonnenuntergang, im Dezember früh im Flusse am Zaun, im Januar im Schnee, um „traurig stockenden Geistern frischen Sinn zu geben". Zugleich trennt er sich vom Kaffee, nimmt weniger Wein, um höchste Arbeitsleistung zu erzwingen. Damals spricht er von seiner dürren Konstitution, und sein Diener versichert, er konnte ihn leicht tragen. Seine Frisur gibt mit dem Toupet das erste Stück Rokoko auf.

Hunde, mit denen er in Leipzig und Straßburg gerne gespielt hat, hält er im eigenen Anwesen nicht, steigende Antipathie gegen Haustiere, wie sie an Goethes liebendem Wesen befremdet, läßt sich nur durch wachsenden Sinn für Ordnung, durch Pedanterie und Stille — doch auch so nur halb erklären. Bei feinen Sinnen und Nerven versenkt er sich nur in die lautlose Natur, läßt schon Werther an Käfern sich entzücken, bekämpft, in einer späteren Novelle, die Zerstreutheit von Frauen, die sich mit Schoßhunden beschäftigen, eifert gegen das Schreien der Gänse.

Das Nützliche zieht ihn an in dieser Epoche, deshalb hält er Bienen, pfropft junge Obstbäume, schreibt „mit

beschmierten Baumwachsfingern Liebesbriefe", berichtet darin, wie verspätet er die Raupen vertilgte — „und ich ging immer vorbei. Ein Poet und ein Liebhaber sind schlechte Wirte." Noch nach drei Jahren notiert er als einziges Faktum eines Garten-Tages: „Wühlte ich still an Felsen und Ufern fort."

Doch schon tauchen auch tiefere Wendungen auf: „Da ich die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze . . Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustandes wegschwimme . . Bäume pflanz ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugnis." Noch in diesem dritten Jahre kann Wieland von ihm sagen: Pflanzen und Zeichnen sind seine Lieblingsgeschäfte. Ein Geist voll so viel Sinnens, „daß abends mein ganzes Wesen sich zwischen den Augenknochen zusammenzudrängen scheint," braucht solches Quietiv.

In diesem Gartenleben ist nichts romantisch. Der Mann, der jetzt, zwischen 26 und 30, Leidenschaft durch Tätigkeit zu zähmen trachtet, sucht auch hier bei menschlicher Stille verständiges Wirken, und schaut er in diesen Jahren wie das Leben auch die Natur mehr [praktisch an als dichterisch: so wird ihm diese kleine Ecke Land, dergleichen er zum erstenmal sein eigen nennt, Beispiel und Gleichnis für das größere Land, das fortzubilden er sich nun berufen fühlt.

Darum geht seine Sorge vom Garten auf das Häuschen, ein gebrochener Träger ist wichtig genug, um mitten im tätigen und dichtenden Leben zum entscheidenden Moment eines Tages zu werden. Baut Goethe einen Altan an das Haus, gleich wird's ihm zur Lehre in der Welt, und er notiert sich: wie sich der Herzog am äußeren

Übertünchen verblende, so habe er's selbst erst beim Bauen gemacht. Gepflegter wird allmählich die schöne Wirrnis seines Gartens; nach ein paar Jahren kann er aus solchen Veränderungen auf die Entwickelung seiner Sinnesart schließen.

Doch strebt er nie nach Ausbreitung, immer nach innerer Ordnung. „Sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, sie auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, den Menschen." Und wie sich diese maßlose Seele an feste Punkte zu klammern sucht, um nicht in die Luft zu gehen, wie sich der Riesengeist in enge Tätigkeiten bannt, so wird vom Garten und Hause her sein Sinn von selbst auf Ökonomie geleitet, und auch dies ist neu. Bisher hatte er nie viel, selten genug Geld, hat wiederholt von Merck, von Jacobi geborgt und eigentlich wie ein junger Mann gelebt, der eine Erbschaft im Rücken weiß. Jetzt, da er Geld und Haus bekommt, beginnt er mit doppelter Sorgfalt Buch zu führen und wird es weiter so halten, 50 Jahre lang. „Immer fortwährende Freude an Wirtschaft, Ersparnis, Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen. Bestimmtes Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung."

Der Mann, den er in diesen Jahren am herzlichsten bewundert, ist Batty, ein Landwirt, von Merck empfohlen, den er nun zur Ökonomie des Landes heranzieht. Die sachlich grade Art, in der dieser Mann sich auf dem Lande bewegt, scheint dem zum erstenmal der Erde wahrhaft zugeführten Dichter ein Vorbild des Wirkens, denn Jener „träumt nicht im Allgemeinen wie unsereiner ehmals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er grad das

an, was jetzt nötig ist. Gar schön ist der Feldbau, weil alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache." Auch hier ist es der Antipode, der ihn anzieht, der Einsichtige, den sein eigenes Wesen beneiden muß, und noch im Alter wird er solche Männer suchen, „die mit tiefen und scharfen Sinnen ihre Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Ziel hinrichten".

Und doch spürt Goethe vor solcher neuen Lockung zugleich seine Grenzen, die zu verdeutlichen er grade in dieser Zeit der Ausbreitung entschlossen scheint: er fühlt voraus: „Das ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebnen Wege abgehn, mein Dasein ist einmal nicht einfach, nur wünsch ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzuplumpen."

Hält er sich also vom Landbau selber fern, so vertieft er sich doch in alle Formen der Ökonomie mehr als in andre Fächer der Verwaltung, und in diesen ersten vier Jahren begründet er in sich die vollste Kenntnis der weimarischen Landes-Wirtschaft. Eben um für das Land zu sparen, übernimmt er die Kriegskommission: von hier aus will er Weimars Finanzen sanieren.

Als Jüngling war er mit Papieren und Geld bald Bohémien, bald Pedant, nun erzieht er sich zur Genauigkeit und sucht auch durch solche sozialen Formen innere Verwirrung zu klären. „Da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, — schreibt er einem Schützling — muß ich desto strenger in meiner Wirtschaft sein;" er möge ihm schreiben, wieviel er erhalten, denn hier fehle im Buch ein Posten. Von einer Reise schreibt er nach Weimar, man solle 12 einfache Rahmen für die Akademie vorbereiten,

er bringe Zeichnungen mit, man solle nach vorhandenen Gläsern suchen; sind sie größer, so mögen die Rahmen auch größer werden.

Wie er auf der nämlichen Reise aus einem Wassersturz den Gesang der Geister erlauscht, schreibt der Dichter: „Von dem Gesange der Geister hab ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern." Aber am Schluß desselben Briefes schreibt der Pedant, man solle die Briefe so heften: „Erst kommt das Tagebuch nach seinen Nummern 1—6, sodann der Gesang, sodann die Beschreibung des Tales."

Auch vor seinen Entwürfen hegt er zuweilen ökonomische Gedanken. Von Merck, der einen Roman schreibt, fordert er volle Schonung des theatralischen Geheges, da er selbst das Theaterwesen episch vortragen wolle. Wie er auf Reisen durch deutsche Höfe ein ironisches Register von Hoftypen improvisiert, bittet er zugleich den Empfänger, dies geheim zu verwahren, sonst könnt' es ihm einer wegnehmen.

Die Briefe, denen er diese kleinen großen Dinge vertraut, wachsen rasch zu einer Sammlung von 1700 Briefen und Billetten in der Schatulle einer Frau, zehn Jahre lang. Mehr als allen vor und nach ihr hat Goethe dieser Frau gedient, ihr hat er sein ganzes Wesen zugeworfen. Die große Schale ist sie gewesen, in der er die Wasser seines Wesens sammelte, um sie dann klarer wieder abzuleiten. Der übermenschliche Versuch, sein zwiespältiges Wesen schon am Ende des dritten Jahrzehntes zu einen, hat in dieser Frau sein Gleichnis gefunden, und was er und

was der Nachgeborene ihr dankt, sind ihre edlen Maße. Nicht ihre Schuld ist es, daß der Versuch verfrüht war und daß erst lange nach Lösung der ungeheuren Spannungen, in denen sich die um Reinheit kämpfende Seele aufrieb, Freiheit und Harmonie entspringen konnten. Doch ihr Verdienst ist es, daß sie wie eine still gelagerte Küste den Sturm des aufgewühlten Meeres aushielt.

Sie liebte Goethes Idee, nicht Goethe. Er liebte ihre Idee, nicht sie. Darin liegt alle Schönheit, alles Fruchtbare ihrer Neigung. Daß sie nicht Zwiesprache halten konnten wie selige Genien, daß sie in täglicher Berührung mit Augen und Sinnen einander spürten, zu spät vereinigt und doch am Ende zu früh; daß sie, bei ganz verschiedenen Temperamenten und Arten der Hingabe, in einem engen Kreis und Orte, zwischen Vorurteilen und Intrigen, getrennt und doch nicht getrennt dieses Jahrzehnt zubringen mußten: darin liegt alle Bitternis, alle Enttäuschung begründet, die sie einander erregten. Ihr Roman ist nicht ein Glück mit tragischem Ausgang, er ist eine lange ungleiche Geschichte mit hundert hohen Augenblicken und tausend quälenden Stunden.

Klein, elegant, biegsam ist Charlotte von Stein, in keiner Epoche ihres Lebens schön, doch immer anziehend durch das stille Oval ihrer Züge, und als Goethe sie trifft, ist die 33jährige nervöser und zarter, leidender und unsinnlicher als später, nicht die blühende Frau auf der Höhe des Lebens, vielmehr eine resignierte, schwermütige Natur. Sanft und bedrückt nennt man ihre Stimme, leidende Tugend, zarten Ernst, vollkommene Freiheit in den Hofmanieren, eine eigene Offenheit rühmt man damals an ihr. Aus ihrer Fertigkeit in künstlerischen Tänzen — schreibt ein Freund — würde man nicht schließen, daß

stilles Mondlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt.

Schön geschwungene, ziemlich schmale Lippen, dunkles Haar und große italische Augen hat sie mit Goethe gemein, doch während die seinen strahlen oder stechen, schwimmen die ihren in nie entflammtem, nie erloschenem Feuer. Weder sinnlich wie Goethe noch unsinnlich wie seine Schwester, gibt sie auf ihren besten Bildern mehr die enttäuschte als die liebesunwillige Frau kund, und was zurückliegt, war nicht angetan, ein stilles Feuer zu pflegen. Tochter eines skurrilen Hofmannes und einer strengen Frau, die ihre Weltklugheit hinter Gebeten verbarg, ist sie bedrückt und leidend in düster beschränktem Hause aufgewachsen, hat dann sechs Jugendjahre lang als Hofdame das karge Leben eines unsichern Hofes neben der Herzogin hergelebt, die, wenig älter und Witwe, während dieser Jahre dem schwankenden Lauf des 7jährigen Krieges als Nichte Friedrichs voll Unruhe folgte.

Durch die Ehe mit dem ihr sehr fremden, gutartig simplen, ungeistig robusten Oberstallmeister von Stein wird sie versorgt und ist zur Zeit, als Goethe 16jährig die Schule verläßt, mit 23 Jahren Mutter eines Knaben, wird aber in den nächsten acht Jahren durch die Geburt von sieben Kindern vollends geschwächt. Vier Töchter sterben bald, wie Goethes vier Geschwister, von drei Söhnen werden zwei heranwachsen; der jüngste ist drei Jahre, als Goethe bei ihr eintritt. Dies erste Jahrzehnt ihrer Ehe hat sie zurückgezogen, im Sommer auf ihrem kleinen Gute nahe der Stadt, oft in Bädern verbracht, Stärkung suchend. Nie hatte sich ein Mann ihr genähert.

Goethe weckt sie auf. In einem Brief, den er in seinen „Geschwistern“ vorlesen läßt und in dem man den einzigen

Brief erkannt haben will, der von ihr an Goethe erhalten blieb, hört man ihre leise Stimme, hört man dies fast unwillig holde Erwachen zum Leben, das sie dem neuen Freunde dankt, hört ihre Weigerung, ihm anzugehören: „Die Welt ist mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und bin's nicht mehr." Doch zugleich spricht dieser Mund mit andrer Stimme auch andre Worte über ihn aus.

Denn beide haben voneinander vernommen, bevor sie sich sahen. Als man Goethe ihre Silhouette zeigte, schrieb er unter den Schattenriß der Unbekannten: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeinere Eindruck." Schauspiel — wie sie sich spiegelt: kein entflammtes Wort. Wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe: der Fall Goethe. Sanftheit: der Goethe konträre Fall. Dazu schrieb er am Ende einiger allgemeiner Normen unter ihr Bild, plötzlich wie in einer Eingebung: „Siegt mit Netzen." Geschrieben im Juni. Im Dezember betritt er zuerst, in Begleitung des Herzogs, ihren Salon.

Dem Arzte Zimmermann, der sie schon seit einem Jahre wie ein psychischer Kuppler auf Goethe hingelockt hat und ihr vormacht, ihr Bild „lui a fait perdre le sommeil pendant trois nuits", dem schreibt sie im nächsten März: Goethe nenne sie Du, doch habe sie es ihm verboten, weil niemand es verstehen würde, „da springt er wild vom Canapé, sagt, ich muß fort, läuft ein paar Mal auf und ab, um seinen Stock zu suchen, findet ihn nicht, rennt so zur

Tür hinaus, ohne Abschied und ohne Gute Nacht . . Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde. Auch seine Art mit unserem Geschlechte umzugehen gefällt mir nicht.. Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir, als wenn ich eine Undankbarkeit damit gegen Goethe begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehen, will ich's ihm alles sagen."

So drückt sie's auch in einer kleinen Szene aus, in der sie ihn, im Geschmacke der Zeit, zugleich ehrt und verdächtigt:

„Gleichgültig ist er mir eben nicht,
doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mir spricht . .
Ich bin ihm zwar gut, doch . . glaub mir's nur,
er geht auf aller Frauen Spur . .
So ist er gar nicht Herr von sich,
der arme Mensch, er dauert mich."

Wie rasch sich ihr Gefühl an ihm entzündet, zeigen Brief und Szene, doch auch, wie Sitte in ihr erschreckt zusammenfährt, wie sie bedauert — und doch besitzen möchte.

Noch im Dezember klagte Goethe in Versen um Lili. Im Januar schreibt er den ersten Brief an Frau von Stein, und dieser erste zeigt schon den halb verhohlenen, in seinen inneren Gründen schweren Zwiespalt an, der seine Neigung kreuzt: sein erstes Wort an sie ist Widerspruch, wie ihr erstes an ihn Vorwurf war. Sie hat ihm ein Siegel gegeben, er hat es seiner Schwester geschenkt, sie ist beleidigt. Goethe: „Eben deswegen! — — . . Was ich auch meiner Schwester gönne, das ist mein, in mehr als Einem Sinne mein! — Aber eben deswegen — werd ich nie mit siegeln — und ich wäre das nicht wert, wenn ich das nicht gefühlt hätte —."

Doch schon nach ein paar Zetteln nennt er sie Besänf-

tigerin. Zwischen Verliebtheit und angestrebter Seelenfreundschaft schwingt in den ersten Monaten Goethes Stimmung, zwischen Du und Sie; nicht aufgewühlt schreibt er ihr, nur unruhig, werbend, zugleich etwas enttäuscht sind diese ersten Liebesbriefe: „Es verdroß mich, daß kein Wort drin war von dir .. Liebe Frau, leide, daß ich dich lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich .. dich ungeplagt lassen .. Es kann all Grille sein — genug, vor der Hand ist mir's so, wenn mir's anders wird, wird sich's zeigen .. Und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich so lieb habe und just dich!"

Zugleich schickt er noch an Lili seine „Stella" und schreibt hinein, sie möge draus ersehen, daß Liebe vergebens vor Liebe flieht. Zugleich ist von andern Liebschaften bei Hofe die Rede, die er und bald auch die Gesellschaft Miesels nennt. Zugleich verliebt er sich bei einem Besuche in Leipzig Hals über Kopf in Corona Schröter, die Sängerin. Noch im August, als er ein Drama nach Boccaccio beginnt, denkt er der Heldin Lilis Züge zu geben, doch dabei auf artige Weise seiner neuen Freundin mit dem Zusatz „einiger Tropfen" ihres Wesens zu huldigen.

Und wieder zugleich predigt sich der Unruhige in eine Himmelsneigung zu der Verehrten hinein: „Du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht .. Du einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt — und doch leb ich immer halb in Furcht .. Wie ich an dir eine Schwester habe. Denk an mich und drück deine Hand an die Lippen .. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehn." Geschrieben mitternachts, nach zweimonatiger Bekanntschaft: Kampf zwischen Begehren und Entsagen, Wünsche verjagend, eigener Standhaftigkeit nicht gewiß.

Doch schnell steigt in den nächsten Briefen Schwüle und Verwirrung: „Du einziges Weibliches . . das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. — Wie glücklich müßt ich da sein! — oder wie unglücklich! . . Fritz (der 3jährige Knabe) war bei uns. Den hab ich viel geküßt . . Gute Nacht, Engel, ich denke mir dich jetzo schlafend . . Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnt in Frieden lassen — doch sie sieht dir nicht ähnlich genug . . Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel . . Ich will dich nicht wiedersehn — Nur — du weißt alles — Ich hab mein Herz — Es ist alles dumm, was ich sagen könnte. Ich seh dich eben künftig, wie man Sterne sieht! — Denk das durch . . Heut will ich Sie nicht sehn. Ihre Gegenwart gestern hat so einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht weiß, ob mir's wohl oder weh bei der Sache ist . . Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will . . Doch da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, mag's denn so hingehn . .“

Aus diesen Fragmenten der einen Stimme — denn alle Antworten der andern fehlen uns — spürt man die erotischen Kämpfe Beider, in denen die ältere, stillere Frau den stürmischen jüngeren Mann auf eine Freundschaft der Seele zurückweist. Aufs neue fühlt sich dieser Dichter — begehrt, berühmt, voll Feuer und Anmut, ein kindlich Bittender, ein wild Begehrender — dort grade, wo er liebt, vor einer verschlossenen, schlimmer: vor einer halb verschlossenen Pforte. Sind's schon 10 Jahre, daß das resolute Käthchen, der Liebeskämpfe des tollen Studenten müde, ihn in Schranken wies, in die er selbst vorher zurückgetre-

ten? Erst 4 Jahre, daß die verständige Lotte ihn um einen älteren Beschützer abwies? Erst Monate, daß Lili, leichter als Luft, ihn durch das Spiel ihrer Blicke, ihrer Fächer rasend machte? Zum vierten Mal will sich sein Schicksal wiederholen.

Was hindert heute die angebetete Frau, Goethes Geliebte zu werden? Scheint dieser dunkle Dichter ihrem seelenvollen Gleichnis der Hingabe nicht würdig? „Je mehr ein Mensch fassen kann, — vertraut sie jenem Arzte — deucht mir, je dunkler, anstößiger wird ihm das Ganze, je eher fehlt man den ruhigen Weg. Gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen .. Was wird er wohl noch aus mir machen? Denn wenn er hier ist, lebt er immer um mich herum. Jetzt nenne ich ihn meinen Heiligen."

Liebt sie den Gatten? Er ist ihr fremd, und auch die Kinder hindern sie nicht: zwei Söhnen begegnet sie so kalt, daß sie klagen; nur Fritz den Kleinen liebt sie, weil ihn der neue Freund sich so attachiert, als wär' er der seine. Fürchtet sie Weimar? Man klatscht ja ohnehin seit den ersten Besuchen, und hier sind mehr gesellschaftliche Ehen von der Erscheinung eines Dritten belebt, als glückliche sich selbst genügen. Auch keine fromme Tradition kann sie von ihrem Elternhaus her hindern, das soeben die andre Tochter an einen Edelmann vom schlechtesten Rufe verheiratet hat.

So sieht sie — oder sieht sie nicht, wie sie mit ihrer Weigerung dem Freunde so viel Unruhe erregt, als sie mit ihrer Herbe und Milde, mit ihrer großen Art, auf Welt und Menschen hinzublicken, der aufgewühlten Seele Linderung schafft? Von Reinheit schwebt ihr eine Idee vor der Seele: der opfert sie das Gleichgewicht des Freundes.

In seinen reinsten Stunden fühlt er nur dankbar, was sie ihm bietet, und im ekstatischen Stile Lavaters preist er sie gegen die Freunde: „Ja, wir waren einst Mann und Weib. Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All .. Einen ganzen Tag ist mein Aug nicht aus dem ihrigen kommen, und mein gnomisch verschlossen Herz ist aufgetaut."

Nach drei Monaten durchdichtet er das Geheimnis seiner Neigung. Dies einzige Mal hat er in Versen sich und der Frau gesagt, was ihre Seelen verbindet, obwohl in zehn Jahren manche kleine Liebeslieder folgen.

„Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
wähnend selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
uns einander in das Herz zu sehn,
um durch all die seltenen Gewühle
unser wahr Verhältnis auszuspähn? ..
Nur uns armen liebevollen Beiden
ist das wechselseit'ge Glück versagt,
uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
in dem andern sehn, was er nie war,
immer frisch auf Traumglück auszugehen
und zu schwanken auch in Traumgefahr ..
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,

spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
konntest mich mit Einem Blicke lesen,
den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
richtetest den wilden irren Lauf,
und in deinen Engelsarmen ruhte
die zerstörte Brust sich wieder auf . .
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
nur noch um das ungewisse Herz,
fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
uns doch nicht verändern mag!"

So erkennt Goethe das tragisch Allzunahe ihres Verhältnisses, das jeden Reiz der Überraschung, das jede Freiheit holden Wahns verbietet. Der Frühlingstag, an dem er diese rembrandtische Vision der Seele niederschrieb: das war der Tag, ein vom Schicksal gezeichnetes Verhältnis mit großem Entschlusse zu lösen, ein unsterblich Nahes aufzuketten, statt Jahr um Jahr ein sterblich Näheres zu erstreben. Doch schon hat Goethe in der Begegnung einen Wink zu höherer Entfaltung erblickt, und indem er den irdischen Teil seines Wesens gewaltsam bändigen will, sucht er im Unmöglichen zu siegen.

Sie fordert Entsagung, seelenwandernde Freundschaft, er ist und bleibt ein junger Mann, er will Besitz: so schafft er sich Entsagung zum Genusse um, bohrt sich mit derselben Wollust hinein wie gegen Lotte, als sie sich ver-

mählte: „Dächtest du an mich, wie ich an dich denke! .. Nein, ich will's nicht! Will mich an der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden, wenn ich liebe .. Sie kommen mir .. vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt .. Sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt."

Am gleichen Tage verzeichnet sein Tagebuch, das die Freundin unter dem Zeichen der Sonne faßt, „Sonnenfinsternis"; Verstimmung ist voraufgegangen, neue Werbung, neue Weigerung. Sie aber schreibt auf die Rückseite seines Briefes von der Madonna am gleichen Tage diese Verse:

„Ob's unrecht ist, was ich empfinde — —
und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
will mein Gewissen mir nicht sagen.
Vernicht es, Himmel, du, wenn mich's je könnt' anklagen."

Hier ist die erotische Stimmung der Heiligen, die vor sich selber flieht.

Und doch fühlt sie immer wieder die Wünsche des dienenden Freundes an ihrer Seite erwachen: jahrelang! Nur ihre Suggestion kann ihn besänftigen: „Wenn Sie nicht bald wiederkommen, mach ich dumme Streiche. Gestern .. hab ich mich in die Christel verliebt." Hat er die halbe Nacht mit Bauerndirnen „liederliche Wirtschaft" getrieben, am andern Tage faßt ihn die Reue. Als ihn auf der Wartburg Miesels besuchen, sonnt er sich in Unanfechtbarkeit. Immer entschuldigt er sein Blut vor ihr, die es beunruhigt, und seine Konfessionen sind Beichten eines Unschuldigen,

den die Gedankensünde quält, oder eines Mannes, den eine Frau zu unglücklicher Zweiteilung seines Eros verleitet. Dies völlig ungoethische Schweben zwischen seelischen Wünschen und irdischen Erfüllungen, diese Goethe ganz fremde; christliche Trennung in Tier und Gott: dies grade ist es, was Frau von Stein als Stufe auf dem Wege zur Reinheit anstrebt! Jahrelang folgt ihr Goethe, im Schleier solchen Irrtumes befangen.

Seine Natur, in sinnlich holden Dingen ihr Bild verehrend, drängt ihn zu den Gaben der Liebenden, doch wenn er ihr zu Neujahr eine Locke schicken will, läßt er's bleiben, denn ihm ist, als hätte solche Gabe für sie keinen Zauber. Mit antiker Naivetät empfindet er die Pfänder der Liebe. „Ihrer Schleife hab ich einen schönen Guten Morgen aufgeküßt und den lieben Knöpfchen, indes die Geschwister mit Ihnen noch ruhen . . Wenn Sie ein Miesel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehn und es so zu transsubstantiieren; wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sakrament vorlieb nehmen."

Doch während sie in den Wonnen humaner Entsagung seine Sinne verwirrt, mit reifen Gebärden lindert sie die Stürme seiner Seele. Gedanken bewegen ihn nach zwei Jahren eines Abends, als er sie verläßt, „ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sich's so gut bespiegeln läßt," und er gibt sich und ihr keine schlüssige Antwort auf diese tiefe Frage, die schon die Antwort birgt.

So sänftigendes Wirken ihrer Seele in die seine ist nirgends reiner als aus Iphigenie abzulesen, die er im vierten Jahre von Weimar schreibt. In Orest schlägt Goethes

Herz, das von der Freundin sich beruhigen läßt, nachdem er noch vor ein paar Jahren klagte, man sage, der Fluch Kains ruhe auf ihm. Hier ist ein Stück aus Goethes Gesprächen mit Frau von Stein:

Orest: Soll die Glut dann ewig angefacht mit Höllen-Schwefel genährt mir auf der Seele brennen?

Iphigenie: Süßes Rauchwerk bring ich drauf.

Die reinsten Augenblicke ihrer Freundschaft hat er hier dargestellt, und eben wie Orest sich vor der Schwester wiederfindet, das nennt er später die Achse des Stückes. Doch auch aus Thoas' Dunkelheit ruft Goethe zu der Klarheit spendenden Freundin empor, und wieder hören wir seinen Dialog mit Charlotte, wenn wir im Anfang der ersten Iphigenie lesen:

Iphigenie: (Die Götter) reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas: Hab ich kein Recht, sie auch zu hören?

Iphigenie: Es überbraust der Sturm der Leidenschaft die zarte Stimme.

Thoas: Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie: Der König sollte sie vor allen andren merken . . Ich trage nun die Schuld von dem Vertraun zu dir.

Thoas: Ich bin ein Mensch, und besser ist's, wir enden.

Zwischen reinen Zeiten, in denen sich ihr Widerspiel so zuspitzt oder ausgleicht, daß auch die Dichtung ihren Teil davon empfängt, liegen andere der Verstimmung, des Streites, der Qual, die sie dem Freunde in unwiderstehlichem Zwange bereitet. Da knirschen ihre inneren, da schleifen ihre äußeren Disharmonien aneinander, verstört

und aufgeschreckt blickt Goethe unter den Streichen der klugen, reifen Frau aus liebenden Augen empor, vorbei an ihr, zu den Sternen.

Nie hat sich Goethes Fähigkeit zu leiden reiner dargestellt als gegen diese schenkend fordernde Frau. Er dient ihr, ohne sie zu besitzen, sie will sein Herz besitzen, ohne ihm zu dienen. Während er schweigend duldet, klagt sie mit eifernden Worten. Dann schreibt er ihr nur zart: „Sie werfen mir vor noch immer, daß ich ab- und zunehme in Liebe. Es ist nicht so. Es ist nur gut, daß ich nicht alle Tage so ganz fühle, wie lieb ich Sie habe. Wenn ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben . . Ich habe Sie gegenwärtig lieber als abwesend, drum könnt ich mir ausnehmen, daß meine Liebe wahrer sei."

Stolzer klingt es andere Male, wenn sie ihn fernzuhalten gesucht hat: „Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles . . Und all das um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst." So tiefe Fremdheit ihrer Liebesquellen läßt Ahnungen von Trennung in ihm erstehen, und was ihm oft stumm die Seele belasten mag, spricht ein seltenes Wort aus: „Ich bin leider an Ihre Liebe zu fest geknüpft, wenn ich manchmal versuche mich loszumachen, tut mir's weh, da laß ich's lieber sein." Acht Jahre vor dem Ende: hier ist es vorgeschaut.

Durch äußere Weigerungen macht sie die innerlichen Fremdheiten ihrer Seele oft plötzlich transparent. Kaum ist's entschieden, daß er in Weimar bleibt, wozu sie ihn mitbestimmt haben muß, so geht sie auf Wochen ins Bad und läßt den Klagenden allein, statt grade jetzt ihm beizustehen. Als sie sich dann gleich auf ihr Gut zurückzieht für den Herbst, verbietet sie ihm, zu folgen, läßt aber Lenz, den Goethe-Schatten, der seinem begünstigten Freunde rasch nach Weimar gefolgt ist, zu wochenlangem Besuche kommen. Sie fühlt, nur Goethe ist ihr gefährlich, das Land, die Stille möchten sie zu einer Hingabe verleiten, die sie, nach dem Katechismus ihrer Liebe, dem Werbenden durchaus versagen müsse. Ahnt sie, daß sie den Dichter um so länger fesselt, je weiter sie als ein Opfer aufschiebt, was sie doch wünschen muß? Der Herzog, mancher Herr vom Hof besucht sie in Kochberg, Goethe allein rast in Weimar, als ein Ausgesperrter; es klingt schon im Tone Tassos:

„O Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal, man kann sich nicht drüber beklagen, so weh es tut. Er soll Sie sehn, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein — .. Und ich, zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein .. Von mir hören Sie nun nichts weiter, ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an (den Diener) Philipp schreiben . . Können Sie sich vorstellen, wie mir's war, da der Herzog Abschied nahm und Einsiedel in meiner Uniform sich reisefertig machte!" Ja noch nach Jahren quält ihn beim Besuche von Kochberg Erinnerung an dies erzwungene Fernsein, unter dessen Drucke er hier so leidenschaftlich ausbricht.

Dann wieder benutzt sie die höfische Umgebung, um ihn zu brüskieren. Sagt sie ihm, sie gehe nicht nach Gotha, so geht sie doch und läßt den Freund sich lächerlich machen mit der gewissen Behauptung, daß sie bleibe. Wohl darf man ihr labilste Handhabung der Hof-Allüren nachrühmen: denn Hof und Seele sind in ihr auf eine gefährliche Weise verschmolzen. Wirkt sie heut liberal, so ist sie morgen prüde, und kommt es vor die Entscheidung, so bleibt am Ende höfische Rücksicht doch immer wichtiger als des Freundes Wunsch.

Von den zahllosen Dingen, die er ihr aus seinem Garten sendet, verteilt sie an die Ihren so viel, als wären's Dinge vom Markte, und immer wieder muß er sie erinnern, daß es Gaben der Liebe sind und nur für sie. Andres, was er gern mit ihr verzehren möchte, will sie durchaus für sich behalten, und er läßt ihr resigniert dies „glückliche Vorurteil". Erbittet er von ihr ein kleines Gedicht zur Abschrift zurück, so schreibt sie rückwärts auf das Blatt: „Ich gebe nichts gern wieder, was ich von Ihnen habe." Da alle ihre Briefe an Goethe von ihr zurückgefordert und vernichtet wurden, wird so seltene Notiz für uns wichtig. Der kleine Satz spricht mit artiger Wendung das eifersüchtige Besitzenwollen aus, mit dem sie ihre himmlische Neigung in die von ihr so gering geachtete Erde verankert. Bei so viel stiller Weisheit, bei so viel Würde —: Charlotte hat wenig Anmut der Seele.

Am zweiten Jahrestage seiner Ankunft schreibt er ihr, im Rückblick auf diese Zeit seiner Schulung, ein Gleichnis von der Linde, der man die Äste schneidet, damit sie aufs neue treibe, und er meint, nun sproßten Zweige an ihm wieder hervor. Sie aber, das Bild weitermalend, erwidert ihm, der Baum sei neuerdings abgehauen, er gebe keinen

Schatten und keinen Hort, und wie man dies aus seiner Antwort schließen kann, seufzt er „o weh!“ und fühlt sich „gedemütigt“. Dies geschieht in denselben Tagen, die er mit Sorge um ihre neue Wohnung ausfüllt, zwischen Betten und Öfen.

Denn hier wie immer liebt Goethe die Umgebung mit, selbst diese Neigung, deren mystische Gesetze er erkannt hat, erweitert er auf Haus und Kinder. „Deine Schwester ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt. Ich bin des Herzteilens überdrüssig.“ Ging schon der Wunsch des 18jährigen nach Ehe, Haus und Kindern, in denen er Quietive seines Wesens ahnte, nun ins Leben verflochten sucht er mit doppeltem Grunde Stille und Hafen. Essen und Kochen, Senden und Erbitten von Speisen spielt in den Briefen an die Freundin eine lange Rolle.

Stärker als vordem steigt nach Kindern der Wunsch aus seinem Herzen auf. Aus hundert Briefen schauen „die Grasaffen“ hervor, beschenkt, belehrt. Tagelang läßt er den kleinen Fritz im Garten spielen und ernten, bäckt mit ihm Eierkuchen, lädt Ostern zum Eiersuchen ein, läßt den Kindern ein Seil spannen, damit sie balancieren lernen, am Boden lehrt er sie allerhand Kunststücke. Wie es zwischen ihm und der Freundin zur ersten Szene kommt, geht ihm am meisten der Knabe nahe, den sie hinausschickt.

Zwischen zahllosen Studien, Pflichten, Werken, Betrachtungen trägt Goethe alle Zartheit seines Werbens, unverblaßt aus den Jünglingsjahren, der geliebten Frau zu Füßen. Für den Grundstein eines kleinen Anbaus bittet er sie um einen Talisman. „Darf ich Sie bitten, — schreibt er vor dem Hofball wie ein Minnesänger — dies Band mir zum Gedächtnis zu tragen.“ Oder zu

anderen Malen: „Ich erziehe schon die ganze Woche an einem Strauß für Sie auf morgen . . Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht Feind dieser Welt wären, wollt ich sie um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin." Und noch nach vier Jahren versteckt er sich in den Büschen an der Straße, um sie zur Stadt fahren zu sehen. „Daß Sie an mich denken oder schreiben, verlange ich nicht . . Ich nehme alles als Geschenk an."

Ihr Geschenk ist, ihn willig aufzunehmen, wenn er verehren, lehren, schenken will. Er diktiert ihr, zeichnet und liest mit ihr, lehrt sie Englisch und Naturkunde, immer bleibt er der Gebende. Von ihrer stillen Seele geht Linderung aus in das Flackern seines zwiespältigen Wesens, Anregung des Geistes nie. Nirgends liest man, daß ihr Urteil ihn mitbestimmte in Kunst und Werken, und wenn sie ihn im Urteil über die Gesellschaft anfangs leiten konnte, rasch hat er sie eingeholt.

Aber Goethes Phantasie hat Charlotte von Stein in tieferem Sinne angeregt als frühere Frauen, denen er doch nur Idyllen nachzuschaffen wußte. Zwei Hauptfiguren seiner dramatischen Dichtung hat er ihr nachgebildet, richtiger: ihrer Idee. Sonst hat er ihr in diesen ersten vier Jahren außer jener Einen Elegie nur wenige kleine Gedichte gemacht, die alle in seinem Werk verschwinden. Goethes erste Lebenshälfte verläuft bei mannigfachen Leidenschaften doch fast ohne Liebesgedichte; ganz wenige für Friederike und Lili sind alles, was sich hundert Liebesliedern der zweiten Lebenshälfte gegenüberstellt. Auch dies ist ein Gleichnis.

Doch auch sein Drang zur Konfession gegen die Freundin wird merkwürdig oft gehemmt, und folgt man seinen

verschwiegensten Regungen, wie sie für diese Jahre das Tagebuch enthüllt, so zeigen die bewegtesten Zeiten der Seele Verschlossenheit gegen die Freundin. Besonders im zweiten Jahre, das in ihm Epoche macht, stockt über Wochen der sonst oft stündliche Verkehr, grade als ihm sein inneres Wachstum bewußt wird.

Als er sich wochenlang auf die Wartburg zurückzieht, den Menschen und der Arbeit fern dem inneren Drange lauscht, schreibt er, der ihr sonst Tagebücher von Reisen schickte, fast vier Wochen lang und auch zurückgekehrt noch lange kein Wort an sie. Von einer Harzreise preist er das Glück seiner Einsamkeit an die Freundin. Eine neue Entfremdung, im dritten Jahre, leitet eine neue Zeit innerer Entwicklung für ihn ein. „Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsre Wirtschaft, Stille und Vorahndung der Weisheit . . Fortdauernd reine Entfremdung von den Menschen. Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln. In mir viel fröhliche bunte Imagination."

In diesen Wochen: volles Schweigen gegen die verstimmte Freundin, nur ein Billet mit diesem Satz: „Es ist mir, als wenn eine Verändrung in mir vorginge, ich weiß sie aber noch nicht zu deuten."

Im Frühling und am Ende des dritten Jahres wiederholen sich solche Entfernungen, nun heißt es deutlich, sie komme ihm immer liebenswürdig vor, obgleich fremder. Und am Ende dieser Epoche verschweigt er ihr bei täglichem Verkehre wochenlang den Entschluß, auf Monate nach der Schweiz zu gehen, kündigt ihn erst wenige Tage vor der Abfahrt an, auch dann noch das Ziel verhüllend.

Charlotte von Stein, in Goethes Heften als Sonne figürlich bezeichnet, ist mit dem milden Ernst, der von ihr strahlt, dem Monde näher. Sonnenhaft ging dem Dichter die Schönheit in Corona Schröter auf. Als er, nach kurzer Freundschaft mit Frau von Stein, die Künstlerin in Leipzig aufsucht, vom Herzog empfohlen, der ihr schon vorher den Hof gemacht, schreibt er der Freundin nach Weimar: „Noch kann ich nicht von der Schrötern weg .. Ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre!“ Fünf Jahre lang hat er solche Worte vor der eifersüchtigen Freundin nicht wieder gewagt. „Dagegen präserviert mein Äußeres und Inneres — schreibt er zugleich dem Herzoge — der Engel, die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen . . Ich bin seit 24 Stunden nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen . . Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als da sind pp . .“ So ist ihre erotische Zeichensprache.

Zum Herbste bringt er sie nach Weimar. Bis dahin schreibt er eine Menge Briefe an einen ihr dienenden Freund: „Trösten Sie den Engel! Wär ich nur eine Stunde bei ihr.. Laßt die Schnupftücher! Und kauft das Kleid allein.“ Schickt 20 Louisdor und lobt den Mittelsmann. Nur wenige von diesen Briefen, deren Zahl man kennt, sind erhalten, keiner von denen, die er für sie selbst einlegt: — doch deutlich gibt das Wenige das Bild einer überstürzten Liebschaft, in der ein Dichter sich in einer Künstlerin wiederfindet, der Hofmann mit Geschenken an die Sängerin nicht spart. An den Mittler: „Schicken Sie mir die Messe meine Rechnung . . Für der Schrötern Schicksal ist mir's nicht bange, es ist mit dem meinen verbunden.“

Vom ersten Tag, da sie in Weimar erscheint, um die

Liebhaber-Bühne zu bekrönen, gilt Corona für die schönste Frau der Stadt, hoch, schlank und doch junonisch, raffiniert einfach, meist griechisch gekleidet heißt sie bald auf Redouten Griechin und Muse. Ihr 25jähriger Kopf gleicht mit dem frischen Teint, den langen braunen Ringellocken einer archaisierten jungen Löwin, die wundervolle Hand, von der noch heut ein Abguß entzückt, spielt Zither, Flöte, Klavier. Ihre Stimme, rein, weich, leicht bedeckt, fesselt durch den beseelten Vortrag einer Priesterin, doch wird ihr Pathos nie zur Last. Noch ist sie zu scheu, noch zu bewegt, um je auf öffentlicher Bühne aufzutreten; ganz weltfern, garnicht Schauspielerin, ist sie doch nicht nach Hofluft durstig; dem kleinen Kreis, den Goethes Geist vereinigt, gehört sie rasch, doch selten den Festen an, zu denen man sie wünscht. Ein klarer Sinn, vielfältige Bildung, drei Sprachen, Kunst des Zeichnens und Komponierens heben sie vollends aus der Bühnenluft empor, nie ist sie krank, ihr Körper leistet alles.

Muß nicht die schöne, begnadete Gestalt, dergleichen Goethe nie gesehn, den Dichter ganz erfassen? Muß nicht, wenn sie nun seinen Gestalten Erfüllung wird, dies Bild der Muse mit aller ihrer Frische ihn verlocken? Hat sie nicht alles, was der acht Jahre älteren Charlotte fehlt, und überdies manches von jener? Nie mehr ist Goethe einer Frau begegnet, die wie Corona ihm Kunst und Schönheit umfaßte, ihr allein durfte er jene Widmung zusingen:

„Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
und die Natur erschuf in ihr die Kunst."

Mit gleicher Schnelle, wie er sie in Leipzig umwarb, reißt er die Schöne an sich. Zwei Monate hat ihn Frau

von Stein, die ihn von ihrem Gut verbannte, in Weimar warten lassen; als sie anfangs November in die Stadt kommt, trifft auch Corona ein und fängt gleich an, die „Mitschuldigen“ zusammen mit dem Dichter als Schauspieler zu probieren. Goethes Briefe fehlen, doch spricht sein Tagebuch, indem es schweigen will, mit lauten Zeichen: „16. November. Probe. Nachts Corone! — — —“ Eine Interpunktion, die in den Tagebüchern erst nach Jahrzehnten wiederkehrt. „17... zum Mieseln! Probe! .. Corona.“ Am 18. steht statt des Zeichens der Sonne nur: „Zur Stein. Gegessen da. Englisch.“ Zugleich brieflich: „Ich muß nur noch nach einem Pferd schicken, denn die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren.“ (Es ist Nachmittag im November.) Neun Tage lang schweigt er gegen Frau von Stein, dann teilt er ihr mit, er habe einen Pick auf alle gehabt und sei nicht gekommen. Auch die folgenden Briefe bleiben kühl, doch schreibt er von der Zeit ihres Fortseins: „Ach, die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleib immer der ganz sinnliche Mensch.“

Hier ist das wichtigste Zeichen: statt sich seiner natürlichen Neigung zu einer schönen genialen Frau zu freuen, fühlt er Reue — Goethe, der die Gesetze der Natur vergöttert — und beichtet diese Reue der Andern, der er doch seine Abenteuer verschweigt! Eifersüchtig verbietet ihm die Freundin, sich andern Frauen hinzugeben, während sie sich selbst nicht hingeben will, ja sie fehlt bei den Aufführungen der „Mitschuldigen“, „Geschwister“, „Lila“, weil hier Corona mit Goethe zusammenspielt, und hat aus diesem Grunde sogar die erste „Iphigenie“ nicht angesehen! Ist sie wirklich des Dichters Muse? Eine Unwahrheit kommt in ihr Verhältnis, seinem Wesen ganz fremd. Denn Goethe verschweigt Unendliches, doch lügt er nie.

Häufig kehrt Coronas Name in den Tagebüchern mit den Attributen der Liebe wieder, sie singt auch bei ihm zur Harfe, zur Zither Rousseaus Lieder und Glucks Arien, auch römische Lieder, die Goethe für sie verdeutscht, die sie für Goethe komponiert hat.

Bald verwickelt sich diese Leidenschaft, der Herzog tritt als Goethes Nebenbuhler auf. Ungewiß bleibt, was sich zwischen Dichter, Fürst und Schauspielerin, was sich zwischen Fürst und Minister, Freund und Freund zutrug. Nicht weil Goethe zum Schutze der Herzogin dem Freunde Vorhaltungen machte, sind Differenzen entstanden — denn alle Welt kannte Carl Augusts Liebschaften, die Herzogin trug sie schweigend — sondern aus Eifersucht.

Doch vielleicht ist Goethe, bei seiner reuig leidenden Stimmung zwischen den beiden seltsamen Frauen, der Gegner als Ersatzmann zuweilen auch willkommen gewesen, zumal ihn steigende Melancholie von Coronas strahlender Erscheinung fortgezogen haben könnte. Nur ein einziges Wort aus dem Spiele dieser drei jungen Menschen ist erhalten. Im Februar sagt Goethes Tagebuch: „Abends Corona und Herzog bei L. ertappt." Ein andermal begegnet der Kenner Wieland allen Dreien an einem Grottenwege und schwärmt von der attischen Elegance dieser raffinierten Nymphe. Vom Sommer ab erscheint Corona in Goethes Garten nur noch begleitet von einer dicken älteren Freundin. Als sich aber im nächsten Jahr wieder Streit und Entfremdung mit Frau von Stein erhebt und Goethe ihr in vier Wochen nur ein einziges Billet von drei Zeilen sendet, verrät das Tagebuch: „Stockende verschlossene Tage . . Nachts zu Corona." (Nachts kann damals auch abends bedeuten.)

Aus solchen kargen Zeichen dringt Licht zugleich auf sein nervöses Leben mit der vergötterten Seelen-Freundin,

und es ist müßig, alles Unausgesprochene davon auszusprechen.

Auch ist Coronas Anteil an der Gestalt der Iphigenie nur zu erfühlen. Als Goethe dies Werk, dessen Motiv schon in das erste Weimarer Jahr fallen soll, im vierten niederschreibt, steht er durchaus in Frau von Steins tieferem Banne. Was Seele ist an Iphigenien, ist wohl ein Abbild der ihren, wie Goethe sie am reinsten Tag erkennt; Gebärde und Erscheinung geben Coronas Eindruck wieder.

In den sechs Wochen dieser dichterischen Niederschrift spiegelt sich Goethes Doppelleben. An dem Februartag, als er zu diktieren beginnt: Spaziergang, Bad, Nachricht vom desertierten Husaren. „Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist.. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein etwas zu bringen .. Musik hab ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Eine Woche später: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber.“

Dann wieder vier Tage lang: Conseil, Kriegskommission, Auslesung der jungen Mannschaft, Straßenbesichtigung. „1. März: Abends für mich. Iphigenie. 2. März (Dienstreise) nach Rotenstein die Straße beritten, den Durchstich bei Maue besehn . . 3. März Auslesung. Nachher einsam im neuen Schlosse an Iph. geschrieben, so auch den vierten.“ Am 5. an Knebel: „Ich muß dir gestehen, daß ich als ambulierender Poeta sehr geschunden bin . . Von

hier an seh ich keine Hoffnung, vielleicht in Allstedt. Doch sind die guten Geister oft zu Hause, wo man sie nicht vermutet." Vorher: „Jetzt leb ich mit den Menschen dieser Welt . . spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang . . Mit denen Leuten leb ich, red ich und laß mir erzählen . . Es gehn mir wieder viele Lichter auf . . Noch hab ich Hoffnung, daß wenn ich den 11. oder 12. nach Hause komme, mein Stück fertig sein soll . . Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst in Frieden lebt und was Bestimmtes zu tun hat."

Am nächsten Tage Klagen aus Apolda über Lärm und Geschäfte: „Hier will das Drama garnicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolde hungerte." Lange Notizen über die Weber dieser Stadt, wie sie vom Unternehmer durch Art der Lieferung am Gewicht betrogen werden. „9. März . . abends allein. Die drei Akte zusammengearbeitet." Zurück nach Weimar. Vorlesung vor dem Herzog und Knebel, Abschrift der Rollen. 16. Neue Dienstreise zur Auslesung. 17. Porzellanfabrik. 19. Allein auf dem Schwalbenstein, den vierten Akt geschrieben. Dann Besichtigungen, Rückkehr, Kriegskommission, Conseil, Fürstenbesuch. „28. Abends Iphigenie geendigt. 29. Ein toller Tag, aus einem ins andre, von früh fünfen . . In Tiefurt Iphigenie vorgelesen. Aus dem Kleinen ins Große und aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich." — „1. April: Eierfest denen Kindern . . Proben von Iphigenie und Besorgung des dazu Gehörigen." — „6. Iphigenie gespielt. Gar gute Wirkung davon, besonders auf reine Menschen. 7. Kriegskommission, Session . ."

Psychographische Skizze Goethes im Entstehen eines Hauptwerkes.

Über die Szene, als Goethe den Orest, Corona Iphigenie, Knebel Thoas, ein Prinz, später der Herzog selber Pylades spielt, zum erstenmal in griechischer Tracht entgegen dem französischen Ritus, schreibt ein Zuschauer: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüme . . machte. Man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit." Obwohl dies viel später niedergeschriebene Wort, aus der Erinnerung eines ehemals 16jährigen, sich ins Legendäre abgetönt haben dürfte, bleibt es interessant als einziges, das Goethe in der Jugend jene apollinische Schönheit nachrühmt, die die Nachwelt trotz der echten Bildnisse von ihm forderte — und auch hier bringt erst das Kostüm die seltsame Wirkung suggestiv hervor.

Denn als Goethe den Orest gibt, gibt er — nur halb aus der Ferne — sich selber: darum spielt er grade diese dämonische Gestalt griechischer Legende so gut. In diesen Jahren, in dieser Stunde hat er schon einen Weg beschritten, der ihn wegführen soll aus eingeborenem Dualismus, — doch ist es eben nur eines Weges Beginn. Mit hieratischer Gebärde schreitet sein Ideal auf sein zu überwindendes Ego zu; Goethe selber steht zwischen beiden Gestalten. Doch auch Pylades hat von seinen Zügen genommen, sehr weltlichen Zügen, die ihn in dieser ersten Prosa-Fassung sogar Mephisto nähern, zu mindest seinem Vorbild, dem Odysseus, denn immer wieder spricht er von List, preist seine Verschlagenheit, und „tausend Ränke gehn jeden Tag durch meine Seele".

Hier liegt der einzig erhebliche Unterschied zwischen den beiden überlieferten Fassungen des Gedichtes. Hat es später in Italien eine schönere Formung gefunden und nennt es der Autor in erster Gestalt eine Skizze, so ist doch gleich alles vollkommen da, keine Szene braucht auch nur im Innern umgebaut, nichts umgestellt zu werden, und diese Arbeit, die zwischen Dienstreisen entstand, birgt im gesamten Verlaufe ihrer Prosa schon den verpuppten Vers, sogar der Wechsel der Rhythmen liegt fertig in der simulierten Prosa. Einige Partien sind später überarbeitet, alle großen Stellen stehen konstruktiv da, jede Arabeske ist vorgezeichnet. Drum ist das Werk durchaus der ersten vierjährigen Epoche in Weimar zuzuschreiben, an deren Ende es zwischen Weltgeschäften aufblüht, wie eine einsam dunkelblaue Blume am Rande der Poststraße.

Wie Goethe sich in Iphigenie aus seinem Chaos pathetisch zu erheben trachtet, so hat er ein Jahr zuvor seiner empfindsamen Zeit noch einmal einen letzten Stoß und Tritt versetzt, in einer Farce. Dumpf fragt der schwermütige Prinz, der im „Triumph der Empfindsamkeit“ eine Reise-Dekoration mit sich führt und eine Puppe anbetet: „Sind meine Pistolen geladen?“ — „Wie immer, aber .. um Gottes Willen, erschießen Sie sich nicht!“ Im Innern seiner Puppe findet man zwischen Streu und Häcksel die Neue Heloise und Werthers Leiden!

Doch gleich darauf beginnt derselbe Prinz in den herrlichsten Versen:

„Dich ehr ich, heiliges Licht,
reiner, hoher Gefühle Freund!“

Neue Torheiten, neue Parodie. Plötzlich: „Vorbereitende Musik, ahnend seltene Gefühle.“ Und nun tritt, hinter

einem Harlekin als Gärtner der Hölle, Proserpina auf, um in wunderbarer Totenklage eine lange Ode zwischen Chören zu singen, die Goethe für Gluck zu einer Totenfeier gedichtet hatte.

Greifbar tritt in dieser genialischen Farce Goethes Doppelwesen als Stilverwirrung in das Licht, und da er sie im dritten Jahr von Weimar schreibt, wird deutlich, wie der Iphigenien-Dichter, wenn er sich laufen läßt, noch ganz im Brausen seiner Gegensätze atmet.

Ein Quietiv wird ihm das Zeichnen. Stärker als vor- und nachher übt er es in diesem Lustrum, „um abgezogener zu werden". Wie er zuweilen den Tag preist, an dem er nichts gedacht hat, so dankt er für einen andern, an dem er von früh bis abends nur gezeichnet habe, und fühlt doch das Unzulängliche seiner Versuche sehr tief, wenn er sie sein Saugläppchen nennt, daß das Kind schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe. Ist ihm Zeichnen ein Mittel zur Erringung stiller Stunden der Seele, so wird es ihm zur Verewigung solcher Stunden ein Zweck. In stiller lyrischer Stimmung nimmt er in diesen Jahren den Stift lieber zum Zeichnen zur Hand, statt Verse aufzuschreiben. Gelegenheit festzuhalten ist beide Male Sinn seiner bildenden Bewegung, und so werden ihm die meisten Blätter nur so wert, wie uns Photographien von Reisen werden. Ein wachsendes historisches Bewußtsein seiner selbst erhöht solche Wünsche.

Dann wieder erregt das Unfertige der Versuche seine Kritik, er klagt, nie werde er Künstler. Wie problematisch er sich dabei zwischen Kunst und Natur fühlt, drückt er am Ende dieser Zeit in den Schweizer Briefen so aus:

„Seh ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken,

als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich . . suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Übung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?"

Ganz faustisch auch dies Verhältnis, das ihn grade in diesen Jahren traurig und glücklich und wieder rasend macht. Hundert Briefe bezeugen's, und so steigert sich, indem er sich im Ganzen zu fassen sucht, von allen Seiten nur immer mehr die Problematik seiner Stellung.

Sein weltliches Treiben kann ihn nur heftiger in sich selbst verwickeln. Im Kreislauf des Tuns die Kräfte zu ermüden, die er sonst im Umschwung dichterischer Produktionen drehte, wird ihm in diesen Jahren Wille, Schicksal, Gefahr. Dichtung tritt nur gelegentlich vor, Genie erscheint ihm Talent und schöne Zugabe. Zuweilen wird ihm angst vor seiner Wirksamkeit. „Bei dieser Gelegenheit — schreibt er dem Herzog in dessen Sprache — seh ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu Cavalier behandle, und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will."

In diesen vier ersten Jahren hat er nur sieben oder acht längere Gedichte geschrieben, sonst nur eine Menge kurzer,

meist spruchartiger Strophen, Anrufe an sich und an die Freunde. In anderm Sinne wieder fühlt er das Spiel zwischen Dichten und Handeln produktiv in sich wirken, glaubt dem Ziele dramatischen Wesens näher zu kommen, da er nun die Großen mit den Menschen, die Götter mit den Großen spielen sehe. Oder wie ein Romandichter auf Reisen: „Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehn, die ein bestimmtes, einfaches, daurendes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht."

Und dennoch fragt man immer wieder: warum dies alles? warum Wegebau und Rekruten, Beamten-Intrigen und Seelenkuren bei Hofe? Warum befehlen und gehorchen Lernen, ersetzbar sich im Wirklichen so ermüden, daß unersetzbare Kräfte zu neuer Dichtung mangeln?

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
seit manchen lieben Jahren,
was ich da träumend jauchzt' und litt,
muß wachend nun erfahren."

Über so zierlich tiefe Verse hinaus häuft er in seinem Geiste die Gleichnisse, um sich des großen Gleichnisses bewußt zu werden. Im ersten Jahre: „. . Da mir das Schicksal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig sei, eine wirkende Entfaltung für die Zukunft." Zugleich aus dem Gebirge diese faustischen Verse an das Schicksal:

„Mein Carl und ich vergessen hier,
wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,

und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
zu neuen Szenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl:
daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
durch Ungeduld und glaubensleer Gewühl
voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
in reine Dumpfheit uns gehüllt,
daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

Nach einem Jahre: „Es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Muster-Stückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen . . Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe." Noch hörbarer ein andermal zu sich selbst, glücklich über dies Land, „wo du zwischen Behagen und Unbehagen in ewig klingender Existenz bleibst".

Und ebenso im dritten Jahre: „Gestern abend dacht ich, daß mich die Götter wohl für ein schön Gemälde halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahmen drum machen wollen." Im vierten, auf einer Dienstreise ist's ihm wie einem, „der aus einer Stadt kommt, wo er aus einem Springbrunnen auf dem Markte lang getrunken, in den alle Quellen der Gegend geleitet werden, und er kommt endlich spazierend einmal an eine von diesen Quellen an ihrem Ursprung, er kann dem ewig rieselnden Wesen nicht genug zusehn und ergötzt sich an denen Kräutern und Kieseln".

In all diesen Betrachtungen über sein Tun kein Wort von Nützen und Helfen, kaum von Schaffen und Wirken

an sich, nichts, was ihn moralisch antreibt oder fesselt. Überall Flucht vor seinem uferlosen Selbst in ein beschränktes klares Wirken, demütiger Glaube an langsame Entwickelung, hochmütige Überlegenheit über die Verwirrungen der Welt, die schließlich vor dem Dichterauge doch nur als Szenen hin- und widerschweben.

Aus solchen gleichnishaften Gefühlen vor seinem Tun ersteht in ihm eine geschlossenere Stimmung, getroster als seit Jahren, männlicher als je.

„Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
jetzt nur Stangen, diese Bäume
geben einst noch Frucht und Schatten.“

Negativer Trotz gegen die Götter weicht allmählich selbstbewußtem Anrecht auf ihre Hilfe. In „Lila“ singt er:

„Allen Gewalten
zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen
rufet die Arme
der Götter herbei!“

Mit wachsender Erkenntnis flieht er die Selbstzerstörung seines früher irrenden Wesens, sucht zu überlegener Stille vorzudringen. Allein, auf seiner Harzreise vergleicht sich der 28jährige mit dem 18jährigen, findet die Menschen noch wie ehedem, aber „solang ich im Druck lebte, solang niemand für das, was in mir auf und ab stieg, einig Gefühl hatte . . hatte ich mit aller Lauterkeit meines Her-

zens eine Menge falscher, schiefer Prätentionen . . Da war ich elend, genagt, gedrückt . . Jetzt ist's kurios, besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinnen steckt. Die Menschen streichen sich recht auf mir auf wie auf einem Probierstein."

Und doch fühlt er sich auf derselben Fahrt vom Anblick eines lebensmüden Menschen so getroffen, daß er dessen Stimmung in seiner „Harzreise im Winter" verdächtig gut der eigenen unterlegen kann. Ernst steht und niemals weichend diese Sorge vor innerem Zerrissenwerden im Hintergrunde von Goethes Weltleben, und — 50 Jahre, bevor er sie dem sterbenden Faust erscheinen läßt — beschwört er sie, da sie doch schon sein Gleichgewicht erschüttere, wenigstens um Weisheit:

„Kehre nicht in diesem Kreise
neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
gönn, o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun, so mach mich klug."

Doch immer bleibt er schwer in sein Doppelwesen verwirkt. Von dem 30jährigen spricht Wieland noch als von einem fast immer wütigen Menschen, bei dem er grade einen wohlgelaunten Tag getroffen habe. Pylades, den Goethe am Schlusse als weisen Freund bezeichnet, muß in der ersten Fassung des Dramas sagen: „Vor Menschen ist das Halbbefleckte rein. So wunderbar ist dies Geschlecht

gebildet und verknüpft, daß weder mit sich selbst noch andern irgend einer ganz reine Rechnung führen kann."

Auch Orestens Gestalt ist nicht überwunden, als sie geformt wird, und noch der 27jährige Goethe ruft Lavater das gewaltige Wort zu: „Alle deine Ideale sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur"!

Noch sprüht er in Farcen, die höfischer Zweck nur im Ausdruck mildert. Die ganze Polarität seiner Jugend strahlt aus den Worten des 30jährigen zum Schauspieler Iffland: „Folgen Sie meinem Rat, spielen Sie Entweder-Oder, immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchste Tragische! Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat und bleibt im Mittel! Uff! — Und dabei spannte er jede Nerve — hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke!"

Ja, er beginnt, bei steigendem Glauben an höhere Leitung, sich selbst wie die homerischen Helden als Schauplatz kämpfender Gewalten zu empfinden; die Götter hätten Geistern Macht über ihn gegeben, die ihn in ihrem Streite drehen und treiben, und einmal spricht er in der Ekstase von Riesengeistern, die sich auch den ewig geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. So durchbricht Leidenschaft immer wieder die eigene Schulung; doch zuweilen mäßigen sich die steilen Kurven, gewaltsam will er sich zähmen.

An fremde Schulung ist bei solchen Maßen nicht mehr zu denken. Frau von Stein ist nicht die Bildnerin dieser Seele, ist nur manchmal der härtere Kristall, an dem sich Goethes Kanten schleifen können. Wie vor ihr Herder bedeutet sie für Goethe Sinnbild einer Epoche, deren Schwelle er schon überschritten hat, als er sie trifft.

Doch da er sie nicht im gleich glücklichen Augen-

blicke trifft, da er überhaupt sein Wesen niemals gewaltsamer, künstlicher formt als in diesem Jahrzehnte seiner Ministerschaft, so ist die Wirkung dieser Frau vergänglicher. Für solche hohe Harmonie, die er in ihr als Idee verehrt und selbst erringen möchte, ist die chaotische Zeit seiner Seele noch viel zu nah, männliche Kräfte kämpfen zu heftig wider die Entsagung, und was er in der Welt durch Zucht sich abgewinnt, darf er in seinem Innern den Instinkten noch nicht abverlangen.

An seinen Nerven reißt der Wille zu harmonischer Gestaltung: „Fieberhafte Wehmut.. Druck, Wehmut und Glauben.. Nachts fieberhaft.. Seltsam schnelle traurige Veränderung" wiederholt sich im Tagebuch. Oder er ist „sehr traurig und wußte nicht warum.. Ich ließ mir die Clarinettisten kommen.. Es war alles so herrlich, aber mein Herz taute nicht auf." Schlechtes Wetter verstimmt ihn, Witterung beginnt ihn unmittelbar zu erfassen.

Doch auch grundlos, dann um so tiefer erfaßt ihn Schwermut wie in erster Jugend: „Schwere Hand der Götter.. Nach Tische dunkel von Weimar weg. Ich sah oft nach meinem Garten zurück und dachte so, wie alles mir durch die Seele müsse, bis ich das arme Dach wiedersehe." Oder er genießt wie ehedem solche melodische Stimmung: „Ich wohne in stiller Traurigkeit über meinen Gefilden. Es ist alles so unendlich hold." Sätze, noch immer wie aus Werther.

Und doch ist die Fahrt dieser Jahre, in denen er zum ersten Mal von einem Boot auf See sich auf ein stetiges Stromschiff versetzt fühlen mag, an glücklichen Aussichten und Empfindungen reicher als alle früheren. Ἀγαθὴ τύχη

wird ihm eine Weile das liebste Wort: günstige Fügung, glückliche Stunde — so sehr gewöhnt er sich an die schwer übertragbare Wendung, daß er sie im Tagebuch mit fünf Buchstaben griechisch abkürzt.

Diese Epoche, von 26 bis 30, bringt Goethe seltener als sonst Enttäuschungen. „Bewegung des Herzens . . In dunkler Wärme . . Da ich so glücklich bin . . Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder, wie ein geliebtes Wesen . . Übrigens bin ich der Glücklichste von allen, die ich kenne.“ Am zweiten Jahrestage seiner Ankunft: „Diese noch einmal zu leben!? Nun am Ende doch . . Wunderbar fröhlich. Was mir das Schicksal alles gegeben hat . . daß ich in die von mir ehedessen entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineingeleitet worden.“ Und einmal, plötzlich, ohne Übergang, faßt er in einem vier Zeilen langen Billet an Frau von Stein die ganze Stimmung dieser Epoche zusammen in die rembrandtischen Worte: „Das Glück des Lebens liegt dunkel auf mir.“

Was er genießt, ist Goethe ein Geschenk der Götter: immer weiß er, sie können's ihm nehmen. Ein Wanderer wider Willen fühlt er sich noch im Anfang: wenn er dies Land verlassen müßte, den Stab in der Hand — fragt er sich, bricht in Tränen aus und fühlt sich doch „stark genug, auch das zu tragen. Stark —! das heißt dumpf.“ Zu Leiden sich zu stärken, erscheint ihm in versonnenen Augenblicken Zweck seiner Schulung, — anders als Prometheus, der freilich nie allein Träger dieses nach Bändigung auslangenden Wesens war.

Ja, der Prometheus-Stimmung ist dieser gelassene Blick zum Schicksal verwandter, als die trotzigen Rhythmen jenes alten Monologes ahnen lassen. Standen nicht auch

damals schon über dem Göttervater Zeit und Schicksal, „meine Herren und deine"? Schicksal — auch dies bedeutet in Goethes Munde Tyche — wird in dieser Zeit Zentrum seines Glaubens, Objekt seiner zuweilen beugsamen, zuweilen verdrossen-feindlichen Anbetung. „Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt . . Ich habe eben noch viel auszustehen, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende."

Ergreifend, wie von nun an Goethe den Glauben an ein vorbestimmtes Schicksal mit einem höchsten Streben zu vereinen sucht, das jenem Starren elastisch entgegenwächst! Ihm ist, als könnte er strebend dem Gesetz der Götter noch eine freundliche Wendung, sei's nur eine Deutung, abdringen. Die nächsten 50 Jahre lang übt seine Seele nichts inniger, und wie sich Dämon dem Schicksal, Genius aber der steten Beherrschung verknüpft, scheint dies Schauspiel, das jetzt beginnt, zuweilen einen versöhnenden Ausgleich anzubahnen. Zwischen Wünschen und Kräften das Gleichgewicht zu halten: diese Selbstzucht wird nun stärker sichtbar.

Wie ein Vorreiter ebnet Geduld die Bahn, damit der goldene Wagen reiner Harmonie ihr später einmal — eine sehr kurze Strecke lang! — folgen könne. So redet die erste Iphigenie: „Aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe dem Menschen, der ungeduldig sie ertrotzend an dem sauern Genuß sich den Tod ißt!" In immer neuen Bildern, mit wachsendem Pathos nennt er sich in den Briefen Diener des Schicksals oder der

Götter. Mitten in weltlichen Mitteilungen: „Mir geht's nach dem Ratschluß der Götter, die ich in tiefer Ahndung ehre." Als im Bergwerk ein Stück Fels den Mann vor ihm trifft, fühlt er sich in der Liebe der Götter, weil eine Sekunde später er selbst getroffen und, bei zarterer Konstitution als jener, wäre erschlagen worden.

Zeichen von Aberglauben mehren sich, Jahrestage erregen ihn stärker, der Wert des Geheimnisses, durch Weltklugheit und beginnendes Mißtrauen gepflegt, wächst in ihm auch aus metaphysischer Ahnung. In Klarheit und Bewölkung der Gestirne sucht er Orakel, findet Wahrzeichen, und am Ende dieser Epoche hört er aus dem Wassersturze:

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser,
Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!"

In diesen Jahren seiner stärksten Weltlichkeit ist immer neue Weltflucht Goethes Mittel, sich auf sich selber zu besinnen. Der Garten, die Freundin, das Zeichnen sind nur die täglichen Quietive. Während er Welt sucht, um sich zu stärken, zu vergleichen, erschreckt ihn doch sein seltenes Alleinsein, und halb ironisch, halb traurig kann er schreiben: „Blieb dann einmal, o Wunder! bei mir. Setzte mich an mein Küchenfeuer und las." Im Garten läßt er Bänke machen, daß Ruhe über ihn komme und er wieder von vorne anfange zu leiden. Ein halbes Jahr Minister — und eines Abends sieht ihn Stadt und Gegend so wunderlich an, als sollte er nicht bleiben. Ein andermal: „Ich habe mit den Leuten . . nichts gemein, und sie nichts mit mir, einige sogar bilden sich ein, sie liebten mich, es ist aber garnicht so." Oder: „Mein Schicksal ist den Menschen ganz ver-

borgen, sie können nichts davon sehen und hören." Bald klagt auch Wieland, Goethe teile sich nicht mehr mit, im selbstbeschränkten Kreise wolle er allein existieren.

Nach zwei Jahren setzt sich Goethe einsam auf die Wartburg, läßt unten in Eisenach Herzog und Kameraden „Sauwirtschaft" treiben, selbst Knebels Ankunft stört ihn, wochenlang haust er dort oben, allein, ohne alle Tätigkeit. Ein Fremder, der sich zu ihm durchschlägt, vergleicht ihn mit seinem kargen Gespräche einem Engländer, der „ernsthaft und kalt wie in einem Spleen dastund". Vor einem zweiten Besucher, Weltmann und Reisenden, der eben von Petersburg nach Paris geht, fühlt Goethe innigst, er habe dem Manne nichts zu sagen.

„War stumpf gegen die Menschen . . Stund inwärts gewendet wieder auf . . Ich mußte fort, denn ich war ihnen auch sichtlich zur Last . . Hier nun . . auf der reinen ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbstwinds . . Gern kehr ich doch zurück in mein enges Nest . . und will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu teilen habe . . Bin in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte." Zugleich an einen Freund, er sei im Zustande des Schweigens gegen alle Welt, indessen sich die Leute mit Märchen über ihn unterhalten, wie ehedem mit seinen Märchen.

28 jährig, weltberühmt, Minister, Freund eines Fürsten, bedeutender Frauen, vorzüglicher Männer.

Gleich darauf fährt er in neuer Weltflucht, mitten aus einem heitern festereichen Winter, aus Geschäften, Pflichten, Plänen, plötzlich in den Harz. Mit seltsamem Pathos erfüllt ihn die Besteigung des Brocken im Dezember, nicht um der Aussicht, doch um des Gleichnisses willen, weil schwieriger Vorsatz ihm durch höhere Fügung erfüllt

scheint, er preist die mütterliche Leitung: „Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon, Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist.“ Der Förster hielt's für unausführbar, Goethe wird ganz biblisch: „Ich . . bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: nun können Sie den Brocken sehn. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir, klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! . . Und er sagte, ich will mit Ihnen gehn . . Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudentränen.“ Ein Jahr später feiert er noch den Jahrestag und freut sich der Erfüllungen, die er an das Wahrzeichen knüpfte.

Je tiefer er sich in Weltgeschäfte verwickelt, um so mehr rückt er von ihren Dunkelheiten ab. Wie man aus seinem Hause trete, so gehe man auf lauter Kot, schreibt er nach einer Sitzung, und mitten aus kriegerischer Stimmung ringsum, aus Berlin, wo er sich ganz fremd fühlt, bittet er die Götter um Reinheit und Gleichmut, während er die Blüte des Vertrauens und der Offenheit an sich hinwelken fühlt. „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos, nun fang ich auch an, die zu befestigen . . Ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich fester an, daß endlich garnichts mehr durchrinnen wird . . Je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander . . Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug,

ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen."

Zwischen Tätigkeit, Einsamkeit, der Freundin und dem Herzog bleibt wenig Raum für Freunde. Manche entschwinden ihm schon, indem er ihnen entschwindet.

„Grüße Lotten — schreibt er an Kestner — und wenn ich auch im Stil mitunter geheimrätisch werde, so bleibt doch leider das Übrige ziemlich im Alten . . A propos ist denn Lotte immer noch so schnippisch?" Vier Jahre nach dem Werther. Auch zur Gräfin Stolberg löst sich das ideale Band. „Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermißt' ich", sagt Werner, als er Wilhelm Meister, den Freund, nach Jahren des Weltlebens wiedersieht.

Lenz und Klinger, die Jugendfreunde, folgen Goethe bald nach Weimar, nicht auf seinen Ruf; er will nicht selbst, noch weniger sollen die Weimaraner erinnert sein, wer er war. Beide verlassen bald wieder den Ort: Klinger, den er doch liebt, drücke ihn wie ein Splitter im Fleische, und Goethe verletzt ihn, indem er's ihm andeutet. Lenz, zwischen Bewunderung und Neid gegen den Freund, macht hochmütige Kratzfüße vor dem Herzog, ungelenke Schlauheiten bei Hofe, wird wie ein krankes Kind gehalten; doch als er dann eine „Eselei", wohl gegen die Herzogin, macht, wird Goethe, der Vorurteile in Amt und Gesellschaft nur durch Korrektheit zu entkräften weiß, wütend, kurzerhand jagt er den Jugendfreund fort, mit den strahlend kalten Worten: „Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen und weder an Mißbilligungen noch an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb wie jedem andern, ich werde aber just am

wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern."

Erst später erfährt Goethe von Friederike, wie dieser Freund ihm auch bei ihr nachzufolgen, seine Verse und Briefe zu erhaschen versuchte, sich deshalb verliebt gestellt und Selbstmord angedroht habe: nur um dem Größeren später öffentlich zu schaden. Wie Goethe ehedem Lenz vertrauen konnte, statt ihn zu meiden, das zeigt ihn auf der Stufe einer Menschen-Blindheit, die nur aus seinem ersten Jugendwühlen sich erklärt.

Nun ist es anders! Selbst Merck wird energisch angefaßt, wenn es Goethes kunstvollen Bau seiner Weimarer Stellung gilt, ihn verhindert er, über Hof und Gesellschaft von Weimar zu schreiben. Doch bleibt er eigentlich der Vertrauteste seiner wahren Ansichten, weil er allein den handelnden Goethe begreift. Ja, es ist noch immer, es ist in erhöhtem Grade Mephisto, von dem in dieser Epoche krampfhaft erstrebter Reinheit der 28jährige Goethe schreibt: „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tu und wie ich's tu, und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Trotzdem kann dieser selbe Merck von seinem Besuch vertraulich — und garnicht beleidigt — berichten, Goethe sei ihm oft mit einer Trockenheit und Kälte begegnet wie einem subalternen Diener und Supplikanten.

In zwei Jahrzehnten gewinnt Goethe aus dieser neuen Welt des Hofes und der Gesellschaft einen einzigen Freund: den Major von Knebel, den er aber jetzt im Anfang noch „gut und schwankend" nennt und erst später fester erfaßt. Neben Wieland, zu dem das Verhältnis herzlich, doch im Grunde nicht sehr vertraulich bleibt, steht nun auch Herder wieder, dem Goethe, wie er ihn nach Weimar holt, die

Wohnung zurichtet, im Plane berechnend, wo Frau Caroline ihre Wochenstube haben, wo Wärterin und Kinder wohnen sollen. Als Herder dann kommt, stößt sein ungleicher Charakter rasch mit Hof und Welt zusammen, und so wird der jüngere Freund, ohne es zu wollen, eine Art Protektor des Älteren. Herder aber lebt auf, legt jetzt den Grund zu seinem zweiten Hauptwerk, und er mit seiner Frau, die freilich bald an Eifersucht auf Goethes Freunde leidet, und Knebel, Wieland, Frau von Stein bilden in diesen Jahren Goethes ganzes „kleines Publikum", dem er Szenen oder Kapitel im Entstehen vorliest.

Zu Lavater steigt Goethes Neigung mit wachsendem Ärger: ein solches Maß von Zerstreutheit muß Goethes breite Ordnung peinigen, ihm wirft er vor, er antworte nie exakt und oft an falsche Adressen, auch schreibe er nur, wenn er ihn brauche. Schwerer gefährdet schon jetzt Lavaters Intoleranz die Freundschaft, denn immer heftiger sucht er dem heidnischen Freunde das Heil aufzudrängen, das er selbst glaubt. Goethe erwidert, er sei ein sehr irdischer Mensch, der Sämann, der verlorene Sohn seien ihm göttlicher als die sieben Bischöfe, Leuchter und Weihen: er sei aus der Wahrheit der fünf Sinne.

Höchster Menschenverstand und krassester Aberglaube, schreibt er der Freundin, knüpften sich in Lavater unlöslich zusammen. Zugleich hilft er ihm zu Geld, wirkt weiter für das gemeinsame Werk, sammelt für ihn Dürerische Schnitte, erlaubt sich „aber selbst nie den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten". Bei all dem liebt er Lavaters tätige Güte, nennt ihn den menschlichsten der Menschen, und als er ihm schließlich entgegenreist, bittet er ihn vorher herzlich, nicht von Religion zu reden.

Denn am Ende auch dieser Epoche steht eine Reise, wiederum in die Schweiz, doch diesmal keine Flucht. Mit dem 30. Jahre gewinnt ein stärkeres Lebensgefühl in Goethe erregende Macht. Schon am 29. Geburtstage heißt es: „Wundersam Gefühl vom Eintritt ins 30. Jahr. Und Veränderung mancher Gesichtspunkte." Im Sommer wird er ruhiger, beschäftigter, menschenfeindlicher, er sieht sich von den Menschen, sie von ihm fallen, und sein Formengefühl baut sich die neue 3 in der Jahreszahl zum Grenzstein zweier Epochen. Denn Goethe, der die passive Geduld einer Pflanze mit der aktiven Analytik eines Botanikers verbindet, hat untrügliches Gefühl für das periodenhafte Auf und Nieder seiner Lebenskräfte. Dies Gefühl entwickelt er allmählich zu Macht.

Diesmal ist es, als spürte er etwas voraus wie Abschied von der Jugend. Zu gleicher Zeit glaubt er des Herzogs Entwickelung beschleunigt. Ist es des unruhvollen Fürsten schwankendes Wesen, ist's nur irrige Überschätzung durch Goethe — gewiß, er fühlt den Freund in diesem Sommer wachsen: „Der Herzog ist bald über die große Krise weg und gibt mir schöne Hoffnung, daß er auch auf diesen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebne wandeln wird."

Im Juli machte es Carl August Vergnügen, den Pylades zu spielen; zugleich sieht Goethe Kraft, Fassung und Ausdauer täglich in ihm wachsen. Doch Ende Juli fallen ganz neue Worte über dies Verhältnis im Tagebuche: Vorsicht mit dem Herzog, eine sachtere, klügere Art ihn anzufassen prägt sich Goethe ein. Umfassende Unterhaltungen häufen sich, die Goethe als besonders interessant notiert.

Nach den zahllosen intimen Gesprächen, die beide Männer in vier Jahren durch alle Provinzen der Menschen-

welt, von den Verwirrungen des Herzens bis zu den Finanzen Weimars geführt haben, deuten diese Notizen eine Krisis an, aus der Goethe, mit einem neuen Plan, durch Veränderung der Szene den Herzog bilden, sich neu verpflichten — zugleich sich selbst aus der Beschränkung eine Weile heben will. Vertraulicher, zugleich differenzierter scheint ihr Verhältnis, sorgend sieht der Dichter sein erziehendes Werk gefährdet und will, indem er vorbeugt, zugleich gewinnen: denn eine Reise soll ihre Freundschaft in Einsamkeit und Welt beleben, soll den Herzog bilden, Goethe aber zugleich zum Grenzstein werden. Grade jetzt treibt keinerlei Ermüdung von Geschäften, eine errechnete Absicht treibt ihn zu seinem Vorschlag. Es muß Goethe eilig sein, denn wer reiste im 18. Jahrhundert im Winter ungenötigt nach der Schweiz!

Auch mit der gemeinsam umworbenen Corona scheint diese Krisis in unterirdischer Verbindung: „Auch dünkt mich — schreibt er sich gleichzeitig auf — sei mein Stand mit Cronen fester und besser", und im August ist die Schöne bei ihm: „Wir sind gar artig zusammen, denn wir sind in gleichem Falle: mir ist mein Liebstes (Charlotte) verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andre Wege gefunden."

Anfangs August beginnt er großen Stiles mit dem ablaufenden Jahrzehnte abzurechnen, sortiert und verbrennt Papiere, und findet in ergreifender Kürze diese demutvollen Grundlinien seiner Jugend:

„Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie

ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 75 Oktober, getrau ich noch nicht zu übersehen . . Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Zugleich aber meldet er sich mit dem Herzoge zu Hause an — und da wird Fremdheit und Verschwiegenheit deutlich, mit denen er sich als Goethe von seinen Eltern abtrennt; ohne Anrede beginnt dieser kalte Brief: „Mein Verlangen Sie einmal wiederzusehen war bisher nur durch die Umstände . . gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden . . Wenn Sie (die Mutter) dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i Eures vergangnen Lebens, und ich käme das erste Mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück . . So wollt ich nichts, als daß Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten uns zu empfangen und Gott zu danken . . Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen Guten Tag bieten wie

noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat.“

Fühlt man die Absicht? Dieser Mann, der auf der Wasserscheide der Jugend, auf der Höhe äußeren und inneren Lebens mit sich selbst das demütigste Zwiegespräch gehalten hat, mit dem ein Geschlagener sich anklagen könnte — wie ein Eroberer tritt Derselbe in sein Vaterhaus und -land, in denen er sich ganz verkannt gefühlt hat. Kein Wort von eigener Sohnesfreude, nur Form, nur Stolz, nur Biographie. Und doch liebt dieser Sohn auf seine Art die Eltern. Aber hier ist das erste monumentale Zeichen jenes Doppellebens, das Goethes Altersbild bei Mit- und Nachlebenden so lange verwirren konnte.

Im nächsten Briefe befiehlt er die Quartiere im Elternhause, alles im imperativen Ton eines kaiserlichen Marschalls.

Doch am Geburtstage selber fühlt er sich plötzlich „frei und froh“. Dann: „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt.. Offne Fröhlichkeit, und das Lumpige ohne Einfluß auf meinen Humor.. Kriegt ich das Dekret als Geheimderat. Der Wirbel der irdischen Dinge, auch allerlei anstoßende persönliche Gefühle griffen mich an. Es ziemt sich nicht, diese innren Bewegungen aufzuschreiben.“

In dieser Bemerkung, die in Goethes Tagebüchern

nicht ihresgleichen hat, zeigt sich, wie er auch vor sich selbst noch Vorbehalte macht oder doch vor seiner Feder. Wie im Traume habe er mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe eines deutschen Bürgers erreicht, sagt er zugleich der Freundin. Dann teilt er ihr kurz mit, sie gingen dieser Tage auf eine längere Reise.

Die Reise wird zu einer Revue seiner Jugend. Mit ziemlich spöttischer Miene sieht er Frankfurt halb freundlich an, in den langen Briefen an die Freundin, in denen ein Gletscher ganze Seiten füllt, stehen über dies Wiedersehen nur diese Worte: „Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut . . Meinen Vater hab ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“

Bei Straßburg trennt er sich von der Gesellschaft, er reitet nach Sesenheim. „Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ich's verdiente . . Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat . . Sie führte mich in jede Laube, und da mußt ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem . . Daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“ Sind es erst acht Jahre, daß er hier fortritt? Die Seele ist weit.

Gleich darauf, in Straßburg, zu Lili — „und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da .. erkundigte ich mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheuratet ist. Ihr Mann . . scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus . . So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen . . eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkenden Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Im Vogelfluge? Nicht aus Bewegung, aus Ruhe allein strömt so platonischer Rückblick, und wahrlich steht er bald auf Gletschern, zu denen die Reise führt, so sinnend da wie auf dem Berge seines Gleichnisses. Klar wie das Licht dieser Firne, kalt wie diese Eisformen ist sein Geist, „ungetrübt von beschränkender Leidenschaft". Pathetisch ist sein Grundgefühl in dieser pathetischen Landschaft, versonnen betrachtet er sie wie sich selbst. „Man ahndet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten — schreibt er von einer Schlucht —. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile groß und einfach zusammengesetzt." Und man spürt, wie sich die Betrachtung seines Wesens auf die Berge überträgt, in die Natur.

In so hoher Stimmung stört ihn zuweilen des Herzogs unbändige Art „den Speck zu spicken", und wie sie von

einem Gletscher in der Laune Steine herunterwälzen und der Herzog es immer noch toller will, „sagt' ich ihm, das wäre das und mehr fänden wir nicht“! Und schon ganz im Tone seines Alters schließt er den Bericht eines Paß-Überganges: „Glücklich sind wir herübergekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden.“

Simple Verhältnisse unter Menschen, in Gefahren, Einsamkeit, Beschränkung auf Reisen sind die Mittel, mit denen Goethe dem Herzoge zeigt, in welcher Scheinwelt sie zu Hause leben, und so führt er ihn am Ende der Fahrt zu Lavater, einen reinen Menschen kennen zu lernen. Noch einmal taucht er in die Tiefen dieses Mannes, und es ist nur halbe Parodie, wenn er von ihm in lavaterischem Stile schwärmt, er sei „der beste größte weiseste innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne“.

Wo sie in Städte führt, bleibt die Reise familiär und bürgerlich, scheint laute Plätze zu vermeiden, alles soll nach innen gewandt sein; in Genf hört der 30jährige Dichter zum ersten Male in fremder Sprache seinen Werther rühmen und gewinnt aus solchem fernen Echo neuen Ansporn. Als sie auf der Rückfahrt süddeutsche Höfe besuchen, ist Goethe, der nur Weimars wunderlich musischen Hof kennt, voll Spott über Erbprinzen und Prinzeßchen, lehnt alle Leute ab, fühlt sich abgezehrt: „Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich . . Den sogenannten Weltleuten such ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt,“ und verfertigt eine satirische Liste solcher Hofleute, die er einmal dramatisieren möchte, — am Schluß ein Bedienter, „der mehr zu sagen hat als die Meisten“.

So sicher ruht er jetzt in sich selbst, so unbestechlich hat er Natur und Menschen reisend angeschaut. Nur ein-

mal tritt vor diesen allzujung Gereiften die Verführung. In Lausanne besucht er die Marchesa Branconi.

Zum ersten Male begegnet Goethe der Schönheit großer Welt; auf Jahrzehnte zum letzten Male. Hat er sie nicht schon einmal gesehn? Im Bilde, als damals dem Jüngling der Schattenriß der ihm noch fremden Frau von Stein vorgelegt ward, lag, wie ein Gegenstück, das Bild der Branconi gegenüber, und wie er unter Frau von Steins Kopf mit intuitivem Schlusse die Worte setzte: „Siegt mit Netzen", so schrieb er damals unter die schöne Frau: „Siegt mit Pfeilen". Heut, da er vor ihr steht, erfährt er, was er damals erschaute. Wenige Frauen in Europa, kaum eine Deutsche — denn das ist sie — scheinen Goethes Bahn zu kreuzen so erkoren wie diese vollkommene Gestalt, die als die ehemalige Geliebte eines Herzogs zu ihrer Zeit berühmt war, wie später Lady Hamilton.

Sie fühlt es wohl, bittet ihn zu sich, zweimal: etwas wie Faust und Helena schwebt vielleicht vor ihrem reichen Geiste. Er aber fragt sich in ihrer Gegenwart, „ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmut! daß man eben nicht weiß, woran man ist," — doch sei ihm herzlich lieb, nicht auf dem verfluchten Posten ihres Verehrers „das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn".

Dies ist die ganze Wirkung, die eine hinreißende Frau auf Goethe den 30jährigen macht, der außer Corona nie eine schöne Frau besaß. Ist es die ganze? Als er geht, fällt ihm ein, was er freiwillig meidend verläßt, und er sagt zu ihrem Cavalier: „Was könnte diese Frau aus einem machen!" Da ist das Goethe-Schicksal, das immer um den Augenblick herumläuft und zögert, ihn zu fassen. Ist sie nicht herrlicher in jedem Sinne als daheim Charlotte? Hat

sie ihm nicht Avancen gemacht? Und doch, diese Furcht, sich selbst zu verlieren: tiefster Grund für die Entsagungen des Künstlerlebens.

Vor einer „Danae" in Genf kränkt's ihn nun, daß er sich vor solchen Formen unsicherer fühle als vor Felsen und Wasserfällen, die er auswendig weiß. Recht wie ein Deutscher, der nach Klein-Paris kommt, läßt er sich von der Kupplerin zu einem schönen Mädchen führen, Maler sei er, wolle sie nur sehen, er brauche Nymphen als Modell. Aus dem Frou-frou der Französin entwickelt sich eine Minerva. „Ich konnte mich ebensowenig in den herrlichen Körper finden, — heißt es später in Werthers Briefen aus der Schweiz, die wohl autobiographisch erfaßt werden dürfen — ich konnte nur staunen und bewundern . . Der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! Stünd ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen!"

Wie er dann auf dem Gotthard steht, ist er in mehr als Einem Sinne abgekühlt. Zum zweiten Male blickt er von dem Passe südwärts, doch „auch jetzt reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre, länger von Hause zu bleiben, daß ich Euch wiedersehn werde, alles wendet mein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde, und führt meinen Geist wieder nach meinem armen Dache, wo ich vergnügter als jemals Euch wieder an meinem Kamin haben und einen guten Braten auftischen werde."

Lauter verständige Gründe, auch philiströse, und für die eifersüchtige Freundin, an die er schreibt, nicht einmal ein Wort persönlicher Sehnsucht, nur Ihr und Euch. Zu-

gleich mahnt er Knebel, alle trennenden Schalen gehörten in die Hölle, und wenn er wieder unhold würde, so möge er ihm den Brief zur Gegenmahnung vorweisen.

Ein neuer Ton umfassender Selbstbeschränkung ist aufgestiegen, alle Passion gewaltsam abgedrängt, Jugend scheint verglommen. Als ihm Lavater einen Schüler schickt, schreibt Goethe diese großen Worte: „Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir. Aber leider fühl ich meine 30 Jahr und Weltwesen! Schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden, ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht als nur geborgt nieder ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben."

Sechstes Kapitel

PFLICHT

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart.“



32jährig

Drei Götter sind's, denen Goethe im 31. Jahre das Denkmal des Dankes und der Bitte errichtet. Tyche, die gute Fügung, steht in Mitten, zu ihrer Rechten Terminus, der maßvoll ratende Grenzsetzer mit dem Schlangenstabe, links aber mit der Fackel, mutigen Schrittes strebend und treibend, der Genius. Aus dem umschatteten Schloßpark von Weimar blickt, seit der Rückkehr, wie ein mahnendes mehr als ein erinnerndes Zeichen dies seltsame Ex Voto, das Goethe schon vor Ende der Schweizer Reise als ihr Sinnbild entwirft. Seine Ahnung, die in diesen Jahren leicht zum System verflacht, will hier eine Epoche aufrichten.

Elastisch ernst, klarer und unphantastischer als je, ganz Weltmann, schreitet Goethe in sein viertes Jahrzehnt, und wie zum Gleichnis einer neuen Reinigung schüttelt seinen gehorsamen Körper auf der Rückfahrt eine kurze Krankheit, durch die die Natur sich glücklich hilft. Lächelnd bemerkt er's, wie seine Gegner nun Lobes voll sind über die Reise, denn einen beruhigten, geschlosseneren Fürsten glaubt Weimar zu begrüßen.

Tyche ist Goethes Mittelgestirn geworden, dem glücklichen Geschick, das ihn in diese fremde Tätigkeit gelockt hat, will er sich willig nun und ganz vertraun, dem Weltverstande lauschen und seinen Genius, zwar an der Herzseite, doch nur wie einen schweigenden Liebling in seiner Nähe halten. Dämon scheint verschwunden. Ein ins

höchste stilisierter Versuch wird hier von einem Manne begonnen, der seiner Natur den letzten Zwang abdrückt, um durch gebundene Tätigkeit in klaren Umständen endlich den ruhigen Atemzug stiller Sterblicher zu erringen, nach dem sich eingeborener Sturm seit 15 Jahren sehnt. Eine Epoche hofft er anzutreten — und weiß nicht, daß es nur ein Jahr dauern kann.

Fürs erste quillt ihm aus Tatkraft Befriedigung empor: „Die größte Gabe, für die ich den Göttern danke: daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen solchen heitern Tag in Millionen Teile spalten und eine kleine Ewigkeit draus bilden kann . . Gewohnt, jeden Tag zu tun, was die Umstände fordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte beleben, bin ich unbekümmert, wie lange es dauern mag . . Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen . . Wie weit ist's im Kleinsten zum Höchsten . . Meine Tage waren von morgens bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche tun, wenn man mäßiger wäre . . Nemo coronatur nisi qui certaverit ante. Sauer laß ich mir's denn doch werden . . Manchmal möcht ich wie Polykrates mein liebst Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife."

Nirgends im Umkreis Goethischer Bekenntnisse findet man wieder die glückliche und doch von Untertönen zugleich beunruhigte Melodie dieses 31. Lebensjahres. Eine künstliche, man möchte sagen: gedachte Harmonie, die noch nicht währen kann und wachsen: so reißt sie zuweilen ab, während sie klingt.

Denn plötzlich, von heut auf morgen, ja von heut auf heute schlägt diese getroste Stimmung in ihm um, und Tyche, die ihm noch eben lächelte, dreht ihren Janus-

kopf und blickt als dunkles Schicksal groß und schwer in Goethes nächtige Augen. Dann steigt schon jetzt die trennende Glaswand herauf, durch die er sich von der Welt stets wieder scheiden muß. „Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! .. Eherne Geduld, ein steinern Aushalten .. Wenn die Menschen nur nicht so pover innerlich wären und die Reichen so unbehülflich!"

Zugleich wächst in diesem sozial wirkenden Manne Verachtung der Menschen, für die er wirkt: „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu tun, um ihren Mist beiseite bringen zu können."

Doch mit ergreifend vollem Entschlusse taucht er zugleich in jede seichte Tiefe, deren Lot er messen will, auch wenn ihn alles abschreckt: „Ich wende alle Sinne und Gedanken auf, das Nötige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes .. Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. Unbegreiflich ist's, was Dinge, die der geringste Mensch leicht begreift, sich drein schickt, sie ausführt, daß ich wie durch eine ungeheure Kluft davon gesondert bin. Auch geht mein größter Fleiß auf das Gemeine .. Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt."

Bei solcher Belastung rettet sich Goethe auch in diesem Jahr der Bejahung aller Gegenwart in das getroste Gefühl einer Zukunft, und selbst in dieser Zeit, da vorweggenommene Harmonie zu scheinbaren Höhepunkten steigt, erscheint ihm in hellsten Augenblicken das Ganze doch wieder als Schulung, als Stufe. Dicht vor und nach den

Tagen der letztgenannten bitteren Worte schreibt er sich auf: „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehn. Ich übe mich und bereite das Möglichste .. Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können."

Je exakter er den Bogen des Geistes führt, um so genauer beobachtet er die Saiten, auf denen er spielt. Wie Goethe in ruhigeren Zeiten seine Gesetze untersucht, um eben bei Windstille sich über Strömungen und Untiefen für neue Stürme klar zu werden, so belauscht er seinen Körper besonders, wenn er gesund ist. In diesem Jahr betonter Selbstbeherrschung häufen sich Notizen über die Gesetze seines Körpers.

Schon seit langem diktiert er, weil ihn das eigene Schreiben zerstreut und nervös macht, und schreibt er sich auch zuvor Skizzen auf, so bekommt doch Vers, Prosa oder Brief im Diktat etwas von mündlicher Rede, so daß er im Alter sogar einmal kuriose Hörfehler seiner Schreiber zusammenstellt. Nun beschließt er das Diktieren weiterzutreiben, weil alle guten Gedanken und Formen ihm meist im Gehen kämen.

Von Licht und Wärme hängt er bereits so stark ab, daß er seine Natur eine Blume nennt, die sich schließt, wenn die Sonne sich wegwendet. Den Zirkel, der sich in ihm umdreht von guten und bösen Tagen, will er studieren; Erfindung, Ausführung, Ordnung, doch auch Leidenschaften und Triebe fühlt er in regelmäßigem Kreise wechseln, auch Heiterkeit und Trübe, Stärke, Elastizität und Schwäche, Gelassenheit und Begier, und „da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß noch herauskriegen,

in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege".

Diese Erkenntnis, in der er die Periodizität des Menschen aus dem persönlichen Falle verallgemeinert — zugleich ein Beispiel, wie sich in ihm aus Ahnungen und Selbstbetrachtungen Wissenschaft entwickelt — deutet den Rhythmus des chemischen Kreislaufes an, den man vielleicht auf sieben Jahre für Goethe setzen könnte. Noch erstaunlicher ist die kalte Klarheit einer Notiz aus vulkanischen Tagen, dicht hinter der vorigen: „Hatt ich den erfindenden Tag. Anfangs trüblich, ich lenkte mich zu Geschäften, bald ward's lebendiger . . Nach Tiefurt zu Fuß. Gute Erfindung Tasso . . Abends wenig Momente sinkender Kraft. Darauf Acht zu geben. Woher." Die nächsten Tage: „Die Dämmrung des Schlafs gleich mit frischer Luft und Wasser weggescheucht. Sehnte sich schon die Seele nach Ruh, und ich wäre gern herumgeschlichen. Raffte mich und diktierte an der Schweizer Reise . . Seit drei Tagen keinen Wein. Sich nun vorm englischen Bier in Acht zu nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär ich sehr glücklich . . Wenn ich mich nur anhalten könnte, öfter zu reiten . . Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben."

Das führt ihn wieder zum Herzog.

Wieder beschattet ihn Goethe wie in der ersten Zeit, wieder verzeiht er seiner Jugend alle burlesken Einfälle, lächelt, wenn der Fürst durch sein Beispiel das Haarschneiden am Hofe einführt, glossiert seinen Diätzettel oder seine Verlegenheit über einen falsch abgesandten Liebesboten, schreibt dem Abwesenden einen langen Brief voll Hofklatsch, der von der Garnisonschule bis zu einer

schwangeren Zofe der Herzogin reicht: alles in gutwilliger Ironie. Neu belebt sind seine Hoffnungen auf den Fürsten und Freund, Einfälle, die er äußert, notiert sich Goethe als fruchtbare Anregung. Noch rechnet er auch auf Carl Augusts Selbstbeschränkung, zu der er selbst entschlossen ist. In einem leise parodistischen Bilde drückt er's aus:

„Der Herzog kam, und wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einemmal herabzustürzen. Nachdem wir uns denn ganz bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmutigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnisvoller Warnungen herum und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Not des Lebens und seine Mühen wie Schlacken uns zu Füßen lagen . . Langes Gespräch mit dem Herzog, das so lebhaft und luminos war als das vorige."

Die hohe Stille, die seine Seele in diesem Jahr inbrünstig erstrebt, läßt ihn gegen die Freunde in eine gewisse Entfremdung treten. Gegen Herder wachsen Verstimmungen auf, die aus persönlicher Eifersucht stammen, auch von Carolinens Seite. Lavater stellt er, bei aller Herzlichkeit der Briefe, nun doch vollste Loslösung von dem gemeinsamen Werke vor, das, als System, Goethes Intuition schon im Anfange schreckte, und es ist Ernst und Ironie zugleich, wenn er ihm nun schreibt: „Seitdem ich keine physiognomische Prätention mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich, ich weiß fast in der ersten Minute, wie ich mit den Leuten dran bin."

Der Mann, von dem der tätige Goethe damals sagt, er

sei sein fast einziger Sohn, an dem er Wohlgefallen habe, ist weder Fürst noch Dichter, weder Professor noch Philosoph, sondern der Landwirt Batty.

Je mehr er sein Inneres von den Menschen wendet, um so rascher wächst seine Kunst, sie äußerlich zu behandeln. Jetzt wird der Stil seiner Briefe dem Stil des Adressaten so angenähert, daß man aus dem Tonfall schließen könnte, ob er zur Branconi oder zur Laroche redet, ob zu Merck oder Knebel. Geselliges Leben schränkt er ein, und läßt er sich jetzt von den Freimaurern mit der etwas hochmütigen Begründung aufnehmen, er suche Geselligkeit, so enthüllen alle Umstände des äußeren und inneren Lebens dies Wort als Vorwand, hinter dem er tiefere Motive verbirgt.

Geht er an einen Nachbarhof, so klagt er, ihm fehlten Leichtheit und Offenheit für Menschen, mit denen er nicht schon eine Weile lebte. Sehr selten blitzt durch seine sorglich geschlossenen Türen ein Strahl von großer Welt. Der Statthalter von Erfurt, dessen politische Tischgespräche ihn immer fesseln, hebt ihn, sagt er, aus dem einfachen Gewebe, das ihn bei aller Vielfalt doch zu sehr auf einen Mittelpunkt banne. Dabei wahrt er aber am eigenen Hofe bei steigender Entfremdung sorgsam seine Stellung. Als ihm des Herzogs Bruder auf dem Spaziergang begegnet, findet er's unartig, daß er ihn nicht zu Gaste lädt. Als Hofpoet leistet er das Nötigste, wie in einem Ressort; Maskenzüge, die er für Winterfeste ersinnt, werden beinah aktenmäßig zusammengestellt, so daß er über Verteilung der Rollen notieren kann: „Alle Departements ausgeteilt."

Auch sonst sucht er zur Kunst ministerielle Übergänge,

studiert das Leben eines Weimarer Herzogs, um es später darzustellen, läßt seinen Lehrer Oeser von Leipzig kommen, die Dekorationen in Weimar zu verbessern, vernimmt ihn ad protocollum, studiert ein Stück, das ihm mißfällt, „völlig als Dienst“ ein, spielt selbst die schlechte Rolle mit viel Fleiß und Glück und scheint die Paradoxie dieser Existenz auf die Spitze zu treiben in diesem sonderbaren Satze: „Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben, doch erlaub ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel . . zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und Langeweile.“

Von Tasso, der ihm in der Mitte dieses Lebensjahres einfällt, schreibt er kein Wort auf, an Wilhelm Meister nur ganz wenig weiter, aber wie er auf einem dienstlichen Ritte sich ein Lieblings-Kapitel im Kopfe ausführt, beginnt er zuletzt zu weinen und vermißt einen Reiseschreiber, denn zwischen solcher lebendigen Stunde und dem nächsten Morgen sei ein Unterschied wie Traum und Wachen. Ein andermal verliert er auf diese Art eine Szene zu einem neuen Stück und sucht sie vergebens wiederzufinden.

In solchen Momenten führt sich dies kunstvolle Leben selbst ad absurdum, und der es nach eigener Konstruktion lebt, hat dies in plötzlichen Visionen erkannt: „Doch ist mir's — schreibt er mitten im Ausdruck tätiger Zufriedenheit — wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat, ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen.“ Noch eben preist er den Marc Anton, weil er sich nicht in Dichtkunst eingelassen — doch wie fährt er fort! „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Müh-

len und in die Wässerungen, aber ehe ich mich's versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon."

In diesem 31. Jahre schreibt Goethe im Grunde nichts als eine Parodie auf Kritiker und Literaten, die auch ganz höfisch entsteht: weil Oeser für die Liebhaberbühne eine Dekoration macht, soll Goethe ein Stück machen. „Diese Woche hab ich noch zu tun, wenn es von Sonnabend über den Sonntag fertig sein kann, so mag's gehn . . und wie ich's im Kopf habe, soll's in 12 Stunden inklusive Essen und Trinken fertig sein . . Ich will die Vögel nehmen . . Es bringt doch die Menschen zusammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht ist, und bringt ihn von Tiefurt weg." Und dann diktiert er's an Sonntagen, ganz wie ein überlasteter Beamter, der zur Erholung dichtet. Diese „Vögel" sind Goethes letzte Parodie; für Jahrzehnte muß der Humor verbannt in einer Ecke hocken: kein Wunder, daß er sauer sein wird, wenn er ihn später wieder vorholt!

In so stilisiertem Leben — muß nicht die unruhvolle Natur inmitten so kunstvoller Stetigkeit von Todesgedanken erfaßt werden? Am Ausgang dieses Jahres tauchen Ahnungen in Goethe zum ersten Male greifbar auf.

War er, als Genie, von Jugend an mit dem Tode vertraut, stets von seinem Gedanken begleitet, nun nimmt's in ihm praktische Gestalt an. In Gesundheit und Stille entwirft er ein Testament, und in einem seltsam bewegten Briefe prägt er für sein gesamtes Streben sich dieses ergreifende Gleichnis aus: „Das Tagewerk, das mir aufge-

tragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen."

Und um dieselbe Zeit, ein paar Tage nach dem 31. Geburtstage, schreibt Goethe an die Bretterwand einer thüringischen Waldaussicht:

„Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Tut Eros nichts, des dunkel strebenden Dichters Gedanken vom Tode zu verdrängen?

Als er aus der Schweiz heimgekommen, teilen sich Frau von Stein und Corona in seine Besuche, doch schon nach einer Woche quält ihn diese durch Unzufriedenheit und macht ihn traurig. Zwei Monate später, scheint es, hat er sich von ihr losgelöst, und da man hier aus Indizien schließen muß, mag man zunächst seiner unpoetischen, anti-ästhetischen Stimmung gedenken, in der ihm die ganz artistische Gestalt Coronas fremder erscheinen sollte. Doch mag sie selbst auch durch ihre frühere, im Gefühle vielleicht noch dauernde Beziehung zum Herzog oder zu

Anderen, vielleicht durch skeptische Stellung zu Frau von Stein, von deren Eifersucht wiederum angetrieben, Goethes Trennung beschleunigt haben. Jedenfalls meldet er der Freundin seine Entfernung von Corona um so lebhafter, als er ihr früher ihre Intimität verschwieg.

„Gestern abend — schreibt er ihr Ende März über die Probe zu einer ‚Kalliste' — hat mich das schöne Miesel, gleich einem Kometen, aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe." Doch seinem Tagebuche vertraut er am selben Tage Worte an, die schweigend alles reden: „Abends Probe der Kalliste. O Kalliste O! O Kalliste!" In der Bedeutung des Namens verhüllt er mit einem O und einem Zeichen die schmerzliche Gewalt der Trennung, während er eben noch vor und hinter der Szene ihr Liebhaber war.

Wirklich wird dieser Abend zur Krisis und zum erotischen Abschiede von der Sängerin; zwei Tage darauf wünscht er sich Glück, er habe in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abgeschüttelt. Am andern Tage trifft sie mit der Freundin den Herzog abends bei Goethe — „und da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, ging's recht munter und artig, nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren. Da brennt's noch."

Man spürt den Ton und hat am Ende dieser seltsam verschleierten Geschichte das Bild der Seele so deutlich vor sich wie an ihrem Anfang, obwohl die Dokumente einer Liebe, die Briefe alle fehlen. Was Goethe vor Mit- und Nachwelt bald zu ihrem Preise singt, mag nur die Künstlerin getröstet haben, nicht die Geliebte. Denn als suchte der immer Dankbare einen Anlaß, dort zu huldigen, wo er nicht mehr zu lieben wußte, so hat Goethe sie gleich nach

seiner Trennung in einer Ode verherrlicht, und bald konnte das literarische Weimar lesen:

„Ihr kennt sie wohl! Sie ist's, die stets gefällt:
als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
vollendet nun, sie ist's und stellt es vor . .
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
und selbst dein Name ziert, Corona, dich!"

Ihr Herz trug keinen Gewinn davon, und vielleicht ist's leise Frauenrache, daß ein Liederbuch von ihr nur zwei Goethische Texte unter 25 Liedern enthält, ein späteres keinen mehr. Ein halbes Jahr nach der Trennung notiert sich Goethe: „Crone getröstet" — und um diese Zeit mag er ihr jenen einzigen Brief geschrieben haben, der auf uns kam:

„Wie oft hab ich nach der Feder gegriffen, mich mit dir zu erklären! Wie oft hat mir's auf den Lippen geschwebt . . Ich kann mich nicht entschuldigen, ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen. Wollte Gott, du möchtest ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen . . Bin ich irre geworden, so war's so menschlich . . Ich habe dir ja auch vergeben, und laß uns freundlich zusammen leben. Das Vergangne können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft sind wir eher Meister, wenn wir klug und gut sind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen dich, stoß mich nicht zurück und verdirb mir nicht die Stunden, die ich mit dir zubringen kann . . Verlangst du mehr, so bin ich auch bereit, dir alles zu sagen. Adieu! Möchte doch das so lange schwebende Verhältnis endlich fest werden. G. — Danke für Kuchen und Lied, und schicke dagegen einen bunten Vogel."

Die ganze Schwere seiner Seele liegt in diesen Zeilen,

die man kaum einem 30jährigen zuschreiben würde. Es ist der Mann mit den durchfurchten und umschatteten Zügen, wie ihn Klauer in fünf Büsten festhielt und wie er freilich wenig in jene erotische Frische paßt, die von dem schönen Weibe mag ausgegangen sein. Nur die kleine Nachschrift führt noch einmal in die hellere, naivere Welt der Künstlerin zurück, für die Goethe erst Jahrzehnte später heiter genug gewesen wäre.

Auch als im Sommer die Marchesa Branconi auf ein paar Tage kommt — doch wohl um Goethe zu besuchen — bleibt er vor ihrer Schönheit mehr wie ein Bildhauer stehen als wie ein Dichter: „Erst jetzt spür ich, daß Sie da waren, — schreibt er ihr nach der Abreise — wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel . . auch einmal gefallen hat, etwas Ihresgleichen zu machen." Und man kann zugleich auf ihre Koketterie schließen, wenn man ihn dies vertraulich melden hört: „Ich habe mich so gegen sie betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre, ich möchte mir solch ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre uns für einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde."

Greifbarer tut sich nirgends die innere Einschränkung kund, mit der Goethe um diese Zeit dem sinnlichen Eindrucke der Frauen sich zu entziehen sucht, um in einer höheren Luftschicht vermeintlich reiner zu atmen.

In der melancholischen Hofdame hat der weltabgewandte Weltmann grade in diesem starr bezwungenen Jahre das rechte Idol, zarter werden seine Briefe, stiller, brüderlicher. Je mehr sich Goethe in Tätigkeit verliert, je ferner er der Dichtung rückt, um so näher tritt ihm Charlotte von Stein, denn nur in Dingen der Welt ist sie ihm auch Ratgeberin gewesen. Ihre schöne, reif beklommene Seele wirkt musisch auf den Dichter als Gestalt; als Gefährtin des Ministers kann die ältere, seit zwanzig Jahren bei Hof erfahrene Frau nur freundschaftlich wie eine Schwester wirken.

Und dahin geht ihr Wunsch. Dies ist nicht eine ehrgeizige Frau, die ihren Freund in Macht zu treiben wünscht; aber Abkunft und Gewohnheit leiten ihre klugen Sinne, in ihm das Bewußtsein des Überlegenen zu stärken, daß durch ihn das Gute oder doch das Bessere in der Welt getan werde. Statt wie eine Muse den Dichter in jenes andere Reich zurückzudrängen, aus dem er kam, hält sie ihn fester in diesem. Das Ende ihrer Neigung wird es dartun, was sie ihm heute bedeutet. Als die natürliche Gefährtin rühmt er sie, an die er sich gewöhnt hat: seine Mutter, Schwester und Geliebte habe sie nach und nach beerbt.

Heiterer als sonst gleicht er ihre Dissonanzen aus, schickt ihr einen kleinen Besen, wegzukehren, was sie gegen ihn habe, und wird sie eifersüchtig, weil er ihren jungen Cousinen Verse macht, so verspricht er's hinfort nicht mehr zu tun. Indem er ihr alles zuträgt, was ihn bewegt, fühlt er sich frei vom früheren Drange, sich poetisch zu entladen. Daß der erste Akt der „Vögel" so rasch fertig wurde, begründet er mit ihrer Abwesenheit, „denn solang Sie da sind, laß ich mir's in unbeschäftigten Stunden so wohl sein . . Was alles in dem Augenblick mir die bewegte Seele ein-

gibt, dem mach ich Luft, wenn sich's tun läßt, und wenn Sie nicht da sind, hab ich niemand, dem ich soviel sagen kann, da muß es einen andren Ausweg suchen."

Und doch haben wir einen Zeugen dafür, wieviel er grade in diesem Jahre der Freundin verschweigt. Nie wieder hat Goethe sein Tagebuch, das sonst über lange Monate einem Kalender gleicht, so schwer mit Konfessionen belastet. Dagegen entbehren die zahlreichen Briefe an Charlotte in den entscheidenden Augenblicken der Entwickelung jede wahrhaft tiefere Beichte; ein allgemeines Sichverschweigen züchtet er nun immer stärker.

Mit dem neuen, dem 32. Lebensjahre bricht eine neue Epoche der Goethischen Seele an. Sie wird etwa 6 Jahre dauern. In ihrem Beginne fängt auch die Neigung seines Herzens an, den entscheidenden Umschwung vorzubereiten. Seit fünf Jahren, solange er in Weimar lebt, liebt Goethe die Freundin; doch wie sich sein Leben wandelte, das immer das ihre umkreiste, muß nun auch diese Frau nach andern Gesetzen dem Manne zugehören, der seit fünf Jahren Mitte und Inhalt ihrer Tage bildet. Und langsam wie die allgemeine Stimmung, wie Auffassung des Dienstes und Stellung zum eigenen Talente sich nun aufs neue verschieben werden, so geht der Weg der Liebe den gleichen Schritt, jener Entwickelung tief verbunden.

Terminus bleicht als leitendes Gestirn zurück, heller beginnt Genius aufzustrahlen, indem er sich zugleich mit dem Lichte des Eros verbindet, Tyche aber nimmt allmählich wieder die Züge des Dämon an — und wie auf der Scheide zweier Epochen sagt Goethe, der immer im Gleichnis Lebende, um diese Zeit von einem Ringe, den Charlotte

ihm gab: „Ein wunderlich Ding, er wird mir bald zu weit am Finger, bald wieder völlig recht."

Mit einem Aufschrei Goethes beginnt die Krise: er ist der erste Durchbruch aller dunklen Kräfte, die so lange gebannt lagen: Eros ist nur der Bote, Goethes neue Wandlung anzukünden. Aus unbekanntem erotischen Streite schreibt er, plötzlich, von seinem Haus in ihres:

„Was Sie mir heut zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint . . Ja, es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre.. Aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der andern wie mit einem hell fressenden Feuer verzehre. Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangnen vorgelegt haben und für die Zukunft in sich einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas garnicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe. Mir kommt's entsetzlich vor, die besten Stunden . . verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte. Und dann so blind, so verstockt zu sein. Haben Sie Mitleiden mit mir!"

Sie liest es, sie stockt: mit einem Male sieht die platonische Freundin das Werk bedroht, an dem sie fünf Jahre wirkte: Goethes Entsinnlichung, die Reinigung seiner Seele ist Kunst geblieben, sein antikischer Teil bricht gegen ihren asketischen vor, seine Natur, ganz Sonne oder ganz Nacht,

zuckt aufs neue, beunruhigt von Strahlen und von Schatten ihres mild gedämpften Sternenlichtes. Stumm und enttäuscht steht die geistige Frau vor einem neuen Ansturm des halb geheiligten Freundes, bleich und verworren steht er selbst davor. „Haben Sie Mitleiden!"

Zunächst sucht er sich nach ihrem Wunsch zu fassen: „Nur bitt ich Sie, sich täglich zu sagen, daß alles, was Ihnen an mir unangenehm sein konnte, aus einer Quelle kommt, über die ich nicht Meister bin." Man versöhnt sich, doch der erotische Funke ist wieder aufgesprüht, er ist nicht mehr zu löschen. Wendungen kehren in den nächsten Monaten wieder wie in den ersten Zeiten seiner Neigung. Es ist ein platonischer Liebhaber im 6. Jahre des Werbens, der mitten im Winter schreibt: „Ich hab eine große Unterredung mit meinen Bäumen gehabt und ihnen erzählt, wie ich Sie liebe . . Heut abend geh ich um Ihr Haus herum." Im Tagebuch wiederholt sich nun immer wieder das Sonnenzeichen: — plötzlich setzt das Buch aus, schweigt acht Monate, um erst im August mit den Worten wieder zu beginnen: „Dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig."

Zugleich bestätigt eine körperliche Krisis die seelische, er nennt sich „meist krank", nimmt aber am Fortgang der Gesellschaft teil. Anfangs Februar soll er auf einer Redoute mit Charlotte zusammen als Schlaf und Nacht erscheinen. Goethe äußert Bedenken gegen diesen Einfall, gibt zu verstehen, man könne sich bei Hofe in bequemen Glossen amüsieren: da überrascht sie ihn mit ihrem Einverständnis! Ist das dieselbe Hofdame, die ihren Freund zurückstieß, als er sie bedrängte, die um der Leute willen ihm hundert sogar kleine Dinge versagte — und tritt nun mit ihrem erklärten Freunde vor aller Augen, mit ihren Versen alle hungrigen Ohren füllend, als Nacht auf, die

sich dem Schlafe vereint — und dieser Schlaf ist Goethe? Was hat sie vor?

Entschiedener als je muß er in diesen Wochen als Mann in sie gedrungen sein. Kaum ist er, bald nach diesem Feste, von ihr fort, aufs Schloß der Gräfin Werthern gegangen, die des Herzogs Geliebte war, so faßt er noch einmal ihren fünfjährigen Liebeskampf in ein großes Bild zusammen — doch nicht wie ein zärtlich Werbender: stolz wie ein Wettläufer, und er verhüllt Bedingungen in seinem Gleichnis! „Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert! Nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer . . Sie haben es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich Übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutraun belohnen."

Wache und Eifersucht, Muß und Belohnen: ganz neue Wendungen. Zugleich verstärkt er seine Attacke durch Lobgesang auf eine andere, schönere, jüngere Frau, in deren stündlicher Umgebung jetzt zu leben ihm eine galante Waffe gegen die Freundin wird. Niemals im Laufe von elf Jahren hat Goethe gegen Frau von Stein so viel Bewunderung für eine andere geäußert wie in diesen Briefen für die Schloßherrin — und dies grade jetzt auf der Höhe der Krisis! Lange gefällt ihm schon diese Gräfin, doch hat er's früher nur dem Tagebuch anvertraut. Leonore Sanvitale wird hier vorausgeschaut. Heut wird sie ihm im Liebesspiel ein Mittel. Warum enthüllte er sonst seine Schwäche für die schöne Dame zum erstenmal so wortreich der entfernten Freundin?

„Die Gräfin hat mir manche neue Begriffe gegeben . . Wie oft hab ich die Worte ‚Welt, große Welt, Welt haben'

hören müssen und habe mir nie was dabei denken können.. Sicher ihres Werts, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben.. lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt.. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens.. Ich habe noch drei Tage und nichts zu tun als sie anzusehn, in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern..“

Und immer weiter, seitenlang scheint er nur als Psycholog ein seltenes Objekt zu analysieren, doch mit voller Kunst ist jede Wendung so gesetzt, daß sie der Freundin zeige, woran sie's fehlen läßt. Nach jahrelang grundlosen Eifersüchten fühlt sie, indem sie dieses liest, echte Gefahr. Wie fährt er denn am andern Tage fort?

„Sie liebt den Herzog schöner als er sie, und in diesem Spiegel hab ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können. Doch ich geb es nicht auf, ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innre Güte geben und erhalten mögen..“ Doch plötzlich quillt seine ganze Hingabe hervor, mit hinreißender Gebärde wirft er alle Klugheit hinter sich und fällt ihr mit dieser letzten Werbung zu Füßen: „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie

schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte." Nach seiner Rückkehr läßt er noch ein paar zärtliche Billets folgen, die mit der Anrede Sie die Spannung der nächsten Tage bezeichnen.

Plötzlich beginnt, mit der letzten Woche des März, ein gänzlich neuer Ton, eines Siegers Ton nach langem Werben, fast wieder ein Jünglingston:

„Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern . . Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne . . Adieu, meine Neue . . Fritzen hab ich in deine Seele geküßt . . Meine Liebe diese 5 Jahre her kommt mit dem schönen Reigen so vieler guten Empfindungen vor mir aufgezogen. O könnt ich dir sagen, was ich dir schuldig bin . . Leb wohl und wisse, wie sehr du mich glücklich machst . ." Und fort und fort, zehn Tage lang, voller Worte und Bilder, die er in 5 Jahren nicht kannte, immer glücklich, Herzenslust, Erfüllung, Glückseligkeit, und ein Tuch für ihren Hals und wieder Fritz als Liebesbote.

— Es ist mein letztes Pfand, mag sich die reife Frau nun im Gefühl der Krisis, im Anblicke der letzten Briefe des Freundes gesagt haben. Jetzt ihn zu halten und dann für immer, scheint ihr höchste Kunst. Scheidung und Ehe wagt sie nicht in Weimar, auch würde ihm schon seine Stellung erschweren, darauf einzugehen. Der Wert der Gabe, die sie solange weigerte, ist, schließt sie, durch die Weigerung gewachsen. Zudem, sie steht im 39. Jahre — und Goethe ist 31. Es ist das Ende ihrer Jugend. Liebeswonne hat sie nie empfunden, mit Schmerzen nur einem

fremden Gatten sieben Kinder geboren: nun lockt es sie ein letztes Mal vor dem Ergrauen. In letzter Zeit ist sie noch einmal aufgeblüht, Briefe bestätigen, was ein Medaillon abzeichnet: vollere Wangen, ein runderes Kinn, sogar die früher asketischen Lippen sind reifer geworden.

Und doch hat Charlotte von Stein den Freund verloren, als sie ihn ganz zu gewinnen glaubte. Eine tiefere Gerechtigkeit, den Gesetzen des Eros immanent, läßt sie am Ende für ihre allzu lang gespannte Weigerung büßen. Vor Jahren, als ihr Glaube an Seelenreinheit zugleich mit manchem Vorurteil sie bannte, hätte sie für Goethe, der ihr alles zutrug, Gefährtin des Lebens werden können, indem sie sein zweigeteiltes Wesen zu natürlicher Ruhe bettete. Jetzt kann sie ihn doch nur kurze Zeit beglücken, berauschen nie, und da sie aus ihrer Verschlossenheit einen neuen Reiz entwickelt hatte, muß sie durch Hingabe auf die Dauer bei ihm verlieren.

Es war zu spät, um nach so vielen vergeblichen Werbungen in dem scharfsichtigen Manne die Illusion vollkommener Gemeinschaft zu begründen — und doch zu früh, um ein Rätsel zu lösen, das orakelhaft noch weiter hätte reizen können. Als Freundin hatte sie des unruhvollen Dichters Seele lindern können, als alternde Geliebte macht sie den ohnedies verfrüht und nur scheinbar harmonischen Mann zu still, als daß er ihr nach einer weiteren Epoche nicht entspringen müßte.

So kann die Zeit stürmischer Liebesbriefe nur kurz sein, sie dauert kaum fünf Wochen. Den Ring ins Meer zu werfen, kommt ihm nun abermals in Sinn, denn er summiert seine „Glückseligkeit zu ungeheurer Summe“, und einmal ruft er recht wie ein Jüngling ihr zu: „Sie wird kommen! Sie wird kommen! war mein Ausruf, als ich

die Augen aufmachte und die Sonne sah. Die Stunden dieses Tags bringen mir ein schönes Glück . . und wisse, wie glücklich ich in deiner Liebe bin." Wie nun dies Wort vom Glück in allerlei Verbindungen erscheint — ein sonst von Goethe ehrfurchtsvoll umgangenes Wort — so zeigt es den glücklichen Liebhaber in seiner typischen Stimmung. Für dies erste volle Liebesleben, das ihm jetzt nach einem Jahrzehnte dämonischer Liebeskämpfe anbricht, ist das Erschlaffen seiner Bildkraft kennzeichnend, die geringe Fülle huldigender Einfälle, das etwas beschränkte Register zarter Wendungen, die sich im Laufe der nächsten Jahre bis zur Ermüdung wiederholen. Bedeutsame Verse, wie er sie doch vom Baume seiner Neigung in den ersten Jahren pflückte, reifen ihm nicht mehr dran entgegen.

Im Mai klingt sein Ton schon beruhigt: „Wenn du mir erlaubst, dir bei Sonnenuntergang zu sagen, daß ich dich immer gleich liebe und verehre." Auf ihren Schattenriß, den sie sendet: „Du kannst mir nicht gegenwärtiger und näher werden, als du's bist, und doch ist mir jedes neue Band und Bändchen sehr angenehm. Adieu. Wir werden uns ja wohl heute nicht verfehlen." Dann wagt er sogar dieses: „Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des Wilhelm Meister geschrieben. Die Schröter kommt zu Mittage. Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling, und als einen solchen mußt du mich auch lieben."

Nie sonst hat sich Goethe so bezeichnet, auch ist er's in diesem Sinne fast nie gewesen. So spricht Sicherheit und ein leicht lächelnder Besitz, der doch an seinen Gelenken keine Fessel dulden will, denn gleich darauf wehrt er ihrer Eifersucht mit den entschlossenen Worten: „Bitte dich recht herzlich, mich nicht unglücklich zu machen und

mir nicht durch die Furcht, dir zu mißfallen, die wenigen geselligen Regungen gegen die Menschen noch zu verschließen." Und nachdem er sie schon im Mai zum ersten Male einfach „Liebe Lotte" angeredet, schließt er nun einen Brief: „Adieu, meine l. L." — ein eiliger Gruß, der sich später oft wiederholt.

Vollends dringt der scherzende Ton des Besitzers durch ein Nachwort: „Du weißt doch, wer mein Schätzel ist, fängt sich ein alt Lied an." Ein rührendes Gefühl klingt durch diese scheinbar leichten Worte, in denen eines Mannes dunkle Seele inmitten schwerer Entwickelung seine Neigung zu einer melancholisch alternden Frau als die lockere Liebschaft zweier Achtzehnjährigen stilisiert, — und man fühlt hinter solchen hingespielten Worten tiefe Entsagung dämmern.

Denn Entsagung muß Goethe zum erstenmal über die Pforte einer neuen Epoche schreiben, und wie sie in seinen spätesten Jahren auf seltsamen Wegen wiederkehren wird, so ist es auch jetzt, zwischen 31 und 37, kein nächtlich schwermütiges Entsagen, wie es der Wertherzeit entsprach: es ist ein männlich fester, ein getroster Verzicht auf Freiheit in Wirken und Dichten. Was ihm ein paar Jahre lang Studium schien und breites Feld kräftigen Handelns, was er sich dann ein weiteres Jahr als würdigsten Beruf des Menschen deutete, dem selbst der Genius nur wie ein liebliches Talent sich unterordnen sollte: zufassende Tatkraft, ordnende Wirksamkeit wird ihm von nun an zur Pflicht, die er nur noch zu ertragen bereit scheint. In großem Crescendo wächst Überlastung und Enttäuschung, bis diese hemmenden Kräfte langsam den Drang nach

Freiheit wecken. Auch dieses Schauspiel geht mit der ganzen Langsamkeit seines stillen Werdens vor sich, besonders da er grade im Beginn dieser Bewegung neue Lasten aufnimmt. Erst nach sechsjährigem Kampfe wird Goethe in die Freiheit entspringen.

Die äußeren Umstände, die diese innere Linie bezeichnen, liegen deutlich in der Enge staatlicher Umstände, die es zu ordnen, im Versagen des Herzogs, den es zu leiten galt; sie liegen im Widerstand der stumpfen Welt gegen einen Genius, der doch nur auf Umwegen in solches Reich gelangt war — nicht geboren, um drin zu herrschen.

Zunächst überwächst das Gefühl der Belastung den freudigen Willen zur Tat. Neue und tiefere Klagen an die Vertrauten dringen vom Anfang des 32. Jahres empor: kein Zeuge spräche aus, was hier auszustehen sei: „Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen.“ Als er das 32. Jahr vollendet, enthüllt er in großem Rückblick an die Mutter die resignierte Grundstimmung seiner Seele: vom Gipfel weist er ihr das weite Land, das er beherrscht, und doch ist schon in dieser Gebärde ein erster Abschied:

„Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat . . daß nur die wichtigsten Betrachtungen . . mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen; und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich . . aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem

Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wiederzufinden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden."

Dies ist Goethes kritische Würdigung seines Postens, fünf Jahre bevor er ihn verläßt, und seine Skepsis wirkt noch stärker, rechnet man hinzu, was er der Mutter zu verschweigen und wie er für ihre mitlesenden, weiterplaudernden Freunde sich diplomatisch zu fassen gewohnt ist.

Doch zur selben Zeit, als die Praxis ihm aus dem stillen Feuer eines Gleichnisses zur Pflicht verdampft, sammelt er alle praktischen Versuche, verdoppelt seine Lasten, indem er das Präsidium der Herzoglichen Kammer übernimmt und sich dabei „die Rüstung nach dem Leibe zurecht schnallt". Der Sohn des Mannes, der ihn als Hofmarschall vor beinah sieben Jahren im Wagen nach Weimar brachte, muß wegen Veruntreuungen das Amt des Kammerpräsidenten verlassen und Neuordnung und Leitung der Landesfinanzen dem Dichter übergeben, den sein Vater und vielleicht er selbst mit verschwiegenen Glossen über Genies und Fürstenlaunen begrüßt hatte.

Doch nicht als Sieger tritt der beneidete Dichter an den Schreibtisch des entgleisten Hofmannes. Keine Intrige hatte Goethe, wie seine Gegner bestätigen, gegen den Präsidenten gesponnen. Wie sollt' es ihn auch reizen, Verwalter der Herzoglichen Güter und der Staatsfinanzen, wir würden sagen: Finanzminister dieses Landes zu werden? Wie Treufreund in seinen „Vögeln" kommt er sich vor,

dem man auf einem Spaziergange ein Stück des Reichs nach dem andern übertrage; doch dem Herzog versichert er im Beginne, nun sei ihm die Arbeit so erleichtert, daß er mit gleicher Zeit und Mühe noch einmal so viel fertig bringe. Immer aber bleibt er im Gefühle einer Pflicht, eines ehrenvollen Opfers. „Nun hab ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu tun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich, ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch.“

Wieder verläßt er sich auf Anschauung des Landes und der Leute, die er durchaus studiert hat, wieder unterschätzt er Schwere und Komplikation der alten feudalen Maschine, die dies Ganze treibt. Vier Regierungen steht der Kammerpräsident gegenüber, dazu drei Landschaften mit drei bis vier Ständen, die alle über Gesetze, Verträge, Etats, Steuern abstimmen und alle Lasten ungleich zu verteilen gewohnt und entschlossen sind. Gegen Mitverwalter und Zwischenbesitzer will Goethe jetzt den Kampf aufnehmen, weite Pläne entwirft er zur Entbürdung des Landbaus, dessen fehlerhaftes System er auf jahrelangen Dienstreisen erforscht hat.

Doch sehr bald wird ihm der Arm lahm: als Einziger und noch dazu nicht an der Spitze des Staates gegen die zäh vereinten alten Mächte großen Stiles Sieger zu bleiben, gibt er schon nach zwei Jahren auf. Mit 30 Jahren weiß Goethe, warum der Bauer verarmt, mit 32 sieht er in der Zerschlagung der großen Güter, in der Vermehrung der Pächter

ein Mittel zu helfen, mit 34 schreibt er aus dem Landtage, er sei gelassen, nicht mehr in töricht dunklem Streben von damals, „obgleich ich manche anmutige Empfindung voriger Zeiten vermisse.. Nur leider aus Nichts wird Nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen tun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann."

Dies ist die Zeit seiner sozialen Verbitterung, hier sind die Erfahrungen, die ihn später aus Menschenverachtung und Resignation reaktionär machen werden. „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen.. Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will.. Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert.. an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt.. und hier wunderbare Stimmen gehört werden." Geschrieben von Goethe in Thüringen, acht Jahre vor Ausbruch der großen Revolution in Paris.

Und es war wohl in dieser Zeit, daß er, bei der Arbeit am Egmont, diesen zu Oranien sagen ließ: „Mit großen Planen, Projekten und Gedanken würde (ein neuer Statthalter) kommen, wie er alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu tun haben," und dies daneben: „Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehren-

den Gesprächen überlegten und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten."

Wie Goethe den Garten begießt, wie er den „Haushalt" führt, zeigen seine Berichte. Aus drei Briefen an den Herzog: er leitet den wiederbegründeten Bergbau von Ilmenau, gründet die Gewerkschaft, visitiert Wollfabriken, bringt Muster mit und Tabellen, versucht Neuordnung des Holzverkaufes, läßt Brunnen auf Mineralien untersuchen, kauft ein Laboratorium, läßt ein Schloß renovieren, ein altes Hospital abtragen, einen Brückenbogen freilegen, sucht einem Prinzen 20 Louisdors für nicht bezahlte Kuxe abzudringen, einem Hofmann Jesuitengeld aufzutreiben, legt eine Gipsmühle in einer Ziegelhütte an, berechnet bei günstigem Markte den Gewinn aus dem herzoglichen Korn nach Abzug aller Bedürfnisse für Hof, Dienerschaft, Militär.

Dabei verdrießt ihn keineswegs dies Detail, vielmehr reißt ihn sinnliches Wirken aus der Enge der Beratungen, der Dumpfheit der Akten erfrischend heraus. Nicht die Beschränktheit der Mittel ist es auch, die ihn kränkt; vielmehr beschränkt er selbst die Mittel, wo es einen Anfang gilt, und scheint die ganze Demut seines Wesens auch auf Versuche im Staate zu erstrecken, die sich langsam entwickeln sollen wie er selbst. Wochenlang arbeitet er über und unter Tage an der Erneuerung des Bergwerks, ohne Entlohnung arbeitet eine Kommission von Liebhabern die Pläne aus, wenige ausgesuchte Bergleute werden angeheuert, auf solche ideale Beschränkung ist er in seiner Eröffnungsrede stolz.

Einen glücklichen Tag bringt er mit einem Bergrate zu und stimmt ihm bei, als dieser versichert, um jeden Preis bliebe er lieber Bergmann, als daß er Minister würde. Nach Jena eilt er, wo Eissturz und Überschwemmung wüten, und

springt, wie sonst in Feuersbrunst, nun zwischen Eis und Wasser, zufassend zugleich und leitend. Mit Batty, dem landwirtlichen Freunde umherzureiten sind ihm die erbaulichsten Stunden, weil dieser keine Theorie hat, doch seine richtige Praxis mit Goethes Theorie übereinstimmt. Das Gelegentliche zu nutzen, wird dem Gegner aller Systeme immer mehr Gesetz. Von einem jungen Manne läßt er ein Kabinett für Mineralien improvisieren, denn ein Museum müsse er sich doppelt versagen, seit er die Staatsmittel verwaltet, die seinen Neigungen nicht angepaßt werden dürften. Von einem Züricher Musiker läßt er sich die dortigen Kurse für Mathematik senden, um sie hier an der Akademie einzuführen. Solche kleinen Dinge heben seine Stimmung. „Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben."

So vielfach sind Antriebe und Suggestionen, die Goethe in seiner Wirksamkeit selbst über die Widerstände von Zeit und Welt und über jede Ermüdung der Akten hinwegzuheben vermöchten. Doch indem er von sich alles fordert, nichts von der Welt, bleibt ein Faktor übrig, dessen Tatkraft und Gutheit er unumgänglich braucht und den er doch nicht zwingen kann. Weil der versagt, sinkt Goethes Kraft und Lust. Es ist der Herzog.

Als sie gemeinsam vor fünf Jahren, ein Fürst und eines Fürsten Freund und Mentor, ihre Bahnen beschritten, war alles auf ihr Nebeneinander eingestellt: ausgehend von zwei Punkten, sollten beide Männer durch Zuruf einander in Augenweite ermuntern, durch Jahrzehnte diese parallelen Bahnen von Fürst und Dichter durchlaufen, die sich erst

im unendlich entfernten Ideale schneiden. Das war ein Plan, so schön und selten, daß selbst Goethe ein Stück seiner Existenz zu opfern nicht zu kostbar schien.

Doch schon nach diesem ersten Lustrum muß er erkennen, wie ihre Wege, gleich Schenkeln eines spitzen Winkels, sich mit wachsender Schnelle voneinander entfernen, und daß der Freund, den er noch eben nahe glaubte, rasch außer Sicht kommt. Was ist von meinem Geiste — muß Goethe sich jetzt fragen — im Herzog aufgegangen?

Carl August wäre Goethes einzig ganz mißlungenes Werk, hätte er nicht in ihm ein halbfertiges übernommen, um es auf seine Art zu enden. Die seltene Aussicht, großen Stiles und doch innerlich menschlich zu wirken, hatte ihn verlockt, sich einem Stoffe zu nähern, der ihm am Ende doch nicht adäquat war und der vollends seiner bildenden Hand in jeder Stunde sich frei entschlagen konnte. Jetzt zeigt sich, nach fünf Jahren, wie Ähnlichkeit der Temperamente doch keine Freundschaft, keinen dauernden Einfluß zu begründen vermag.

Denn während Goethe sich in Gott und Menschen, in Welt und Einsamkeit, in die Natur und ihre Quellen, auch wieder in die Kunst mit immer tieferem Ernste gräbt, entweicht der Herzog dem Freund und den Pflichten, den Seinen, dem Geist und der Bildung seines Geistes, um achtzig Menschen im Wintergebirge zur Sauhatz zu füttern, unterhält ein paar arme Edelleute, die es ihm nicht danken, ärgert die Bauern, deren Land zerstampft wird, „und das alles mit dem besten Willen, sich und andre zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt tut.“ Jagden und Fahrten, Waghalsigkeiten und Liebschaften des Herrn belasten das kleine Land mit steigenden Kosten. Ein ungeheurer Stein wird in denselben

Park gerollt, den Goethes Geist mit gleichnisreichen Andenken schmückte, und wenn er aufgezogen wird, um dann zu stehen, vertreibt solcher Nonsens dem unmutig gelangweilten Fürsten doch ein paar Tage.

Wenn wir — schreibt über jene Jagden Goethe — nach all dem „um eine Provinz reicher wären, so wollt ich's loben, da es aber nur auf ein paar zerbrochne Rippen, verschlagne Pferde und einen leeren Beutel angesehn ist, so hab ich nichts damit zu schaffen, außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke". Oder nach einer Hoftafel: „Der Herzog schmiß die schöne Vestale um, und es sprang ein Finger ab, die Herzogin betrug sich gar himmlisch schön dabei. Übrigens war man vergnügt und gut, mir raunte Mephistopheles einige Anmerkungen leise zu, und ich ließ mir den Punsch schmecken."

Bei guten Anlagen und redlichem Willen, zwischen treuen Dienern und kostbaren Lehrern zerbröckelt Carl August doch aus Langeweile seine Zeit, nur um die Sinne zu ermüden, und während er das Richtige erkennt, das Gute will und sogar fördert, kann er doch selber nichts zu Ende führen, ist stets auf neue Sensationen aus, blasiert bei eigentlicher Naivetät und bei den besten Absichten im Grunde starr und unlenkbar. Sturm und Drang auf seine Art mißdeutend, preist er das Unschickliche als ursprünglich und kann, während Goethe das Abenteuerliche natürlich will und fühlt, noch immer das Natürliche nicht abenteuerlich genug haben. Die einzige Form, in der sein Wesen sich beruhigen und zugleich auszeichnen würde: Krieg, den er wünscht, bleibt ihm noch immer versagt.

Erst jetzt erkennt dies alles der Dichter, denn erst jetzt, da er sich immer strenger züchtet, wird des Fürsten

Abkehr deutlicher, zugleich wird Goethes Blick auf den Freund schärfer, seit er sich enttäuscht fühlt.

Nie ist das seltsam schön gedachte Vertrauen gefährdeter gewesen, das Fürst und Dichter verband, nie Goethes Stellung prekärer gegen Carl August als während dieser vier bis fünf Jahre, da er, in einer Staatsordnung, wo Haus- und Staatsvermögen noch zusammenfallen, als Finanzminister zugleich den Vermögensverwalter des wilden und verschwenderischen Herrn und Freundes abgibt. Übersahen denn beide das Diffizile ihrer Lage, als man das Amt anbot und annahm? Es scheint vielmehr, als habe sich der Herzog in Goethe künstlich einen Grenzsetzer bestellt, wie dieser ihn im Terminus jenes Denkmals vor Augen und Seele führte. Wirklich hat der Herzog dem Freunde Einschränkung seines viel zu largen Hof- und Privatlebens versprechen müssen, bevor Goethe mit dem Amte die Verantwortung übernahm.

Denn schon zuvor hat seine Stimmung mehr über als gegen den Herzog sich verdunkelt, eindringliche Gespräche über Ökonomie haben sich oft wiederholt: erfolglos. Jetzt beginnt Goethe, als wolle er seine Grundsätze vollends unbestechlich halten, des Herzogs Gesellschaft mehr zu meiden, fühlt, als sie zusammen ins Gebirge reiten, heitere Erinnerungen alter Tage bitter, sehnt sich weg, lehnt ab, mit ihm eine Reise zu machen, faßt seine Briefe kühler, schreibt zum Jahresende mit versteckter Ironie: „Ich sah daraus, daß Sie sich auf dem Gipfel menschlicher Dinge, von Liebe und Freundschaft begleitet, in Betrachtung des Fürtrefflichen ergötzten," doch zugleich an die Freundin: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen

wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit."

Diesem verwegenen Plane, den Goethe zur Sanierung der Staatsfinanzen in weiten Berichten darlegt, weicht der Herzog aus, und es ist, als wollte er durch äußere Ehren dem Freunde ersetzen, was dem Minister einzuräumen er nicht die Kraft besitzt. Zum 32. Geburtstage läßt er Goethe mit einem Festspiel huldigen. Zugleich läßt er ihn vom Kaiser Joseph adeln.

Goethe bleibt kalt. Wie er als Geheimrat die höchste bürgerliche Stufe in Deutschland erstieg, zitterte einen Augenblick der Bürger in ihm, und er vertraute seinem Tagebuch, daß er solche Erregung nicht aussprechen möchte. Jetzt, da er 32jährig in eine andere, in jene Schicht der Gesellschaft aufsteigt, die ihn so oft enttäuscht hat, erklärt er sich für „so sonderbar gebaut", daß er sich bei dem Adelsbriefe garnichts denken könne, und noch Jahre lang unterschreibt er auch formelle Briefe und Berichte nicht anders als zuvor. Ins Wappen aber wählt sich der Weltmann den Morgenstern, den sich der Dichter längst erkoren hatte.

Immer kälter werden seine Briefe an den Herzog, künstlich ernüchtert sich der Ton. Beim Ankauf einer Bibliothek, die doch Goethes Geist gern großzügig ausstattete, schreibt er dem Herrn gradezu: „Überhaupt muß ich in dieser ganzen Sache wünschen, daß auf das menagierlichste zu Werke gegangen werde." Als aber im nächsten Jahre gegen des Herzogs Zusage erneute Vorschüsse von ihm gefordert werden, schreibt Goethe kurzerhand an den Schatullier: „Sie erheben also dies Vierteljahr abgeredtermaßen nichts. Mit Anfang Aprils können Sie den Monat April ganz erhalten. Nachher wünschte ich aber, daß es mit dem Monat Mai bis zu dessen Ende anstehen könnte.

Haben Sie die Güte, lieber Rat, und machen Ihre Einrichtung darnach, denn ich muß entweder Johanni in Ordnung sein oder abdanken."

Daß diese Zeilen von dem erschrockenen Schatullen-Verwalter seinem Herrn vorgelegt werden, weiß Goethe, und er wünscht es. Aus dem leise leitenden Mentor ist nun, nach sieben Jahren, ein warnender Vormund geworden, der entschlossen scheint, das Vermögen in Geld zusammenzuhalten, wenn schon der junge Mann sein Vermögen in Kräften verschwendet.

Ein einziges Mal in diesen Jahren steigt Hoffnung für den Freund in ihm auf: da glaubt Goethe den Herzog auf gutem Wege und sagt den Vertrauten glücklichere Tage für den Freund und die Seinen voraus. In solcher Stimmung erneuten Vertrauens faßt er Sinn und Geschichte ihrer Freundschaft in eine große Ode, und während er nur zurückzublicken scheint auf jene Zeit, als beide jünger und ungebunden waren, hält er ihm unbestechlich den Spiegel vor.

„Ilmenau", im Thüringer Walde zum Geburtstage des Herzogs gedichtet, ist nicht der lächelnde Gesang eines Mannes, der junger Zeiten Verirrung im Hafen wohlwollend heraufbeschwört, kein Rückblick auf einen zum König erwachsenen Prinzen Heinz.

Gleich anfangs, im Landmann und im Köhler, die dem Wilde und dem Jäger fluchen, heute wie damals, werden dem Herzoge die Schäden seiner Passionen gezeigt. Folgt Vision eines nächtlichen Jagdlagers, wie sie es oft gehalten haben: vor die Hütte des schlafenden Herrn sieht sich in einem Traumbilde der Dichter schleichen, und wie er nun sein Schattenbild befragt, läßt der Verbitterte sich selbst von jenem damaligen, 26jährigen Goethe sehr dunkle Antwort geben:

„.. Ich brachte reines Feuer vom Altar —
was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr:
ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.
Doch ach, ein Gott versagte mir die Kunst,
die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.
Doch rede sacht! Denn unter diesem Dach
ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
durch enges Schicksal abgeleitet,
das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur
bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten
streitet..
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
und kein Gesang die hohen Wogen stillen.."

Ganz ohne Dank für manche Gabe, ganz Stolz: ganz Gebender fühlt sich in diesem Rückblicke Goethe neben dem unreif schweifenden Freunde.

Doch als der Traum vergangener Zeit zerrinnt — auch dann ist es kein klares, harmonisches Tagesbild, das den fürstlichen Leser nach so bedenklichem Rückblick erwartet. Nur was er selbst, was Goethe inzwischen praktisch hier belebt hat, erscheint ihm jetzt blühend: Webstuhl und Bergbau. Als aber am Ende die festliche Huldigung an den Fürsten fällig wäre, äußert er nur einen ernsten Wunsch

an ihn, sich endlich zu bessern, nur diese väterliche Mahnung:

„So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes
und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren.
So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.
Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
den Segen aus auf ein geackert Land!
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
und dich beglücken und die Deinen."

Wann hat ein Dichter seinem Fürsten ein ähnlich strenges Festgedicht gereicht? Muß nicht Carl August, nun auch schon Ende der Zwanzig, von manchem heimlichen Gegner Goethes umgeben, von ihm selbst bei Spielen, Jagden, Schwächen allein gelassen, in Stunden des Mißmutes innerlich murren, daß er diesen Freund so groß zog? daß er dem Dichter seine Kasse zu führen gab? Wo ist der liebenswürdige Poet geblieben, der alle an Gewandtheit, an Einfällen sich selber überbot? War Laune nicht die ungeschriebene Bedingung seiner Sendung? Schwindet nicht auch die Schönheit seiner Gestalt? Wie tief liegen nun die ehedem strahlenden Augen, wie fest verschließt sich dieser einst so liederreiche Mund! Ein Sonderling,

lebt er beinah allein, sucht keine Weiber außer dieser alten Stallmeisterin, schraubt sich mit eisernen Klammern Amtspflichten an die Handgelenke, und wenn er einmal schweift, so ist's in Steinen, Pflanzen, Kupferstichen. Er sammle keine Zeichnungen, — schreibt der Herzog in dieser Zeit ablehnend an Merck — was er davon behalte, sei nur zu Nutz und Frommen „meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bißchen Freude machen und seine Taciturnität etwas entwurzeln kann".

Goethe wiederum hüllt seine Bitterkeit ins dichterische Gleichnis, skeptisch läßt er nun in „Elpenor" einen alten Diener fragen: „Und eine Treue, die nicht rauscht, wird sie empfunden?" Und weiter: „Ja, dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite dem Sturm entgegnen sehen, und diese Brust vergießt ihr letztes Blut, vielleicht weil du dich irrtest!"

Nicht mehr mit Festspielen und Oden feiern von nun an Goethe und Carl August einander, ja, bald trotzt der Herzog, indem er gegen Goethes Rat und ohne ihn nach der Schweiz reist.

Dabei ist Goethe nicht einmal sein Premier-Minister. Gemeinsamkeit der Pflicht hält sie zusammen, Freuden und Schwächen trennen sie. Den Herzog interessieren Goethes Stücke kaum, Goethe haßt des Herzogs Wildschweine. Vertrauliches über seine Arbeiten fehlt nun in Goethes Briefen ganz, mitten in einem langen Geschäftsberichte schreibt er diese karge Zeile: „Das 5. Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird." Dagegen fordert er kategorisch Abschaffung der Sauhatz. Nicht weiter vom Schaden für die Bauern will er reden, nur vom Eindruck auf die Menschen, die solche Leidenschaft an ihrem Herrn

nicht zu begreifen wissen, und nach einem langen Angriffe schließt er mit halbem Humore: „Ich habe Sie so Manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüts, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinette mit doppelter Freude aufzustellen."

Diese Geschichte der Wildschweine vom Ettersberg ist ein Gleichnis und eine Station in Goethes Freundschaft mit dem Herzog von Weimar.

Gegen Ende dieser Epoche wird sie zur offenen Gegnerschaft. Schon ist der Herzog dreimal zu Truppenlagern in die Nachbarschaft gereist. Nun will er auch mehr Geld für Truppen verwenden: der innere Gegensatz spitzt sich zum äußeren zu. Baden, Braunschweig, Dessau und andere Fürsten suchen Weimar zum Fürstenbunde unter Preußen gegen Österreich zu bewegen. Ähnlich war Goethes alter Plan; jetzt aber rät er zu großer Vorsicht. Der Herzog, auf Kriegstaten brennend, sieht endlich Erfüllungen vor sich, treibt an, mißachtet Klauseln, stimmt in militärische Forderungen der Verbündeten ein, weckt durch zu offenes Handeln den Argwohn Wiens, alles gegen den Rat Goethes, der durch Lavieren zu gewinnen sucht und das nämliche vom alten König Friedrich glaubt.

Aber der Herzog träumt von Schlachten, Kriegslust wird in Weimar Mode, sie sitzt „wie eine Art von Krätze unsern Prinzen unter der Haut, fatigiert mich wie ein böser Traum . . Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug, das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf andrer Unkosten

machen möchten. Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil noch Hoffnung und Schonung mehr."

Goethe als Staatsmann — in diesem Falle welthistorisch nachzuprüfen — sieht richtig, der Herzog falsch. Geheim und nur auf dem Papiere wirkt der Gedanke des Fürstenbundes schon als Drohung, Wien gibt seine Forderungen ohne Schwertschlag preis. Carl Augusts kriegerische Instinkte aber sehen von nun an ein politisches Mittel, streng gebannt bleiben seine Blicke auf preußische Soldaten, schneller entfernt er sich von Goethe. Während jener Verhandlungen dringen neue strenge Worte des Freundes zu ihm: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehn sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben." Ist dies noch der Ton eines Bruders? Es ist ein mürrischer Vater, der so redet.

Goethe flieht nach Jena zum Freunde Knebel, rettet sich in Naturstudien, ersucht um Erleichterung im Conseil, denkt sogar daran, auszuscheiden. Doch noch hält ihn der Herzog, noch fühlt er des grollenden Terminus Hand als nützliche Hemmung. Er erhöht sein Gehalt um 200 Reichstaler, schickt ihm außerdem 40 Louisdors für die Karlsbader Reise. Goethe, unbestechlich wie Mephisto, bezeichnet diese Artigkeiten als „Gewissensreinigungen", doch wie er den Kampf im Grunde schon aufgegeben hat, zeigen diese cynischen Worte: „Der Herzog ist in seiner (neuen) Meute glücklich. Ich gönn es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärms, um einen Hasen totzujagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten." Da Geld fehlt,

wird die Hoftafel abgeschafft, man speist in den Zimmern, Goethe klagt über die Enge bei Tische, aber es werde noch schlimmer kommen.

Zu Hofe geht er immer seltener: „Ich weiß wohl, daß man, um die dehors zu salvieren, das dedans zu Grunde richten soll, aber ich kann mich doch nicht dazu verstehen.. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not.“ Muß er an einen Nachbarhof, so graut ihm vor dem Anblick zweier junger Prinzen. Trotzdem hält er auf Etikette und lehnt Teilnahme an einer Schlittenfahrt ab, wofern man ihm nicht einen herrschaftlichen Schlitten sende.

Drei Singspiele — „Die Fischerin“, „Scherz, List und Rache“, „Die ungleichen Hausgenossen“ — dazu „Jahrmarkt von Plundersweilern“ und einige Maskenzüge sind die halbamtlichen Erzeugnisse des Hofpoeten, — und wendet man von der Lektüre dieser Dinge plötzlich den Blick auf Goethes Büste aus gleicher Zeit, dann bewundert man in diesen Plätscherspielen Goethe als Entsagenden so tief wie in den Szenen des gleichzeitigen Tasso Goethe als Dichter! Denn während er den südlichen Hofdichter mit seinen eigenen Nerven gegen das Unverständnis kluger Gegner sich con passione erheben läßt, fügt er sich selbst als nordischer Hofdichter der Forderung des Tages und opfert sich schweigend, um seiner „Herrschaft“ zwei Sommerstunden zu überheitern. Ja, eben diesen Tasso läßt er verkünden, was er hier leidend verschweigt:

„So zwingt das Leben uns zu scheinen, ja
zu sein wie jene, die wir kühn und stolz
verachten konnten. Deutlich seh' ich nun
die ganze Kunst des höfischen Gewebes!“

So bildet Goethe, grade in den Jahren, da er an tätiger Welt die stärkste Enttäuschung erlebt, vollends in sich den Weltmann aus, bei Hof, mit Menschen, in Geschäften. Je herzlicher er das Treiben verachtet, um so entschlossener wappnet er sich dagegen und mag in der Urfassung des damaligen ersten Tasso-Aktes sich Worte zugerufen haben, die dann lauteten:

„Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
mit Willen nicht, was er einmal besaß;
und wer besitzt, der muß gerüstet sein."

Als Menschenkenner bedauert es Goethe, der Heide, daß Herder als Ausgang zweier Predigten nicht Bibelstellen verwende, die doch wie die Melodie eines bekannten Chorals „den besten Effekt" machten. Als Weltmann verteidigt er sich in langem Brief an Fritsch, weil dieser ihm im Conseil die Bezeichnung „meine Herren Cameralen" für seine Beamten etwas schnippisch glossiert hat. Als Merck in Frankfurt den Herzog sieht, befragt Goethe den Freund zweimal um seinen Eindruck, um an solchem Urteil Anderer aus der Ferne sein eigenes allzu nahes zu prüfen.

Vor seinem ersten großen Verlags-Vertrage, den er am Ende dieser Epoche schließt, läßt er durch einen Mittelsmann wissen, er würde von der damals sehr hohen Forderung von 2000 Talern nicht abgehen; auch fordert er für ungedruckte und schon gedruckte Werke gleich viel, da diese in der Bearbeitung „so gut wie neu" wirken werden. Von der Ankündigung dieser Ausgabe läßt er sich 1000 Stück nach Karlsbad schicken, um sie selbst zu verteilen. Von Merck nimmt er Geld auf, um ein anderes Kapital abzulösen, das höhere Zinsen fordert.

Zeit sparen wird nun bei ihm System. Selten liest er

ein Buch aus, nötigt sich, wo es lohnt, dazu, indem er etwa Linnés Botanik als einziges Buch auf eine Reise mitnimmt. Ein Riesen-Manuskript von Diderot wird in sechs Stunden bewältigt. Mit denselben Worten meldet er verschiedenen Personen dieselben Dinge, diktiert nun auch die Briefe an Freunde, denn er verlerne das Schreiben. Durchreisenden, deren Besuch ihn stört, legt er nach einer Viertelstunde gern ein paar Knochen vor, „das erregt ihnen Langeweile, und sie empfehlen sich“.

Und wie um diese Zeit der Schauplatz seines Lebens wechselt, auch dies ist ein Gleichnis. Als der Dichter Geheimrat wurde und Exzellenz, blieb er in seinem Garten; als Kammerpräsident von Goethe bezieht er in der Stadt ein weites Wohnhaus. Wieder ist es nicht Stolz, sondern Demut, es ist Trauer, die ihn bei diesem Wechsel erfüllt; welch Unwiederbringliches er aufgibt, fühlt er ganz, und indem er zu gewinnen scheint, entsagt er auch hier. Dies ist kein Umzug, es ist ein Entschluß fürs Leben. Noch immer hatte das Wohnen draußen etwas romantisch Zufälliges, das man leicht lösen konnte, noch blieb dem Minister eine Zuflucht, am Flusse, unter Bäumen, unter Sternen. Wie er das große Gebäude am Frauenplan bezieht, neben Fremden und Fremden gegenüber zu wohnen anfängt, weitläufig eingerichtet: mit dem achten Jahre seines Hierseins wirft er eigentlich erst Anker, um nie mehr auszulaufen. Genau ein halbes Jahrhundert hat er in diesem Hause gewohnt. In ihm ist er gestorben.

Drei Wochen, bevor er's mietet, schreibt er aus dem Garten, er zöge nicht in die Stadt, auch wenn er drin Wohnung hätte — und doch entschließt er sich, grade,

als er sich mehr und mehr vereinsamt, zu diesem anscheinend geselligen Schritte. Den ganzen Sommer benutzt er, vor dem Einzuge schon, um sich einzurichten, und scheint sich selbst Bedenken abzuschneiden, denn er versichert: trotzdem weiche er nicht ein Haar breit von dem Wesen, das ihn innerlich erhalte und glücklich mache.

Doch schon, als er im Sommer ein paar Nächte wie zur Probe drinnen wohnt, stört ihn die Kutsche, die Wieland nach Hause bringt, und das Rufen der Wache. Dann macht er sich auf seine Art das Werdende historisch: „Seitdem mein Garten mir ist, was er soll, Zufluchtsort, so hat er für mich einen unaussprechlichen Reiz."

Im neuen Hause, das ihm der Herzog später schenkt, rekapituliert er beim Ordnen sein Leben, vergleicht Epochen, und auch dies Ordnen wird ihm zum Symbol: „Welch ein Anblick! — ruft er, als er Briefe aus zehn Jahren heften läßt —: Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Tal vom Hügel gesehn wird . . Ich seh es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir."

Doch als es noch einmal zum halben Abschiede kommt, da überquillt das strömende Gefühl des Jünglings alle ordnende Klugheit und Beherrschung: „Jede Rose sagte zu mir: und du willst uns weggeben? In dem Augenblicke fühlt ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.. Ich strich um mein verlassen Häuschen wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich nichts weiß. Wieviel hab ich verloren . ."

In einem langen Leben hat Goethe von wenigen Men-

schen sich so schwer getrennt wie von den Bäumen, die er selbst gepflanzt hat.

Dem 33jährigen ist das große Haus nicht bloß Dekorum vor der Welt, es ist ihm auch ein Weg zur Wissenschaft. Hat nicht der Knabe schon Wissen und Fertigkeiten, Gedanken und Dinge aller Art gesammelt? Hat früher Sinn für das Beispiel seines eigenen Lebens den Jüngling nicht inmitten aller Leidenschaften Dokumente des Menschlichen sammeln lassen? Nun sammelt ein Mann. Langsam häufen sich in den Räumen seines Hauses Kupfer und Zeichnungen, Bilder und Bücher, Silhouetten und Büsten, vor allem Steine, Knochen, Pflanzen — und es schiene, als hielte sich dieser Sammler für unsterblich im wörtlichen Sinne, bedächte man nicht, daß es der kleinen Residenz an Sammlungen fehlt und Jena immer ein paar Stunden entfernt liegt: so muß sich der Studierende selbst um Objekte bemühn.

Vollends der Autodidakt. Als solcher stellt sich Goethe wie in früherem Bestreben nun auch auf allen seinen Wegen zur Wissenschaft dar. Hier ist Tyche der Geist, der den Feind der Systeme zuerst in neue Provinzen des Denkens und Forschens leitet. Durchreist er ein Gebirge als Ökonom, das er früher durchforscht hat, so weiß er von jedem Berg und jeder Flur „wie auf einer Einmaleins-Tafel“ Rechenschaft zu geben. Studiert er die Lage der großen aufzuteilenden Güter, so leitet ihn sozialer Wille zugleich auf geologische Zusammenhänge, und ihm ist's ein wundervolles Schauspiel, zugleich Entstehung und Bildung der Erde mit der Nahrung anschaulich vor sich zu haben, die die Menschen draus ziehen. Gewiß ist Goethe der einzige Geist, der aus einem still wachsenden Leben nun einen solchen Satz bilden kann: „Die Kosmogonie und die neusten Ent-

deckungen darüber, Mineralogie und neustens der Beruf, mich der Ökonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte, umgibt mich wie Bacons großes Salomonisches Haus."

Niemals in Goethes gesamtem Leben und Wirken reißt die große Kette ab, die jedes Erlebnis mit dem vorigen und dem folgenden, die jede Tat und jedes Werk nach vor- und rückwärts in williger Mechanik verbindet. In solchem Sinne bilden seine scheinbar seltsamen Schicksale den natürlichsten Lauf einer schicksalsgläubigen Natur.

Das praktische Hüttenwesen von Ilmenau führt ihn von selbst zur Geologie. „Die Berge und Klüfte versprechen mir viel Unterhaltung, sie sehen mir zwar nicht mehr so malerisch und poetisch aus, doch ist's eine andre Art Malerei und Poesie, womit ich sie jetzt besteige." Hier ist ein Wendepunkt, und man glaubt ihn gealtert. Aber da klettert er auf einer Dienstreise einen gefährlichen Hang hinauf, stellt sich auf die Schultern des jungen Begleiters, um einen interessanten Strich zwischen Urgestein, rotem Granit und darauf stehendem blau-schwarzem Ton abzutasten. Wie ihn der Andere im Klettern warnt, ruft Goethe: „Nur fort! Wir müssen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen!" Kammerpräsident von Adel, Dichter von europäischem Namen, kalt und menschenfeindlich im Dienst — und da stürzt ihm, wie er auf den Schultern eines Bergeleven ins Urgestein vordringt, ein solches Wort von den Lippen, als wären wir noch in Straßburg!

Bergmann und Mineraloge, Rhapsode und Epiker wirken zusammen, wenn er damals das Fragment über den Granit mit diesem Bekenntnis einleitet: „Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des . . beweglichsten, veränder-

lichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des . . festesten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat . . Man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen . . manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt . . Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend . . kann ich mir sagen: hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht . . Du gehst nicht, wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern, über ein anhaltendes Grab . . So einsam wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältsten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will."

Anschauung ist ihm alles, Raffael ohne Arme wäre fruchtbarer als Goethe ohne Augen. „Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen anderer zu studieren und zu nutzen . . Wir haben ganz unstreitige Vulkans entdeckt, einen ungeheuern Krater, Asche . . Lava . ., nicht etwa zusammengesucht und gelesen und erkümmerlicht, sondern alles in einem Bezirke von wenigen Stunden und mit Händen greifbar." So erfaßt Goethe — gleich seinem späteren Montan — eine überwissenschaftliche Neigung zu den Steinen. Ohne Prätention, eigene Grundideen an ihnen anzuwenden oder fremde Theorien zu zerstören, nur gläubig, nur demütig, nur Betrachter: so nähert er sich ihnen. Wenig Originales hat er auf diesem Gebiete ausgeforscht, doch um so tiefer dringt er dichterisch in das Gleichnis der Berge ein.

Ein andrer Weg führt Goethe vom Zeichnen zur Wissenschaft. Zwar, er studiert bei Klauer das Bronzegießen, hat auch gelegentlich „einen Acceß von Zeichenfieber", doch gibt er im ganzen Mitte der Dreißig die Übung auf: er sieht, daß er hier nichts „im Fluge schießen" könne. Dieser geduldig Bauende, in Leben und Forschen allmählich Lernende fühlt sich in der Kunst als ein Dichter zu sehr vom Genius verwöhnt, um als ein Bildner langsam aufzusteigen.

Auch hat er nun die landschaftlich ergreifbare Welt, man möchte sagen mikrokosmisch durchstreift, sie braucht er nicht mehr abzubilden, um sich in ihr zu festigen. Ebenso scheint der lyrische Drang geglättet, der ihn zum zeichnenden Festhalten beseelter Augenblicke, meist in Gedanken an die Freundin, trieb. Den unlyrischen Goethe dieser Jahre treibt nichts zur Zeichnung, und wie er sich vordem das Lebende sinnlich vorgeführt hat, so zergliedert der misanthropische Analytiker dieser Epoche nun das Entstandene.

Zugleich schreitet er den Weg vom Forschen zum Zeichnen lehrhaft wie lernend wieder zurück. Was er über den Knochenbau rasch in Jena lernte, trägt er sogleich vor der Weimarer Zeichenschule als Kolleg für Lehrer und Schüler vor, behandelt die Knochen als den Text, woran sich alles menschliche Leben anhängen lasse, übt sich dadurch zugleich, öffentlich zu sprechen, und findet in der Darstellung „der konsequenten Natur Trost über die Inkonsequenz der Menschen".

Selten und kurz, nie länger als eine Woche kann Goethe sich nach Jena stehlen, um dort Osteologie zu lernen. „Zwei Unglückliche waren uns eben zum Glück gestorben, die wir denn auch ziemlich abgeschält und ihnen von dem sün-

digen Fleische geholfen haben.“ Frisch und cynisch klingt es, kalt steht der Forscher mit dem Messer vor diesen toten Körpern, die er als lebend menschliche Gestalt geliebt hat, kalt sezierend, wie der Dichter oft vor Seelen stand, die für ihn tot waren.

Plötzlich ohne Anzeichen, Fragmente oder Übergänge, liest Herder dies Billett:

„Jena, 27. März nachts . . Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur und siehe, da ist es! Nur bitt ich dich, laß dich nichts merken, denn es muß geheim behandelt werden. Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie!“

Goethe entdeckt im 35. Jahre in der oberen Kinnlade des Menschen den Zwischenkiefer, den man bis dahin an den Tieren kannte, am Menschen teils suchte, teils leugnete: das unterscheidende Merkmal zwischen Affen und Menschen.

Warum findet Goethe, was den Fachleuten entgeht? Als Dilettant tritt er mit unbefangenen Sinnen vor den Schädel, sein Auge ist nicht voreingenommen, nur das zu sehen, worauf ihn System und Lehrer weisen. Dies Auge denkt, und wie es lernend schweift in den Erscheinungen der Natur, hat es von jeher Beziehungen, Übergänge, Stufenfolgen erblickt. Warum? Weil eine Seele dieses Auge leitet, die von dem allmählichen Erwachen eigener Kräfte her, vom langsam schweren Aufwickeln des großen Taues, Windung an Windung, ähnliche Gesetze in der Natur ahnt. Selbstbewußt und demütig, wie Goethe seit der Jugend sich entfaltet, fühlt der Genius in sich die Weltgesetze. Die-

selbe psychische Regung, die dies vor Menschen hochgereckte Haupt vor den Göttern beugt, dies tiefe Gefühl, im sichern Kreise höheren Geschehens beschlossen zu sein — Organon wie Urpflanze und Urtier —: dies ist auch die innerste Bedingung, einen Menschenschädel so anzuschauen, um ihn auf die natürlichste Art neu zu enträtseln.

Nur von solcher Seele gelenkt, die im entscheidenden Augenblicke des Erfassens all ihre Liebeswärme kristallhaft kann erkalten lassen, findet das Auge neue Zusammenhänge. Sein innerstes Wesen dokumentiert Goethe im Finden dieses Knochens nicht minder wie in Tasso oder Faust.

„Welch eine Kluft — heißt es dann im Aufsatz über den Knochen — zwischen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elefanten! Und doch läßt sich eine Reihe Formen dazwischenstellen, die beide verbindet. Das, was an ganzen Körpern niemand leugnet, könnte man hier an einem kleinen Teile zeigen. Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen übersehen, oder man mag die Überbleibsel ihrer entflohenen Geister zergliedern: sie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig."

Aber in diesem damals ungedruckten Aufsatze, dessen Abschrift er nur einigen Gelehrten zugehen läßt, ihrer Skepsis sicher, verschweigt er vorsichtig sein letztes Resultat, „daß man den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch — schreibt er zugleich privatim — aufs nächste mit den Tieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes

seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe.“ Dies alles, was er Quintessenz der kleinen Schrift nennt, und was in Wahrheit ihre Quelle war, verschweigt er, Weltmann und Priester, vor denen, die er im voraus ungläubig weiß.

Sofort bestätigt seinen Argwohn die vom Eindringling beunruhigte Zunft. Goethes erster Schritt in die Naturkunde erregt schon jene Opposition, die sich erst ein Jahrhundert später in Bewunderung vorgeahnter Erkenntnisse verwandelt. Sogleich tritt auch in ihm, an die Stelle des pathetisch strebenden Doktors Faust, Mephisto mit seinem Salz: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinnen ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat.“

In den nächsten Jahrzehnten wird sich Goethe in Probleme der Naturkunde tiefer senken, doch seine Vision vom Ganzen nie zusammenfassen. Ein Gleichnis, das alles faßte, scheut er in Ehrfurcht aufzuzeichnen.

Doch ausgesprochen hat er's einem jungen Schweizer: mehr vor ihm als zu ihm muß er in erschlossener Stunde gesagt haben, wie er Natur fühlt, und vielleicht ist das der Hauptsinn dieses jungen Lebens gewesen, Goethes Dithyramben über die Natur in ein denkwürdiges Gedächtnis einzuzeichnen. Als im Privatjournale der Tiefurter Gesellschaft ein Hymnus auf die Natur erscheint, rät Knebel auf Goethe als ungenannten Autor; dieser widerspricht, will das Geheimnis nicht lüften, räumt aber ein, der Verfasser habe mit ihm oft über diese Dinge gesprochen, mit Vergnügen habe er eine gewisse Leichtigkeit und Weich-

heit darin genossen, die er selbst den Sätzen kaum hätte geben können.

Man müßte diese Ode ganz zitieren; ist dies hier unmöglich, so folgen doch einige Stücke:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen . .

„Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten, ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genausten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen . .

„Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen . .

„Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr . .

„Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht. Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um

sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzuteilen. Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz . .

„Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf . .

„Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen . .

„Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

„Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig . . Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken . . Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. Sie ist ganz und doch immer unvollendet . .

„Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst."

Weit über Goethes Naturgefühl hinaus gibt dieser Gesang zugleich ein Bild von Goethes Wesen. Nur so be-

greift man ihn ganz, wie er die Natur begreift, nur so versteht man, warum er sich in jedem kleinsten Werke, ganz aber nur in allen Werken manifestiert, warum nur Der sich seinem Kerne nähert, der die Vision des ganzen Menschen vorausempfangen hat, wie er die Vision der Natur, um dann in jedem Ausdruck seines Wesens nur Bestätigung zu finden. Mit wenig Kunst und vielem Takte kann man in manche dieser Rhythmen an Stelle der Natur Goethes Namen setzen und wird ihn dann mit allen Widersprüchen einer Menschenseele ewig bildend wiederfinden, die ein Gesetz zusammenhält. Ja, mikrokosmisch wie Goethe sich empfindet, stellt er, in ungeheurer Übertragung, die Idee eines Menschen dar als Paradigma der Natur. Er lebt in lauter Kindern, aber der Vater, wo ist er?

Wie letzte Wellen aus dem Sturme rhapsodischer Jugend schlagen diese Rhythmen an das gefestigte Ufer. Still liegt die lyrische Flut, in fast sieben Jahren dieser Epoche hat Goethe — jeden Zweizeiler eingeschlossen — kaum 90 Gedichte gemacht, und das wenige, was davon hervorragt, haben Singspiel und Roman veranlaßt, selten der Impetus leidenschaftlicher Stunden.

Ein Leben, das so episch verläuft wie diese Jahre, entwickelt die epische Form. Aber wenn Wilhelm Meister oft durch die Stäbe dieses kunstvoll vergitterten Lebens blickt, so ist auch hierin nicht Befreiung von gegenwärtigen Spannungen — Urtrieb früherer Dichtung — zu spüren, selten sogar Kritik von Zeit und Umwelt, vielmehr im fabulierenden Gewande ein kritischer Rückblick. Zwar die Grundlinien waren schon in den ersten Weimarer Jahren gefunden; geschrieben war nur der Anfang, und trotz aller Parallelen, die sich zu dieser Epoche des Dichters leicht ergeben, immer bleibt es mehr Rückblick als Umblick, in

seiner Handlung mehr Märchen als Erlebnis, und noch im Alter klagt Goethe über die entsetzliche Einsamkeit, in der das Werk entstand.

Freilich wären für einige Personen die Modelle aufzuzeigen, am interessantesten für die Gräfin, von der Goethe in den Lehrjahren — mit deutlichem Hinblick auf die Herzogin Louise — sagt: „Sie konnte, wenn er (Wilhelm) auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu rezitieren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren."

Aber die reichsten Gestalten: Harfner, Mignon, Philine sind erschaut und nicht gesehen; man findet überhaupt weit weniger Vorbilder als früher im Werther, als gleichzeitig im Tasso. Vor allem ist Wilhelm im Urmeister — wie man die erste Fassung, „Wilhelm Meisters Theatralische Sendung", nennt — doch mehr in seinem sozialen Problem als in der Struktur der Seele dem Dichter nachgebildet und scheint, bei aller Wirrnis der Pläne und Unternehmungen, doch heller, heiterer als Goethe. Um ihn spinnt er in diesen Jahren alles, was in ihm selber fabuliert; dies Stück Roman liegt im engen, dunklen Leben Goethes zu dieser Zeit wie ein kleiner, wild durchwachsener, heidnisch bunter Klostergarten zwischen den ernst strebenden Kreuzgängen der Sammlung, Prüfung und Mühsal.

Auch aus Stil, Formung und Art der Niederschrift spricht der Druck, unter dem der Dichter atmet. Das erste Buch des Urmeisters, das allein vor dem 30. Jahre geschrieben ist, wirkt um so vieles bunter, bewegter, leichter als die folgenden fünf, wie jene Jahre diese an Helle und Lebensfreude überstrahlen.

Auch diesem Werk hat Goethes spätere Bearbeitung, wie bei Götz und Faust, manche Kostbarkeit entrissen. Das 2. bis 6. Buch des Urmeister hat er zu vorbestimmten Terminen Jahr für Jahr beendet. Schwerer, betrachtsamer, typisierender werden Blick und Fassung als im Anfang, schon stöhnt die Novelle unter zu schwerer Weisheit. Mannigfache Geschäfte sind zwischen dem letzten Blatte des einen und dem ersten des andern Buches zu spüren, wenn dies mit einer Entschuldigung des Autors an den Leser beginnt. Wie ein Rhapsode, der inzwischen an der Seite seines Fürsten draußen im Kampf gestanden, tritt Goethe mit jedem Jahr und Buch wieder vor seine Hörer, als müßte er sich erst zur Harfe sammeln, nachdem er Schwert und Schild an die Nägel gehängt hat.

Wilhelms theatralische Sendung — gewiß nicht ironisch gedacht, wie es der Dichter im Alter andeutet — als Motiv keinerlei Spiegel seiner eigenen Sendung, umfaßt auch Goethes dramatische Wünsche nur in einer Art von Transskription, und nennt er ihn sein „geliebtes dramatisches Ebenbild", so ist der Roman eben nur Ebenbild des Dramatikers, und auch dies nur in der Stellung der Probleme, nicht in der Lösung.

Denn Wilhelm muß erst von Weltleuten lernen, was Goethe längst von Goethe lernte: sein Ideal des zarten Seelendramas, das ihm im Stil der Iphigenie vorschweben mag, sei nicht fürs Publikum, und daß, „je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verständigen und geschmackvollen Menschen angenehmer werden muß, allein von seiner ursprünglichen Wirkung und Bestimmung immer mehr verliert". Das ist zwar nicht Ironie, sondern Welterkenntnis, doch wird es ohne Leidenschaft und mit einiger Dichtertrauer vorgetragen.

Dies Doppelbild von Künstler und Weltmann, dies Widerspiel bestimmt in erster Fassung das ganze Buch, und wieder wäre schwer zu entscheiden, auf welcher Seite der Dichter steht, da er es selbst von Wilhelm nicht sicher weiß. Mit einem seltsamen Lobgesang auf die Großen dieser Erde setzt das 5. Buch ein, und diese ganze Urschrift ist schon erfüllt von Welt, Erfahrung und Kenntnis des Menschen.

Aber, als triebe eine Art von Trotz den Dichter an, wenn sich der Kammerpräsident an sein Lieblingsheft zurückrettet, so wird hier mehr als in den andern Hauptwerken — und dies besonders in der ersten Fassung — ein Teil von Goethe hinter den andern, der Weltmann hinter den Dichter gedrängt, und es ist Bitterkeit darin, wenn der Überlastete seinen Helden sagen läßt: „Wie will der Weltmann in seinem zerstreuten Leben die Innigkeit behalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommnes hervorbringen will! . . Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend, man muß sie um ihrer selbst willen üben oder sie lieber ganz aufgeben."

Auch „Egmont", den Goethe jetzt vorläufig abschließt, bleibt biographisch zweideutig, schon durch die lange Zeit, über die Goethe ihn mitschleppt. Mit 26 entworfen, wird das Stück mit 33 vorläufig, dann mit 38 endgültig abgeschlossen — und doch verbietet der Plan eines historischen Dramas ähnliche Spiegelungen einer langen Dichterbahn, wie sie später den phantastischen Faust beleben. Egmont blieb jahrelang stecken, weil Goethes Werden sein Problem überholte und doch kein Raum da war, es in dem Werke zu verschieben; nicht, weil ein jüngerer Goethe sich in dem Helden darstellen, ein älterer sich in ihm nicht wiederfinden konnte.

Grade weil er vielmehr ein Fremdes darstellte, das er

zuweilen ersehnte, wurde ihm die Gestalt fremder, als seine eigene ihm hätte werden können. Der dämonische Jüngling sah in Egmont den heiter Begabten, der selbst zu sein er sich oft wünschen mußte. Egmonts leichtere, hellere Gestalt erschien ihm zu einer Zeit beneidenswert, wo ihn noch Lilis cynische Unschuld, dies federleichte Wesen auf kleinen elastischen Sohlen, seiner Wirrnis vorgaukelnd, hinriß. Aus Lilis fliehend ungehemmter Jugend trug er Linien in Egmonts schmiegsame Gestalt, und wenn zugleich etwas vom Dunkel des Dichters in den Helden hinüberdrang, so war das gleichsam wider die Abrede.

Drum bleibt auch Egmont mehr Verwirrung als Hilfe für die Erforschung von Goethes Seele, ja er scheint ein gewisses schiefes Bild verursacht zu haben, denn es ist leichter, Egmont zu begreifen als Goethe. Persönlich wirkt dagegen der Dialog von Egmont und Oranien, der in Clavigo und Carlos, Tasso und Antonio, Faust und Mephisto — der als ein Zeugnis seiner Doppelseele überall wiederkehrt.

Näher scheint in diesen Jahren „Elpenor" gefühlt, doch sollten hier nicht eigene innere, eher eigene äußere Kämpfe symbolisch übertragen werden. Ein Beispiel unglaublichen Vergreifens im Stoffe nennt Goethe viele Jahre später dies Fragment, und Schiller, dem er's anonym vorlegt, rät sehr gut auf eine Frau oder doch einen frauenhaft empfindenden Mann als Autor. Auch dies Stück bleibt zwischen Akten und Pflichten stecken. Stecken bleibt ein „Roman über das Weltall" schon im Entwurf, in dem gewisse pathologisch-moralische Wandlungen in Planeten- und Erdepochen ihr Gleichnis finden sollten.

Stecken bleiben glücklicherweise auch „Die Geheimnisse", Epos in Stanzen, jenem Roman von ferne verwandt.

Diese Pläne — Wege aus der Wissenschaft — sollten sich mystisch naturhaften Lehrgedichten nähern, wo Religionen wie Urpflanzen aufwachsen, schließlich von einem Meister Humanus zusammengefaßt. Wenn hier erwiesen werden sollte, „daß der Mensch ganz allein auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann“, so zeigt sich schon in dieser Gedankenspitze, wie protestantisch und antimystisch dies Gedicht auch weiter gewirkt hätte, das nur ganz äußerlich sich der Formen der Rosenkreuzer bedient.

An den „Geheimnissen“ sollte jeden Tag eine Stanze geschrieben werden, und der Dichter beschließt die Zahl solange zu verdoppeln, bis er den „Rückstand“ eingeholt hat. „Zur Not habe ich gestern noch eine Stanze hervorgebracht.“ Nirgends ergreift der Anblick des geschäftigen Präsidenten tiefer, als wenn man diese Wüste der „Geheimnisse“ betritt, in der nur wenige Oasen an ihren Dichter erinnern. Und wenn die Strophen des Gedichtes, die er später den gesammelten Werken als „Zueignung“ vorausschickt, trotz aller Allegorik doch auch Wärme hergeben, so strahlt sie von einem glücklichen Morgen zurück, den Goethe auf einer Dienstreise dem Bruch seines Wagenrades verdankte! Sonst scheint in diesem Fragment aus dem 35. Jahre die äußerste Grenze ungoethischen Gedankendichtens erreicht.

Bis hierher war er immer das Wirkliche poetisch zu gestalten bestrebt, und eben darin hatte schon vor zehn Jahren Merck das Originale seiner Dichtung gesehen. Jetzt zum ersten, zugleich zum letzten Male trennt er künstlich zwei Welten. Gibt es ein besseres Zeichen, wie unadäquat ihm allmählich die staatliche Praxis wird? Er, der immer aus dem Leben alle Dichtung schöpfte, um aus dichterischen

Visionen wieder ins Leben zurückzuwirken — er, grade Goethe, flieht nun in die Dichtung wie in ein besseres, jenseitiges Reich! Gegenwart, Tyche, Natur, Gelegenheit: das waren seine Götter, in ihnen lebte er, indem er sie verehrte. Jetzt fragt er so nach seiner Göttin:

„Welcher Unsterblichen
soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
aber ich geb' ihn
der ewig beweglichen ..
der Phantasie."

Das dunkle Auge, das sonst, strahlend oder stechend, dem fliehenden Leben Geheimnisse zu entreißen, in kühne Rhythmen oder in gefaßte Reime zu bannen suchte, schwimmt nun sehnsüchtig hinüber nach einer Küste, die dem Genius, der Freiheit — die glücklicheren Wesen ziemt. Bedeutsam verschiebt sich jetzt in der Seele des Dichters die Stellung zur Welt. Als er mit 26 Jahren sich hineinwarf, sprach er skeptisch vorahnend von einem theatrum mundi, auf dem er selbst etwas tragieren wollte. Doch kaum betrat er diese Bretter, so ließ ihn der eingeborene Ernst des Dichters im Spiele Lebenszwecke erkennen und mit ganzer Kraft das Verständige tätig betreiben.

Nun, da er diese Bahn durchlaufen hat, da ihn sein Herr enttäuscht, da er sich unvermögend fühlt, ohne die höchste Macht allein das Richtige zu wirken, kehrt sein Geist zum Vorgefühl zurück. Mit 32 Jahren nennt er sich zum ersten Male wieder dramatischer Schriftsteller und kann, zwischen den Geschäften, am Morgen nach einer politischen Konferenz schreiben: „Die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtung. Denn das Zeug ist

sonst absolut zu nichts zu brauchen. Die Konferenz von gestern abend ist mir wieder eine der besten Szenen wert." Und er macht in diesem Jahre, als ihm ein Roman-Kapitel gelingt, ganz naiv die Entdeckung: „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren"!

Mit bittersüßen Worten enthüllt er jetzt dem Freunde Knebel die tiefsten Gründe und Folgen seiner doppelten Lebensform: „Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen . . Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh ich selten. Und so fang ich an, mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reiften, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimderat und mein andres Selbst, ohne das ein Geheimderat sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

So stellt sich in diesen Jahren der Kampf zwischen Dämon und Genius in Goethes Innerem dar, als Kampf zwischen vita activa und vita contemplativa: das Hauptwerk der Epoche muß also diesen Kampf behandeln. Noch in jenem 31. Jahre, in dem er eine völlig amusisch tätige Hal-

tung von sich erzwang, hatte er, ein Jahr nach Iphigenie, eines Tages den Tasso erfunden, doch in seiner stilisierten Haltung nicht näher berührt. Im Anfang der neuen Epoche nimmt er ihn auf, schreibt im Herbst einen Akt, beginnt zur Zeit der Eroberung seiner Freundin den zweiten, beendet ihn kurz vor dem 32. Geburtstage — dann bricht die Arbeit ab, und erst sechs Jahre später wird sie aufgenommen, umgeformt, vollendet. Ur-Tasso stammt also aus der Zeit beginnender erotischer Krisis und endlich erfüllter Liebe zu Frau von Stein.

Viel später hat Goethe den Tasso eine jener Phantasie-Gestalten genannt, der man seine eigenen Albernheiten anhänge und die man dann Tasso nenne. Die zwei Akte des verlorenen Ur-Tasso hatten, in Absicht, Plan und Gang ungefähr dem gegenwärtigen gleich, etwas „Weiches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor“. Auch ist bezeugt, daß Antonio damals weniger anziehend erschien, mehr Intrigant als Weltmann war. Aus den Umarbeitungen, in denen man heute Götz, Faust, Meister, Iphigenie studieren kann, darf man schließen, daß auch hier die Charaktere gleich ganz da waren, daß also zur Erkenntnis von Goethes Stimmung zur Zeit des Ur-Tasso die ersten beiden Akte auch in der späteren Fassung benutzt werden können — Antonio mit der gedachten Einschränkung.

Als später ein Franzose den Tasso einen gesteigerten Werther nannte, war es Goethe zufrieden, und wirklich ist diese Dichtung Bekenntnisschrift des 32jährigen, der sie entwirft und anfängt, mehr als des älteren, der sie beschließt. Genau in der Mitte seines ministeriellen Jahrzehntes hat er als Symbol für jenen Zwiespalt Tasso gefunden. Denn nicht nur Fritsch, dem später Antonio nachgebildet sein soll, auch Goethe steckt in diesem Weltmann,

und wenn er handelnd den Dichter bekämpft, so kämpft vor unseren Augen Goethe mit sich selber. Wird hier der Zwiespalt, den die Jugendjahre nur zu grellerer Erscheinung brachten, in höfische Form verheftet, so braust er am Ende selbst über diese Formen zerstörend dahin.

Es ist durchaus der gegenwärtige Goethe, er, der noch eben des Terminus Statue aufrichtete und der nun in diesem Antonio mit mißtrauender Mäßigung des genialisch drängenden Dichters spottet. Es ist durchaus der gegenwärtige Goethe, der hier an Fürstenlaunen leidet, und übertreibt er im Tasso seine Nervosität, so ist's doch nur Dauer, kaum Stärke, die er übertreibt.

Fünf Jahre, bevor er es zerreißt, durchschaut Goethe das Netz seines heiligen Selbstbetruges im Tasso. Jener Versuch, sein Leben zu stilisieren, wird hier schon in seiner Mitte dichterisch widerlegt, und wieder erfüllt sich Goethes Schicksal: vorahnend, dichtend seinem Leben vorzugreifen. Hatte er im Orest seinen Dämon stilisiert und bezwungen, als Tasso gibt er sich so reizbar, wie er fühlt, und wäre weniger heilbar als Orest, wenn er nicht auch Antonio in sich trüge.

Nur darf man diese Analogie nicht durch Erweiterung verflachen. An Huldigungen für Weimar und den Herzog enthält die Dichtung nichts, alle vertraulichen Bekenntnisse jener Zeit sprächen dagegen. Nicht Weimars Hof, dem nun sein Dichter dankt, ist dies Ferrara, sondern Weimars Hof, wie ihn der Dichter wünschte, Weimars Idee ist es, die er eine Weile im Herzen trug und einst zu verwirklichen glaubte. In den zwei Jahren, die zwischen Ur-Tasso und dem Gedicht Ilmenau liegen, haben sich seine Gedanken über den Herzog nicht verschärft. Leise Mahnung trägt er ihm schon in Antonios Worten vor:

„Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
als einen Fürsten sehn, der klug regiert,
das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht."

Selbst jene Verse:

„Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen,"

enden mit den sehr nachdenklichen Worten:

„Und so ist er mein Herr, und ich empfinde
den ganzen Umfang dieses großen Worts!"

Nicht einen einzigen Zug von Carl Augusts Bildnis trägt der Herzog von Ferrara, denn Alfonso ist fleißig und gleichmäßig, reif und heiter. Wann war so Carl August?

Eher sind's die beiden Frauen, bei denen man von Porträts reden kann, und wie man in der Sanvitale die Gräfin Werthern wiedererkennt, auch wenn man sie bloß aus Goethes Briefen kennte, so wird in der Prinzessin das idealisierte Bild der Geliebten deutlich. Allzu menschliche Züge zu tilgen, mag dabei Goethes musisch werbendes Bestreben sein.

Alle Tugenden der Frau von Stein finden sich hier ausgemalt. „Erlaubt ist, was sich ziemt", das ist ihr Glaube, und es ist der beruhigte Goethe, der sich unmittelbar an die Freundin mit dem Danke wendet:

„Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,
und wie die Sonne trocknete dein Blick
den Tau von meinen Augenlidern ab."

Dies ist Charlottens reife Melancholie:

„Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."

Dies ihre leidende Skepsis:

„. . Glücklich? wer ist denn glücklich? . .
Ist meine Schwester von Urbino glücklich?“

Dies ihre bohrende Klage:

„Ich bin gesund, das heißt ich bin nicht krank.“

Und dies ihr seelenvoller Wunsch nach dem Freunde:

„Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
zu immer reinern Harmonien auf . .
Ihn mußt' ich lieben, weil mit ihm mein Leben
zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.“

Doch hier ist auch Charlotte von Steins Wille, den Freund allein zu besitzen, und wenn Eleonore auf Tasso sagt: „Was ich besitze, mag ich gern bewahren,“ so sind das beinah wörtlich ihre Worte auf jenem einzigen uns überkommenen Billette. Hier ist auch schon ihr spitzes Mißtrauen, die larmoyante Träne der alternden Frau:

„Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich . .
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
der Busen einer Frau bewahren kann . .“

Schließlich führt Frau von Steins abgespiegelter Umgang mit Goethe im zweiten Akte des Tasso den Konflikt herauf: es ist die gefährliche Manier, mit der hier und dort die unsinnliche Freundin den Mann psychisch anzulocken,

dann wieder physisch abzustoßen weiß. Als Tasso sich in immer heftigere Erklärungen steigert, unterbricht sie ihn nicht, um seine Werbung freundlich abzulenken, vielmehr schürt sie nur immer, indem sie seine allgemeinen Wendungen mit höfischem Raffinement aus sicherem Hinterhalte fördert:

„Wir hören, und wir glauben zu verstehn,
was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt."

Kann eine Prinzessin deutlicher sein? Und müßte nicht nach solchen Versprechen selbst ein Antonio in die Worte ausbrechen:

„Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
o Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
so seh' ich unverhofft ein ewig Glück
auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen."

Doch auf diesem Höhepunkte der Lockungen, auf den Goethes Briefe an die Freundin immer wieder schließen lassen, dreht sie mit der gewandten Wendung der kühlen, hier durch Rang doppelt geschützten Frau plötzlich um und weist den Mann, den sie so heftig reizte, mit diesen unerträglich lehrhaften Worten in die Schranken:

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
doch andre können nur durch Mäßigung
und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!"

Spricht's, wendet ihm den Rücken und läßt ihn so, mit einem letzten halben Versprechen, daß er durch langes Dienen

sie vielleicht doch erwerben könne, in voller Aufregung allein zurück! Ist es erstaunlich, daß Tasso sich, stolz und verworren, gegen Antonio überstürzt? Erstaunlich, daß Goethe jene verletzten, drängenden, verzweifelnden, bittenden Billette schreibt?

In voller Unschuld, durch solche Lockungen ermutigt, begehrt der Dichter die Fürstin. Die scheinbare Katastrophe, in die das Stück ausläuft, folgt aus dieser ersten Szene einer psychischen Verführung, die im letzten Akt in einer zweiten noch raffinierteren Szene gradezu dubliert wird. Man mag sie unter diesem Gesichtspunkte nachlesen, besonders von der Wendung ab:

„Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
als kränktest du der Freunde Herzen nicht?"

etwa 120 Verse, bis er ihr in die Arme fällt, sie aber, die ihn mit jeder Wendung nur heftiger verwirrte, ihn plötzlich mit dem typischen „Hinweg!" in den Abgrund stößt.

Als Goethe diese letzte Szene schreibt, ist er dem Urbild längst entflohen. Vor der ersten hat es sich ihm ergeben, und ein beruhigter Dichter besang die Unruhe früherer Tage.

Denn eine glückliche Stille ist das Erste, was mit der Hingabe seiner Freundin in Goethe aufblüht, so daß die nächsten zwei Jahre, sein 33. bis 35., für ihn und sie die stille Höhe ihrer Neigung bedeuten. Es ist die eigentliche Liebeszeit, und scheinen auch stürmische Huldigungen nach jener Krisis rasch nachzulassen, so hört doch Goethe auch im Besitze nie auf, zu werben und zu dienen. Nun nennt er sich wiederholt leibeigen, im abgefallenen

Laub freut ihn der freigewordene Blick zu ihren Fenstern, ihrem Siegel sieht er freundliche Gesinnungen ihres Herzens an. „Deine Gestalt und deine Liebe glänzt immer um mich, und wie in eine glückliche Heimat trag ich alles in Gedanken zu dir . . Ich hab ein neues Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen . . Deine Liebe ist das schönste Licht aller meiner Tage, dein Beifall mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um deinetwillen, daß ich dir keine Schande mache.“

Genau ein Jahr nach ihrer endgültigen Verbindung: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht; nun da mir die Welt täglich klärer wird, find ich's endlich in dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann.“ Im nächsten Frühling: „Mit Sehnsucht verlang ich wieder bei dir zu sein, denn ich habe nichts Eignes mehr. Manchmal wünsch ich meinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Es ist und bleibt unmöglich.“

Solchen Unterwerfungen der Seele sind, etwa zwei Jahre lang, nun immer neue erotische Anspielungen eingeflochten. Da ist er wieder, der übersinnliche sinnliche Freier: kündigt ihr eine Gabe an, einen Stein von gelbem Achat, darein geschnitten Psyche mit dem Schmetterling auf der Brust — und im nächsten Satze spricht er von einem Gedichte, durch das er ihr im Wege des Tiefurter Journales die Cour machen wolle, zugleich ein zweites ähnliches verheißend. Was sind's für Verse, die er der Geliebten zugleich mit Psyche reicht?

„Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
hielt ich drückend in den beiden Händen,“

doch dem Trinker erscheint Amor und verspricht ein schöneres Gefäß mit anderem Nektar und —

„O wie freundlich hat er Wort gehalten,
da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
mir, dem lange Sehnenden, geeignet!
Wenn ich deinen lieben Leib umfasse
und von deinen einzig treuen Lippen
langbewahrter Liebe Balsam koste,
selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:
Nein, ein solch Gefäß hat außer Amorn
nie ein Gott gebildet noch besessen . .“

Neben diesem Gedichte „Der Becher“ schließt das andere, das die kalten Sterne bemitleidet:

„Welche Reise habt ihr schon vollendet,
seit ich, weilend in dem Arm der Liebsten,
euer und der Mitternacht vergessen!“

Zwischen diesen Versen, die Goethe an Frau von Stein in der galanten Anonymität eines handschriftlichen Hof-Journales sendet, aber vorher vertraulich ihr ankündigt, und jener großen Ode über ihre Vereinigung in einem früheren Leben liegen fünf ungesund hingezögerte Jahre der Werbung, denen ein verspäteter Bund nicht mehr organisch folgte. Auch als Ausdruck einer Stimmung sind diese Verse unerheblich, und in ihrer lockeren Melodik seit den Studentenjahren ohne Vorgänger. Freilich scheinen sie selbständiger, freier als die Rokoko-Lieder des Leipziger Studenten; nur eben an diese Adressatin wirken sie peinlich pikant. Vor Iphigeniens und Eleonorens Urbild scheinen solche Neckereien eines jungen Gatten abgeschmackt, und eben dies Gefühl, das den feinen Nerven

beider Liebenden nicht fremd geblieben sein kann, mag manche Reibung der folgenden Zeit erklären.

Als er das Stadthaus bezieht, dessen rückwärtiger Garten mit dem Steinschen fast zusammenstößt, hofft er, sie würden künftigen Winter ihren Plänen besser leben können, denn „der Zugang durch den Garten ist nicht das geringste von den Annehmlichkeiten dieser Wohnung". Frau von Stein wahrt indessen, je intimer ihre Beziehungen werden, schon jetzt vor ihren Erben, vielleicht vor der Nachwelt jedes Decorum. Als ihr Freund in stürmisch ironischem Tone schilt, sie habe ihm „Sie" geschrieben, und offenbar mit sehr intimen Worten seinen Vorwurf begründet, schneidet sie, die über 1600 Briefe und Zettel sorgfältig verwahrt hat, grade hier fünf Zeilen weg.

Während sie so alle Spuren einer Natürlichkeit tilgt, die ihrer Seele nun einmal niedrig scheint, schickt sie doch ihrem Freunde Pikanterien zu: oder was sonst könnte das Andenken sein, bei dessen Öffnung Goethe erschrickt und sie bittet, durch ihr süßes Betragen seine Liebe nicht täglich zu vermehren: seit Deianiras Zeiten sei kein gefährlicheres Gewand einem Geliebten gegeben worden, er habe es in seine Brieftasche getan, denn „es hätte mich aufgezehrt". Dies ist nicht in die Ferne übersandt und geschrieben, sie sind Beide in Weimar, und nochmals warnt er: „Wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert." (Zugleich in den Distichen „Warnung".)

Nun ist es mit allen ihren Erscheinungen eine Ehe geworden — nur bleibt sie die Frau des Oberstallmeisters von Stein. „Ehe der Mensch — läßt Goethe seinen Wilhelm sagen — sich einer Leidenschaft überläßt, schaudert er einen Augenblick davor wie vor einem fremden Elemente;

doch kaum hat er sich ihr ergeben, so wird er wie der Schwimmer von dem Wasser angenehm umfaßt und getragen." Eine Weile erscheint ihm die Geliebte als Hafen, wie ihn der Unruhvolle immer ersehnte: nun wohne er nicht mehr in Hütten und Zelten, ihre Liebe sei ihm ein wohlgegründetes Haus, all das Seinige drin zu bewahren. Was er studiert, trägt er ihr vor; an langen Abenden, während die Andern in der Komödie sind, machen sie im Steinschen Hause mit Werken und Atlanten Reisen in fremde Länder, zuweilen spielen sie mit ihren Freunden Whist.

In Goethes Gartenhause gibt Frau von Stein der Herzogin ein Frühstück, im neuen Stadthaus empfängt sie an seiner Seite, um durch solche Offenheiten das bloß Brüderliche ihrer Verbindung zu betonen. Will sie aber nicht gemeldet sein, so kommt sie rückwärts durch den verschneiten Garten oder läßt ihren Wagen vorher an einer Brücke halten. Als er fortreist, empfängt sie die Schlüssel zu seinem Schreibtische. Für ihre Mutter borgt er Geld, für sie selbst bestellt er Stiefel, oder er schickt ihr ein Hemd. Die Zahl seiner Briefe verdoppelt sich.

Je mehr sie ihn mit dem Gefühl der Ehe umfängt, um so sicherer glaubt sie sich seines Besitzes. Er freilich empfindet beide Seiten: „Wir sind wohl verheiratet, das heißt durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz-, Kummer und Elend besteht." Väterlich sorgt er für ihre Kinder, schafft dem erkrankten Sohne Arzt und Hilfe, den Jüngsten aber, Fritz, wie er heranwächst, nimmt er ganz in sein Haus, um so die oft bedrängte Familie der Freundin von einer Sorge zu befreien. Ein Pfand von ihr wird ihm der begabte Knabe, wenn sie fort ist. Ihm zeigt er englische Kupfer, lehrt ihn

die neue Lateinschrift, erklärt ihm nach eigenen Ideen die Bildungsstufen der Welt, schickt ihn zu seiner Mutter nach Frankfurt, wo er den ersten Luftballon sehen soll, und wie „recht elterlich" Goethe für ihn fühlt, das zeigt sein Vorschlag an den Freund Jacobi, er möge doch seine Tochter für diesen Adoptivsohn bestimmen.

So stark entwickeln sich jetzt Goethes väterliche Instinkte, wie sie schon der Student auf seine Art zur Schau trug, der hauswirtlich alles ordnen und stets ein ganzes Haus mit seinem Mädchen mitlieben mußte. Goethes erster Instinkt war immer ehesuchend, erst der zweite erscheint ehescheu. Es ist der 33jährige, den ein Besucher am Ostertag in seinem Garten ein Kinderfest geben sieht: die Buben und Mädchen suchen Ostereier, drängen sich zu den Büschen, Goethe erscheint „in goldverbrämtem blauen Reitkleide mitten in dieser mutwilligen Quecksilber-Gruppe als ein wohlgewogener oder ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang."

Mit Haus und Kindern, mit gemeinsamem Auftreten und Studium führt dies Eheleben seltener als vordem zu Reibungen. Daß die Freundin durch Unglauben auf seine Unternehmungen drückt, während er selbst seine Skepsis fruchtbar zu machen weiß, ist jetzt wie früher Ursache innersten Befremdens. Goethes ganz produktive Natur muß immer wieder mit ihrer ganz unproduktiven zusammenstoßen. Seinen Horizont nennt er einmal durch ihren Unglauben getrübt, ein andermal kränkt ihn ihr Mißtrauen gegen seine Pflanzungen.

Plötzlich, eines Julitages, ist er von einer gefährlichen Äußerung der Freundin getroffen, und sie liest dies zitternd hingeschriebene Billett:

„Sag mir, ist es physisch oder hast du etwas in der Seele, was dich kränkt? . . Ich will nicht überlästig sein, aber nur so viel sagen, daß ich's nicht verdient habe. Daß ich's fühle. Und schweige." Nächster Tag: „So war es denn Gott sei Dank nur ein Mißverständnis, das dich dein Billett schreiben ließ. Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas." Dritter Tag: „Mein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen . . Dein Schmerz ist's, der mich ängstigt. Wenn dir's nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb ich auf, eine freudige Stunde zu haben." Vierter Tag: „Noch sitze ich da und sehe vor mich hin, es ist so wie eine Leerheit in meinem ganzen Wesen." Fünfter Tag: „Noch wie ein vom Blitz Gestreifter fühl ich eine kleine Lähmung . . Wenn ich noch daran zurückdenke, so graust mich's wieder, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich für die Zukunft sicher bin."

32jährig, im siebenten Jahre seiner Liebe. So fest ist sein Wesen dem ihren verkettet — so zart. So leicht droht die Kette zu reißen.

Mit der Intimität steigt ihre Eifersucht. War es bisher der launische Wille zum Besitz, den Seltenheit ihres Vertrauens, den allgemeine Melancholie ihres Wesens förderte, nun, nach dem äußersten Schritte erwacht in ihr eines Weibes Stolz, das keine Andere duldet. Corona, die er bei Übertragung der Iphigenie in Verse heranzieht, muß verschwinden; besucht er sie, so muß er entschuldigen und versichern. Als er sie in jener Ode feiert, beugt er gleich durch beruhigende Worte einer Szene mit der Freundin vor. Aus Meiningen bittet er, nur halb ironisch, um Erlaubnis, gegen Prinzessinnen und Hofdamen freundlich zu sein. Von einer andern Reise, auf der er ihr Tagebücher

voller Huldigungen schreibt, mit keiner der galanten Frauen beschäftigt, die den Hof beleben, spannt sie seine Nerven durch neue Fragen über seine Treue so, daß er über dies Maß von Unglauben trauert. In solcher Stimmung hat er damals den Stoßseufzer niedergeschrieben:

„. . Ich könnte viel glücklicher sein,
gäb's nur keinen Wein —
und keine Weibertränen!“

Ihre Eifersucht geht bis zu den Freunden, bis zu Fremden. „Knebel — schreibt Goethe — ist gar gut und brav, wenn du es leiden magst, will ich ihm auch so einen Blumentopf malen.“ Und nach dem Festspiel an seinem Geburtstage: „Wenn's möglich ist, so laß mich die Freuden rein genießen, die mir das Wohlwollen der Menschen bereitet.“

Vom vierten Jahre ab — dem neunten seiner Liebe — nehmen Goethes Liebesschwüre zwar nicht an Zahl, doch an Bildkraft ab, an Glaubwürdigkeit, zuweilen scheint er von seinen typischen Wendungen ermüdet, was nirgend deutlicher wird als in den französischen Briefen, die er von einer politischen Reise sendet. So schreibt später in Wilhelm Meister Aureliens Liebhaber französisch, als er sich zurückziehen will, denn „zu Reservationen, Halbheiten, Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache!“

Auf dieser Reise spürt Goethe zum ersten Male wieder ganz den Druck, den Charlottens teils fordernde, teils schützende Neigung auf ihn übt, und seine Verklammerung dringt durch die gefesselten Worte: „Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt.“ Der

erste, noch gedämpfte Schrei des liebenden Herzens, des starken Geistes nach Freiheit!

Jetzt findet er das entscheidende Wort für den ganzen Zustand und sucht vergebens durch zarten Zusatz kritische Tiefe so zu mildern: „Non, mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guérir."

Sehr langsam ist das Bewußtsein dieser Krankheit in Goethe aufgestiegen, nochmals wird er zwei Jahre brauchen, um sich ihr und allem Ungesunden zu entraffen — und dann, erst in der Freiheit, ohne Beschönigung auszurufen, er sei von einer ungeheuren Krankheit geheilt. In diesen letzten Jahren ihrer Neigung verdoppelt sich sein Wunsch nach Einsamkeit, oft verweilt er in Jena, und wenn er ihr von dort versichert, sie fehle ihm, so fühlt er sich doch zugleich „fast im Vorhof des Himmels". Sie fühlt's und sagt einer Freundin, Goethe sei immer der Schweigende. Nun erklärt er sich zuweilen durch ihr „Briefchen recht erfreut", sie schreibe garnicht mehr, wenn er sie nicht auffordere, oder man liest die gefangenen Liebesworte: „Ich bin dein, ich muß dein sein. Alles leitet, treibt, drängt mich wieder zu dir"; und zum letzten Neujahr faßt er sich in die seltsam vieldeutige Wendung: „Bleibe mir, wenn auch jetzt getrennter als sonst, das mir oft fast zu schwer wird." Um diese Zeit trat Frau von Stein ins 45. Lebensjahr.

Aus den ersten Zeiten von Weimar sind schon jetzt im Grunde nur zwei Freunde übrig, Knebel und Herder.

Jetzt, als Knebel sich vom Hofe trennt, nach Jena zieht, um zu forschen und Griechisch zu treiben, jetzt, da er anfängt Sonderling zu werden, zieht ihn Goethe fester an sein

Herz, schreibt ihm nun seine intimsten Gedanken, denn Knebel setze seinen Text in Noten, und schließt nach einem Bekenntnis, fast über sich erschrocken und doch so sehr gefällig: „Ich sage dir viel von mir, weil du mich liebst und es magst und um dich zum Gleichen einzuladen.“ In ihm beneidet er einen, der Hof und Verwaltung jung entsagen durfte, um nur noch sich und seiner Bildung zu leben, beneidet ihn um eine Freiheit, die er sich selbst noch nicht gönnt, und indem er des Freundes Schreibtisch andichtet, nennt er sich selbst

„der, dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
sich der Mühe zu weihn wählte die engere Stadt“.

Zuweilen benutzt er Knebels Kenntnisse eines pensionierten Hofmannes, bittet um Schilderung eines Hofes, den man bald brauchen würde; sonst aber ist er der Gebende, der Lehrer, führt den älteren Freund von der Kunst zur Naturlehre, und so wird ihm Knebel immer mehr Symbol jener Zuflucht, als die er das forschende Jena empfindet: der „Morgenstern des Tages, den ich hier verlebt habe“.

Schwieriger ist's mit Herder, doch auch zu ihm führt diese forschende Epoche wieder hin. Goethe, selbst von Menschen und Dingen enttäuscht, faßt den nervösen Freund um so behutsamer an, bittet Knebel ein Gleiches an Herder zu tun, erkennt in ihrer erneuten Freundschaft eine seiner Glückseligkeiten, denn „eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wohl ein Mensch“.

Herder wiederum fühlt sich durch seinen Geist stärker als durch sein Herz Goethe aufs neue verbunden: sein Weltgefühl wird diesem großen Forscher und Denker bestätigt,

als er auch den größten Menschen seines Kreises stärker wie früher forschen und denken sieht. Goethe, sagt Herder damals, ist auf dem wahren Naturwege, das Glück kommt ihm entgegen, Kopf und Herz trägt er stets an der rechten Stelle und ist mit jedem Schritte seines Lebens ein Mann. Im Kleinsten und sogar Gehässigsten wohnt er mit einer Ruhe, als wär' es das Einzige und Eigenste. Dies ist unerwartet viel, es ist neu in Herders Munde. Neulich hätten sie ausgemacht, daß Goethe ehedem, nach alten Münzen, Julius Cäsar war, zur Strafe aber nach 1800 Jahren zum Geheimrat in Weimar avanciert wäre.

Freilich, Herder fühlt sich von Goethes Zuspruch auch geschmeichelt, von seinen Erkenntnissen angefeuert, denn was Goethe jetzt findet, bestätigen Herders gleichzeitige „Ideen zur Urgeschichte des Menschen", und nicht zufällig ist er der erste, dem Goethe aus dem jenaischen Laboratorium die erste nächtliche Mitteilung vom eben entdeckten Zwischenkiefer macht.

Gegen Fritz Jacobi hat Goethe eine Art schlechten Gewissens. Als er ihm früher geliehenes Geld zurückschickt, sucht er mit den einsamen Worten wieder anzuknüpfen: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunder an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzte und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann noch zu heilen bemüht ist." Jacobi, großsinnig und in dem Wunsche: den Goethe halte, wer ihn hält, trägt ihm nichts nach von seinen Parodien, schreibt ihm bald wieder Liebesbriefe, besucht und findet nun den Freund bereit, so viele Neigung mit vertraulichsten Geständnissen zu erwidern. Spinoza ist der Stern, um den sich Beide drehen, und wie Goethes Stellung von Jacobis völlig ab-

weicht, wie zugleich sein Dichten sich von dem des Freundes immer entschiedener trennt, so deutet dies herzliche Wiedererfassen des Jugendfreundes nur ergreifender auf Isolierung.

Wie fern sind sonst die Gefährten der Jugend! „Schreiben Sie mir wieder einmal von sich — bittet er dieselbe Gräfin Stolberg, der er einst sein Herz zugeworfen — und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an." Kestners Vorwürfe gegen sein Abbild im Werther gehen ihm aber nicht aus dem Sinn, und wie er das Buch nun bearbeitet, schützt er im Abbilde Kestner mehr als Lotte: denn eine Szene, die ihm die neue Charlotte geschenkt hat, schiebt er in den umgearbeiteten Werther ein, obwohl sie darin unorganisch bleibt, Albert aber beschließt er so zu stellen, daß Kestner zufrieden werde.

Während dieser sich ein verbessertes Porträt verdient hat, bittet Lavater um ein ideales, in dem ihn Goethe von allen Flecken der Erde reinigen möge. Denn in diese Jahre fallen Lavaters letzte Enthüllungen. In seinem Drang, zu beichten, überschlägt sich der geistliche Freund und findet für sich dies geniale Stichwort: „Auf der Oberfläche meiner Seele gärt ein Schaum allgenießender Sinnlichkeit, und inwendig verzehrt mich eine Glut nach Wahrheit und Gewißheit — eine Verachtung alles, was ich bin und tue. Ich fühle, daß ich in einer Täuschung lebe."

Doch Goethe hat sich entschlossen entfernt. Sogar Wahrheit des Freundes gegen sich selbst hat ihre Suggestion verloren: er sieht nur noch sein unduldsames Werben für Christus und hat „die Geschichte des guten Jesus so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte". Des Freundes blinder Eifer, sein hastiges Streben, der Krampf dieses ruhelos guten Menschen, als er

ihm seinen „Pilatus“ sendet, ringt Goethe die Worte an ihn selbst ab: „Ich verliere den Lavater . . den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung.“ Dennoch sucht er gegen den Freund von ehedem noch einmal Unrecht zu haben: „Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.“ Aber es ist zu spät.

In Geld- und Personenfragen, doch auch um Steine und Knochen wendet sich Goethe noch immer an Merck und findet, was er braucht. Als aber der Herzog daran denkt, ihn nach Weimar zu ziehen, rät Goethe mit der Begründung ab, man solle alte Bäume nicht verpflanzen. Warum will er ihn nicht neben sich haben? Fürchtet er in dieser Epoche versuchter Reinigung Mephistos Geist in zu großer Nähe?

Die Mutter ist für Goethe höchstens noch Idee. Nach des Vaters Tode, der im Schwachsinn endete, lebt sie auf, aber des Sohnes Briefe nehmen an Zahl ab, an Wärme nicht zu: es sei Klatscherei, daß er einen dicken Kopf und Bauch habe; daß man ernsthaft werde von ernsthaften Dingen, sei nur natürlich; hätte man ihr vor 15 Jahren seine Zukunft vorausgesagt, sie würde gejubelt haben. „Leben Sie recht wohl und lieben mich.“ Kalt, stolz, ferne.

Und wer in diesem kleinen Kreise begegnet Goethes Werken, seiner scheinbar stockenden Entwickelung als Dichter mit wahrhaft tiefem Empfinden oder Verstand? Arm bleibt der Immergebende, wenn ihn nach fördernder Teilnahme verlangt. Charlotte und Knebel sind in diesen Jahren noch seine besten Hörer: er solle ihm, schreibt Goethe

diesem, viel über Wilhelm Meister schreiben, „daß ich ermuntert werde fortzufahren . . Jede Bemerkung, besonders von dir, ist mir lieb." Als Herder nach seinen Gedichten fragt, ist er gleich freudig bei der Hand. Wielands kritisches Ohr hört gut, doch selten urteilt sein weltkluger Mund. Der Herzog fällt als Hörer beinah aus. Lavater, der das meiste gleich handschriftlich erhält, erwidert mitten im Wirrwarr seiner Briefe, zwischen Korrekturen, Christus, Besuchen, Freimaurerei drei Zeilen über Iphigenie. Über Tasso schreibt er zwei Jahre später zwei Zeilen zwischen Mitteilungen über einen Grafen Wartensleben und Pontius Pilatus. Wieder zwei Jahre später über Wilhelm Meister, nun ist es nur noch eine Zeile.

Dies ist — da literarischer Verkehr nach auswärts fast ganz fehlt — Goethes kleines Publikum in seinen 30er Jahren. Und doch sagt er grade damals durch Wilhelm Meisters Mund, Schriftsteller halte er für unaufrichtig oder eingebildet, die nur Kennern ihre Sachen widmen und alle in die Herde der Nichtkenner weisen, denen sie mißfielen.

Zwischen Hof und Einsamkeit fehlt Goethe die gebende, empfangende Mitte; zuweilen wünscht er sie so stark, daß er die großen Gedichte der sieben arabischen Dichter „in Gesellschaft" aus dem Englischen zu übertragen plant. Dann wieder ist er mißtrauisch, seine Arbeiten herzugeben, Resultate der Naturkunde behält er sich vor, damit sie ihm keiner wegschnappen möge, Iphigenie soll in Kestners Literatoren-Kreise ja niemand gezeigt werden, verschleppte Beendigung und Drucklegung seiner Werke hat ärgerliche Vorabdrucke aus Handschriften zur Folge, und als er im 5. Buche des Urmeisters eine Räuberszene schildert, fügt er als Autor mitten im Romane ein, der Leser möge nur

wissen, dies hier sei die Originalszene, deren Nachahmungen neuerdings über die deutschen Bretter gingen!

Da er in diesen sieben Jahren beinah nichts publiziert, nimmt sein Ruhm ab, Goethe trägt ihn nur noch bei Anlässen wie einen Orden. Als man ihm zum 32. Geburtstage im Park von Tiefurt mit Allegorien huldigt wie einem Fürsten, wie einem Greise, berichtet er der Freundin nur wie ein Pädagog: „Das Schauspiel ist recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt." Aufmerksam liest er Kritiken, schreibt bescheiden, nie sei es ihm in den Sinn gekommen, seine Stücke als Muster darzustellen, drum nenne ein Kritiker seine Schriften mit Recht nur Versuche.

Und doch, wenn er im stillen sich vergleicht, trägt ihn in diesen ungeheuren Versuchen des Dichtens und Wirkens das Gefühl seines Genius zu Tassos stolzen Worten:

„Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
wonach ich strebe, zeige mir den Helden . .
Den Dichter stell mir vor, der sich Homeren,
Virgilen sich vergleichen darf . ."

So ist Einsamkeit, noch tiefer als früher, in dieser Epoche der scheinbar stärksten Verweltlichung Goethes Schicksal. Nicht immer sucht er sie. Reist er in dienstlicher Mission, so beginnt er eine neue Art Studium der Welt, geht auch mit Menschen systematisch vor, sucht von jedem zu fassen, was immer er brauchen kann. Nie strebt er nach Trubel und Zerstreuung; Beobachten und Sammeln ist seine doppelte Mission als Dichter und Weltmann, vom kleinen Kreise schließt er auf den großen.

Freilich schränkt sich das Stückchen Welt, das ihm erreichbar wird, auf ein paar thüringische Herzogtümer ein, der Hof von Braunschweig ist schon fremdes Land, Leipzig, Berlin wirken bei seltenen Besuchen wie ferne Zentren: aus solcher Enge baut sich der Geist eine Welt. Derselbe „Ami des philosophes et des grands", mit dem er vor vier Jahren auf der Wartburg kein Gespräch zustande brachte, macht nun in ihm Epoche, und wie Swedenborgische Geister sucht Goethe durch solche Augen ein großes Stück Welt zu erkennen.

Zuweilen spielt er diplomatisch einen Nachbarhof aus. In Gotha läßt er sich gern verwöhnen: es mache viel Aufsehen, und „es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe . . Die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsrigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publico auch die notwendige Sensation gemacht."

Was in der Welt geschieht, berührt ihn nicht. Schon Voltaires Memoiren über Friedrich, deren Handschrift ihm zugeht, erheitern höchstens seinen Geist, Friedrich selbst betrachtet er nur historisch. Goethe solle auf Friedrichs Angriffe erwidern, raten die Freunde; er denkt auch daran, und ein Fragment ist verloren. Aber mit großartigem Überblicke steht er dann doch davon ab: man müsse nur den König kennen, dann würde man sich nicht wundern, Helden und Große denke man sich ohne Vorurteil, unterrichtet und gerecht: „Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen." Mit dieser beinah galanten Wendung spricht er gegen

Merck ein Urteil über den König aus, das er verschweigt und trotzdem begründet.

Seltener als diese Obersten berührt Goethe die unteren Stände, aber die seltene Berührung wirkt jetzt und in den ersten Weimarer Jahren tief in ihm nach. Auch wer sie sucht, wird Worte der Geringachtung, wie er sie gegen Hof und Adel häuft, über das Volk bei Goethe in diesem Jahrzehnte nicht finden. Was er für arme junge Leute getan hat, die sozial oder psychisch aus der Unterwelt kamen, ist nur zum Teil überliefert.

Ein schwermütiger Jüngling, von Goethe Kraft genannt, der ein Verbrechen hinter sich haben muß und sich aus seinem Verstecke brieflich dem Dichter vertraut, hat schon in der ersten Weimarer Zeit von ihm jahrelang Unterhalt und Kleider bekommen, zugleich aber zarte und doch wieder herzhafte Briefe zur Aufrichtung: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten, auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." In langen Briefen berät und bittet er ihn, Jena und die Hochschule aufzusuchen, garantiert das Geld, entkräftet jede Furcht des Menschenfeindes, aber „handeln Sie ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen . . sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen kann . . Der Wunsch, Gutes zu tun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird."

Sehr langsam leitet er den Gebrochenen zurück zu den Menschen, heißt ihn sein Leben schreiben, übergibt ihm die Erziehung eines Knaben, dessen Sorge ihm selbst auf die wunderlichste Art aus der Schweiz angetragen wird:

so will er, ganz praktisch und ganz geistig, das Leben dieser beiden armen Menschen verbinden.

Einen Schweizer Musiker, für den er ein Singspiel schreibt, fordert er auf, nach Wien zu gehen, gibt ihm nicht bloß Geld und eine Empfehlung an Gluck, sondern schreibt ihm auch, was für einen Mantel er mitnehmen muß und Geldsorten und Reiseroute, und fordert nichts von ihm als „alles aus sich zu machen, wozu Sie fähig sind".

Daß Goethe sich in deutscher Politik konservativ halten muß, folgt aus seiner gesamten ordnenden, bildenden Art, und schrieb er schon als Jüngling, zur Zeit des göttertrotzenden Prometheus, für Erhaltung der Staatsordnung und gegen Veränderung — nun als Minister muß er's vollends aus äußeren, mehr noch aus innern Gründen. Denn grade seine Wirksamkeit hat ihn zur vollen Trennung eines eng umgrenzten Herzogtumes von dem grenzenlosen Reiche des Geistes geführt. Drakonisch will er, ein Jahrzehnt nach dem Ende seiner Studentenjahre, die erste Vereinigung jenensischer Studenten bestrafen, und er bildet in langen Berichten besondere Behörden zur Niederwerfung dieser ersten Landsmannschaften vor. In diesem Sinne, autoritär, handelt der Staatsmann konservatorisch, und der Eifer dieses jungen Ministers zeigt, wie er die Vorzeichen zu deuten weiß: drei Jahre später wird drüben der erste Schlag der großen Revolution dröhnen.

Sozial dagegen wirkt Goethe völlig demokratisch, mehr als die meisten Deutschen seiner Zeit. Seine ganze Landesökonomie spart für die Bauern, was sie den Feudalen wegnimmt, sein ganzer Wille nach Beschränkung treibt ihn an diese Küste. Goethe ist es, der unter den Ersten die

Kammergüter zerschlagen will, um ganz und halb Armen Verdienst zu schaffen. Die Zeit, in Gestalt von Landtagen und Feudalen, fällt ihm ins Werk. Er muß verzichten — wichtig aber bleibt einzig der Geist, aus dem er handelt.

Auch auf den Herzog, der mit gutem Willen angefangen, kann er auf die Dauer nicht rechnen. Schon in den ersten Jahren mahnt er ihn, als Bauer verkleidet:

„Denn wir bäurisch treues Blut
sind doch immer Euer bestes Gut,
und könnt Euch mehr an uns erfreun
als an Pferden und Stuterein."

Oder er eifert in einem sieben Folioseiten füllenden Gutachten gegen die Kirchenbuße, für die Verführten: man solle sie vermahnen, aber nicht ausschließen.

Am Einzelnen sucht er sich, zugleich sucht er den Einzelnen zu entschädigen. Sein Jahrhundert macht Begegnungen mit dem Volk im Amte selten; auf Reisen sucht er sie. „Wie sehr ich wieder . . Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren . ."

Wie er sich im letzten Amtsjahr einen Buchbinder kommen läßt, um ein Stück Roman zu heften, und der Mann erzählt unter der Arbeit von seinem Leben, seiner Lage, da lauscht der Dichter, während vor seinen Augen Wilhelm Meister von den verarbeiteten Händen zusammengerafft wird: „Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavaterische

Pleonasmen, um dir die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand."

Sein Diener Philipp Seidel, den er aus Frankfurt mitgebracht hat, jünger als der Herr, voll Mutterwitz und Anpassung, etwas kleiner, doch sonst von gleicher Gestalt, ahmt Goethes Bewegungen nach, seinen Stil, seine Handschrift, fühlt sich allmählich als eine Art Mitarbeiter und fängt am Ende an, selbst zu schreiben. Goethes Tonfall hört er so gut ab, daß man beim Lesen mancher diktierten Briefe aus Seidels Interpunktion Goethes Rede-Rhythmus erlauschen kann.

Billette des Herrn an den Diener sind Befehle ohne Gruß. Sind aber die Fürsten aus dem Gartenhause weg, dann setzen sich die Beiden ans Küchenfeuer und schwatzen. Schlafen sie in der ersten Zeit auf Reisen in einer Kammer, so streitet Goethe wohl lange mit ihm, ob ein Volk glücklicher sei in Freiheit oder in Gehorsam. Einen alten Theatermeister verherrlicht Goethe bei seinem Tod in langer Ode als Direktor der Natur, preist seine technische Künstlerschaft, die ihm in diesen amusischen Jahren mehr imponieren mag als Schauspielkunst und Dichtung.

Im siebenten Jahre von Weimar faßt er in eben dieser Ode zum ersten Male seinen Eintritt historisch:

„O Weimar! Dir fiel ein besonder Los:
wie Bethlehem in Juda, klein und groß!
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit."

Fühlt man die Ferne, hört die Ironie aus diesen halb stolzen, halb burlesken Versen? Nur aus großer Distanz sind

solche Worte zu formen. Heut ist ihm Weimar vielmehr Mitte eines opfernden Wirkens, erklärtes Zentrum seiner Einsamkeit.

Denn nicht wie ehedem lebt Goethe in der Natur, um sich zu finden: er sucht ja weniger sich als die Natur, und diese nicht als Landschaft, sondern als Geschichte. Nichts wirkt in diesen unheimlich stilisierten Jahren beklemmender als das Stubenleben, zu dem er sich oft wochenlang zwingt. Von Schwimmen, Reiten, Schlittenfahrten hört man kaum; auch hierfür ist das Verlassen des Gartenhäuschens ein Gleichnis. Ist Goethe jetzt draußen, so wirkt die Frische nicht als das ihm natürliche Element wie früher, sondern „die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Not, ihre moralischen, noch mehr physischen Übel". Und als er in „Ilmenau" die Berge erblickt, fällt es, als wär' es nach langer Verzauberung, von seinen Lippen:

„O laß mich heut an deinen sachten Höhn
ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
ich sorge still, indes ihr ruhig grünet."

In Pflicht gebannt, hat er verlernt zu schweifen. Wie sehr hat sich der Wanderer in einen Handelnden verwandelt!

Geselligkeit schrumpft ganz ein. „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten." Alle Woche gibt er im neuen Hause einen allgemeinen Tee, und auch dann heißt es wohl: „Es graut mir vor meinem Tee."

Sonst sieht er fast niemand bei sich. Selbst Musik dringt selten mehr durch seine Türen, während er in den ersten Jahren Anna Amalias Kompositionen oft lange zugehört, Wielands Spinett noch selbst gespielt hat. Auch Theater will er nicht mehr spielen.

Jetzt gibt er, man darf sagen in allen Dingen auf, aus Weimar ein Zentrum deutscher Kultur zu machen: ihm fehlt's an Laune, dem Fürsten an Verständnis, dem Hof an Geld. Oft flieht er nach Jena, um dort in Stille zu arbeiten, und während er in Weimar dreißig Zimmer allein bewohnt, muß er diese Reisen nach Jena so legen, daß er, da sein Zimmer neben einem Konzertsaale liegt, Sonntags ankommt, acht Tage bleibt, bis ihn die Sonntags-Musik wieder vertreibt.

Denn immer strebt der Genius, wenn ihn die Welt zur Breite verlockt hat, wieder in die Zelle der Betrachtung, die allein die cella dei ist, auch wenn sie neben einem Konzertsaale liegt. Aus solchen Stimmungen des Weltflüchtigen entsteht erst die unverstandene, abgewandte Proserpina, dann aber Mignons Lied:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
denn mein Geheimnis ist mir Pflicht . .“

Das ist nicht nur ein Lied für jenes seltsame Wesen im Roman, es ist zugleich eine lyrische Beschwörung des verschlossenen Goethe an die Wenigen, die er noch Freunde nennt, und jetzt ist es auch, daß er der Wahrheit zuruft:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
da ich dich kenne, bin ich fast allein:
ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
dein holdes Licht verdecken und verschließen.“

Das sind nicht Grillen, es sind Erkenntnisse, die er in solcher Einsamkeit einfängt. Zu früh fühlt er sich altern. „Mit meinem Leben rückt es stark vor, und ich fange nun bald an zu begreifen, warum wir, sobald wir uns hienieden einzurichten anfangen, wieder weiter müssen."

In solcher Einsamkeit erkennt er zuweilen plötzlich alle Widersprüche zwischen Welt und Streben, das ganze Disharmonische der erstrebten Harmonie. Bitternis und Unzufriedenheit strömen dann empor, und er muß, grade als er das Kammerpräsidium übernimmt, der Freundin gestehn: „Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen."

Der Aspekt des vereinsamten Sonderlings nimmt in diesen Jahren rasch zu. Anfangs nennt ihn Wieland noch sanft und gutmütig, und selbst die Göttinger Professoren vermag er noch im dritten Jahre dieser Epoche bei einem Besuche zu gewinnen. Doch dann findet den 34jährigen ein stattlicher Besucher gnädig und wortkarg, zugleich scheint er dem Dichter Gleim kalt und hofmännisch. Mit 35 kommt er in eine Gesellschaft ins Steinsche Haus gegen Ende der Tafel und wirkt stumm und entsetzlich steif. Bei Hofe fängt er neben seiner Tischnachbarin einmal an, laut vor sich hinzureden, bis sie ihn steif ansieht und fragt: „Was rechnen Sie?" Das sind die einsamen Stimmungen, die er als Greis rückschauend in die kapitalen Worte faßt: „Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung der inneren Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen."

Je unzufriedener, um so magerer wird Goethe. Klauers

Büsten bestätigen wie die Briefe der Freunde das ganz nach innen Gekehrte, Schrumpfende seiner Züge, die ein Besucher mehr fein und listig als leutselig nennt. Auf einem Spaziergang bemerkt Knebel, wie Goethe, bisher ruhig, ihn plötzlich bittet nicht zu rauchen, weil es ihn erhitze; der Freund verwundert sich über so anfällige Nerven, doch rasch nimmt Goethes Übel zu, ein Schüttelfrost tritt ein, der Kranke muß zu Bette; Knebel aber bemerkt sich, „wie Goethes Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert hält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dies trifft in vielen Stücken bei ihm zu."

Mit diesem Schlusse, den Knebel an seine Beobachtung knüpft, trifft er den Punkt und die Art, wo und wie sich auch Goethes innere Krisen ankündigen und vollziehen.

Endlich, im 37. Jahre, drängt der Zustand, den er seit sieben Jahren stilisiert, drängen die Grundgefühle, die er seit einem Jahrzehnte züchtet, zu einer Krisis, vor der er sich bis zum letzten Augenblicke unverändert hält, um dann scheinbar plötzlich vorzubrechen. Scheint so eruptive Art jene innere Ruhe nicht zu widerlegen, um die er während eines Jahrzehntes rang? Wo ist sie? Weicht denn, wenn wir an dieser Stelle aufs neue den gesammelten Blick in Goethes Seele senken, das Grundgefüge wirklich von jenem ab, das uns die Analyse des 25jährigen lehrte? Was hat der Unruhvolle in diesen zwölf Jahren erstrebt?

Reinheit und Harmonie. Glaubend, forschend, wirkend strebte er sie an und drang auf dieser Leiter zeitweise bis zu gewissen Stufen vor. Die tiefe Gläubigkeit, die in

den Urbezirken seines Wesens lebt, konnte in dem Jahrzehnte seiner Prüfung nicht erschüttert werden, und wenn sie nach oben nicht wuchs, so hat sie sich doch nach unten tiefer verwurzelt.

Eine Weile versucht Goethe, das Gute an sich und schlechtweg zu glauben. Von 30 bis zu etwa 33 Jahren — und nur in dieser einzigen Zeit seines Lebens — begründet er in sich ein rein moralisches Ideal, und obwohl die dünne Luft der Iphigenie durch Orests Gestalt doch genug durchgewirbelt wird, nennt er später das Werk „verteufelt human". Wie viel mehr sind es jene wenigen Gedichte, die ganz „gedacht" sind! Kalt und unsinnlich, fast wie das Fragment der Geheimnisse, steht „Das Göttliche" zwischen Goethes Versen und hat, weil es den Meisten leichter eingeht als tausend Gleichnisse, mit denen Goethe diesen kahlen Zeilen widerspricht, mehr als ein andres von seinen Gedichten das Bild des Dichters verwirrt.

„Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut!
denn das allein
unterscheidet ihn
von allen Wesen,
die wir kennen":

nein, das ist nur Frau von Steins zu innerst erlebter Glaube, und weil hier eine Stilisation spricht, bleibt auch die Form unelastisch. Der Mann, der in derselben Epoche „gut und böse wie die Natur" zu sein sich rühmt, kann sich in jener schönen Forderung nicht erschöpfen.

Langsam tastet er in den gleichzeitigen „Grenzen der Menschheit" zu seiner Natur zurück:

„Wenn der uralte
heilige Vater
mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken
segnende Blitze
über die Erde sät,
küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
kindliche Schauer
treu in der Brust.
Denn mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch . .
Uns hebt die Welle,
verschlingt die Welle,
und wir versinken."

Innere Demut, doch dunkel gefärbt, Unterwerfung, die ein letztes Aufgrollen verbirgt, Entsagung ohne Trost, stillstehende Luft.

Erst in dem dritten Gedichte findet er sich wieder:

„Ach, ihr Götter! große Götter
in dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
festen Sinn und guten Mut —
o wir ließen euch, ihr Guten,
euren weiten Himmel droben!"

Verschanzung in Wirkung und Tätigkeit, nach oben abgegrenzt, leise aufsteigende Heiterkeit, leichter bewegte Luft.

Und so begreift er damals seine Naturstudien, gläubig auf seine Art. Vergebens sucht er sich durch eine Lücke

in die steilen Mauern der Algebra einzuschleichen; was er da lernt, bleibt ihm „historische Kenntnis, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können". Anschauend aber wird ihm alles deutlich. Wie es früher, als die Menschen an der Erde lagen, eine Wohltat war, sie auf den Himmel zu weisen und aufs Geistige, „so wird's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen und die Elastizität ihres angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern".

Mit beiden Händen schützt er sich die Natur vor der Philosophie. Wie er Spinoza jetzt erfaßt, wie er Jacobis Auffassung ablehnt, grade dies zeigt aufs neue sein unphilosophisches Wesen. Nennt er Spinozas „Ethik" das Buch, dem seine Vorstellungsart am nächsten komme, so ist's, weil dort Spinoza nicht das Dasein Gottes beweise, sondern „das Dasein ist Gott . . Vergib mir, daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näherer und tieferer Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst." Er selber suche das Göttliche in Pflanzen und Steinen, denn während Jacobi von Gott mit der Metaphysik gestraft sei, hat er „mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde . . Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen."

Doch dicht neben diesem klaren Blick nach außen, der die Gestalten der Erde erfaßt, lebt heut wie vor zwölf Jahren jener Dämmerblick nach innen, der alle kosmischen Bilder des Auges und Geistes in die Seele zurückfluten läßt.

So kann im forschenden Goethe zunächst das Mystikum eher zu- als abnehmen. Immer wieder zitiert er Swedenborgs Namen, und das Gefühl einer andern Welt steigt in

diesem Antichristen, diesem Antiphilosophen zu einer Art von Gewißheit, wenn es frei schweben darf und weder durch Lavaters noch durch Jacobis Systeme bedrängt wird. Ein neues Geisterbuch verspottet Goethe als Charlatanerie, aber „ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geister-Universum erweitert zu fühlen".

Derselbe, der sein Mikroskop auf Infusorien und Knochenteile richtet, scheut jede rationale Erklärung des Makrokosmos und weicht sogar der Astronomie aus, deren ungeheures Uhrwerk ihn nur in der dunkelsten Ahnung interessiere.

Deutlicher als früher baut er in dieser Zeit den Glauben an ein Jenseits zum Glauben an eine Wiederkunft aus, doch immer nur schwebend, als Dichter. Einen Herzog von Braunschweig, der beim Rettungswerk ertrunken ist, läßt seine Muse von der Gewalt der Flut zu neuen Taten erweckt werden. An gegenwärtige Einwirkungen glaubt er so sehr, daß er eine Begegnung mit der Geliebten, zu der es ihn zieht, in der Dämmerung auf der Straße magnetischen Strömungen zuschreibt. Es mehren sich die Stellen, in denen er den Tod als Verwandler preist, und was er später in mystischen Gesang fassen wird, das sind jetzt bescheidene Sätze in Briefen: „Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen!"

Stärker als vordem fühlt er sich wie ein Getriebener. Vor seiner Vergangenheit steht er beim Ordnen von Dokumenten staunend und „begreift immer weniger", was er sei und was er solle. Jenem Schwermütigen, den er auf der Harz-

reise aufsuchte, vertraut er jetzt die ergreifenden Worte, „daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind". Und plötzlich endet er ein Schreiben an Knebel: „Lebe wohl und bete für mich!"

Denn tiefer als früher erschrickt Goethe in dieser Epoche innigeren Strebens nach Harmonie vor dem Fortklang seiner Dissonanzen. Wie Lanzelot den Spalt des Schildes zu schlichten zog er aus, doch immer noch klafft er nach beiden Seiten, und durch den Spalt droht immer erneutes Gewölke. Was er erreicht, ist kein freies Zusammenströmen der Kräfte: es ist nur der Ausweg der Entsagung! Er läßt, sagt er, keinen Wunsch nach einem Gute mehr aufkommen, das ihm das Schicksal versagt oder geraubt hat, bohrt sich in Einsamkeit, lehnt eine Reise ab, um neue Ideen zu meiden — und schließlich ist das Beste, was er sich von der Wahrheit sagen läßt:

„Wieviel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!"

Dies also sind die Stichworte einer frühen Harmonie, um deren Besitz er so viele Jahre opfernd gekämpft hat? Ungeschwächt stürmt in dieser ungestillten Seele der Kampf ihrer Elemente! In jener Zueignung, wo ihm die Wahrheit mit dem Schleier der Dichtung erscheint, findet Goethe für diesen Kampf zwischen Genius und Dämon ein großes Bild, und auf den Knieen ruft er seinen Genius an:

„Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt.“

An allen entscheidenden Stellen tritt auch in dieser Epoche der Zwiespalt ungelöst hervor. Außer im Egmont, wo sich in der Szene mit Oranien Klugheit und Freiheit die Wage halten, findet in diesem Jahrzehnte die Doppelseele im Tasso ihren großen Ausdruck, wie vordem im Urfaust, und hält man bei allen grundsätzlichen Worten, die Tasso und Antonio trennen, den Blick scharf auf den Einen gerichtet, der sie in sich verbindet, so wird aufs neue das übermenschliche Schauspiel in Goethes Seele deutlich. Dann fühlt man mit dem Dichter, der eine Hälfte seines Ich von der andern sagen läßt: „Er besitzt, ich mag wohl sagen, alles was mir fehlt.“ Jenes Wort:

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt,
die darum Feinde sind, weil die Natur
nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte,“

stammt eben nur aus dem Gehirn der Sanvitale: denn als sie als zwei Männer am Ende einander bei den Händen fassen, zeigt sich, wie sie verschmolzen sich hassen müßten! Es ist eine arme, vor dem Entstehen in sich gebrochene Harmonie, die Antonio seinem Nebenbuhler am Ende raten läßt:

„Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
vergleiche dich! Erkenne, was du bist!“

Behält an diesem Ende denn einer von den Beiden Recht? Ganz wie im Urfaust ist des Dichters Seele mit

solcher Kunst auf beide Schalen verteilt, daß die große Wage nur einsteht in einem glücklichen Augenblicke, wie Goethe ihn für sich selbst so selten errang. Vom äußeren Streite der Männer, der für den inneren das Gleichnis bietet, sagt der Herzog:

„Denn hier sind Recht und Unrecht nah verwandt."

Ja selbst Antonio gesteht:

„Wer Unrecht hat, ist eine weite Frage."

Mit jedem Worte, jedem Atemzuge lockt eine Stimme in Goethe den Widerspruch der anderen Stimme hervor:

Tasso:

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
des Lebens zeigt, wie sehr sie nötig sei;
doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt,
wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen . .

Antonio:

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
weil sie die Hitze fliegend überfällt . .

Tasso:

Doch glaube nur, es horcht ein stilles Herz
auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung
und übt sich insgeheim an jedem Guten,
das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio:

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
erkennen . .

Das sind nicht nur Weltmann und Dichter, die sich in Goethes Innerm streiten, es sind die alten Dämonen, die sich jetzt nur in höfischen Ritus bannen, während sie vor zehn Jahren einander die schnappend cynischen Reime des Urfaust zuschrieen. Keiner hat einen Strich mehr als der andere, und der im Innern unlösbare Konflikt bliebe's auch nach außen, wenn nicht die Gegner spürten, man müsse mit einander leben. Ja, es ist wahrhaft Goethe, der gegen Goethe am Schlusse des Ur-Tasso den Degen zieht und seinem verketteten Schicksalsgegner zuruft:

„Zieh oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
wie ich dich hasse, dich verachten soll!"

So grell bestrahlt ihm das Licht des Bewußtseins die eigenen Gegenkräfte; neu ist nur, daß er's in dieser Epoche oft als Qual empfindet, „denn in allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert", und, zugleich mit diesen Worten, läßt er im Elpenor den alten Diener hoffen: „Du bist mir schwer und lieb, du schwarzes Bewußtsein, du stärkst mich quälend; doch deiner Reife Zeit erscheinet bald."

Um diese Zeit nennt Graf Stolberg, der ihn lange nicht gesehen, Goethe weniger brausend, doch gewiß nicht weniger feurig als er war, liebevoll und liebedurstig, immer sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz. „Ich bin wie immer — schreibt Goethe etwas früher — der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte." Am tiefsten erkennt ihn in all diesen Jahren Knebel, man mag sich's nur aus seiner Sprache übersetzen:

„Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig,

er hat widrige Seiten . . Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut . . Noch zur Stunde schwör' ich, daß seine Richtung grad, seine Absichten rein und gut sind. Verkannt muß er werden, und er selbst scheint drinn zu existieren. Die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch — oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävaliert die erste . . Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre . . Er ist weitsehend, vielleicht zu weitsehend zu seinem Stand — und dann oft wieder zu nah. Dies verwirrt den Blick des andern. Er sieht Dinge in Jahren kommen, die man gegenwärtiger glaubt, und holt andere aus der Ferne herbei . . Die Flügel sind ihm noch, durch das unvermeidliche Schicksal, wie andern, sehr gebunden."

Plötzlich regt dieser große Raubvogel, der sich selbst in Gefangenschaft gab, zum ersten Male wieder die breiten, vom Schicksal gebundenen Flügel — plötzlich für die Umwelt, auch die Vertrauten, nicht für den Nachgeborenen, der vor den Dokumenten seines letzten Jahres steht.

Denn auf allen Instrumenten, die er gleichzeitig spielt, nimmt er nun, im 37. Jahre, das Tempo rascher. Was ihn drückt, türmt sich höher, was ihn freut, erregt ihn heftiger, Einsamkeit, Schweigen, Schwermut selbst steigen nun rasch zu solchen Graden, daß er den Zustand gewaltsam zu zerreißen oder drin unterzugehen wünscht. Goethes Bewegungen im letzten ministeriellen Sommer:

Leidenschaftlicher Kampf gegen Studentenbewegung in Jena. Krampfhaftes Studium der Algebra. Beobachtet den Durchgang des Merkur durch die Sonne. Entwirft sechs neue Bücher des Wilhelm Meister. Versteckt alle Liebesgedichte unter allgemeine Rubriken der Gesamtausgabe. Bearbeitet Werther und findet, daß der Verfasser übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen. Mikroskopiert Infusorien. „Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüte, ich kann es nicht einen Augenblick los werden . . Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr drüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele . . Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

Währenddem ist seit Monaten in seinem Kopfe alles bereit zur Flucht.

Flucht ist die einzige Form, in der sich Goethes Temperament, nachdem es sich bis zum letzten Augenblicke gehalten, aus allen wohlgebauten Wohnungen, Verschanzungen retten kann. Schon fünf Jahre zuvor hat er der Freundin einmal verzweifelnd gestanden, sein böser Genius mißbrauche seine Entfernung auf Reisen, „schildert mir die lästigsten Seiten meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten".

Freilich sucht Goethe nicht nur Zeit und Stille, er sucht auch Wärme und Welt. Im vorigen Sommer hat der 35jährige zum erstenmal einige Wochen in einer heiter bewegten, vielfältigen Welt verbracht, als Mitspieler, nicht als durchreisende Berühmtheit, und ist seitdem Karlsbad „eine ganz andere Existenz schuldig". Nun ist Italien das einzige Ziel, das den Ermatteten locken kann. Zweimal hat

er vom Gotthard nach Süden geblickt, zweimal drehte er um. Dorthin zielt die Gesamtheit seiner Bildung, sie mit den Augen zu vollenden, braucht er das Land.

Tiefer aber zieht ihn das Vorgefühl der Freiheit, die er in südlichen Ländern weiß. Bei anderer Lage der Reiseformen, der Forschungsziele konnt' es auch Griechenland sein. Im Schema seines Lebens schrieb er schon über das vergangene Jahr: Reise nach Italien sei vorgesetzt. Jetzt seufzt er, wünscht das Italienische in der Gewalt zu haben wie das „unglückliche Deutsch", mit einem befreundeten Musiker wolle er über die Alpen reisen, dort sein Glück machen, und schließt den träumerischen Brief in übertriebener Wallung. Besuchern klagt er über die Deutschen, sie hätten keine Laune. Die hellere, leichtere Luft ist es — — alles in allem — nach der Goethe am Ausgang der 30er sich sehnen muß, denn es ist, wie er soeben am Ende des Urmeisters schrieb „der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden und daß alles über ihnen schwer wird".

Hier und im Tasso strebte sein ganzes Wesen nach Wärme, zugleich ist ihm die Form des Distichon rasch lieb geworden, antikisch hat er Anakreons Grab besungen.

Von Karlsbad will er entspringen. Niemand ist im Geheimnis. Sein Herr und Freund, seine Herrin und Geliebte, mit denen er das Jahrzehnt verlebt hat, erfahren nur, er werde ihnen nach Karlsbad folgen und dann noch verreisen.

So einsam war Goethe.

Denn in Wahrheit schließt er eine Epoche seines Lebens mit Bewußtsein ab, in Wahrheit flieht er vor dieser Geliebten, vor dieses Herzogtumes Amt und Pflicht, weil er sich dem Zusammenbruche nahe fühlt, nur furchtbarer

und unheilbarer als an jenem Nachmittage, wo er Knebel bat, nicht weiter zu rauchen. In Wahrheit will Goethe Freiheit, Dichtung, Wärme, eine neue Jugend.

Alles ist bereit, in Karlsbad will er noch mit Herders Rat an seinen Handschriften für die Gesamt-Ausgabe arbeiten: doch auch jetzt noch hält den wiedererwachten, den ungeduldigen Dichter der Hofmann zurück: die Herzogin erwartet ein Kind, der Minister will, während der Herzog sich in Karlsbad amüsiert, die Taufe abwarten, aber das Kind verschiebt seine Ankunft von Woche zu Woche. Immer unruhiger werden seine Briefe. Indes rückt Lavater, dem er ausweichen wollte, auf einem Zuge durch Deutschland immer näher.

Endlich kommt „mit dem Kinde zugleich der Prophet“, er wohnt in Goethes Hause, es gibt ein Gastmahl, aber „kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los“. Es ist, als sollte das große Adieu sich im Abschiede von diesem viel umkämpften, umworbenen, geliebten, unerträglichen Freunde der Jugend symbolisieren.

Vom Herzog hat der Kammerpräsident v. Goethe Urlaub erbeten. Als er dann Ende August noch in Karlsbad bleibt, nachdem es Carl August und Frau von Stein verlassen haben, arbeitet er schneller und aufgeregter, seine ersten Bände druckreif zu machen, liest der Gesellschaft viel vor und wird sehr unruhig, als der 37. Geburtstag vorübergeht, an dem der Orakelreiche den Tag der Abfahrt, den Beginn einer neuen Epoche feiern wollte. Immer fiebriger, pathetischer werden seine letzten Briefe, wie in Romanen, wenn sich ein neues Buch ankündigt.

Entfremdungen, mit denen ihn die Freundin noch vor kurzem aufs neue beunruhigte, scheinen sich zuletzt ge-

hoben, doch auch beim Abschiede kann er ihr nur ein Stück von seinen Plänen angedeutet haben —: „dann werde ich in der freien Welt mit dir (d. h. ohne dich) leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen . . Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe."

Das ist der Ton eines Mannes, der die nervenzerreibende Liebesgeschichte mit einer 44jährigen, melancholischen Frau, um die er einst vergebens gerungen, nun endlich aus dem Bereich der eifersüchtigen und erotischen Zuckungen in eine gelinde Freundschaft hinüberretten möchte — eines Mannes, der endlich wieder seine Freiheit will. Entschiedener als jemals klingt der Ton: es ist ein Ultimatum. Wohin und wie lange, verschweigt er der Freundin; Ende September werde sie erfahren, wohin zu schreiben sei.

Die Karlsbader Freunde dürfen nicht wissen, daß er morgen fort ist. Immer geheimnisvoller, hitziger wird seine Stimmung, die letzten Nachschriften klingen völlig wie aus dem Werther: „Nachts Eilfe. Endlich, endlich bin ich fertig und doch nicht fertig, denn eigentlich hätte ich noch acht Tage hier zu tun, aber ich will fort, und sage auch dir noch einmal Adieu. Lebe wohl, du süßes Herz! Ich bin dein. G." Noch einmal wird alle Zartheit der Seele aufgeboten, um sie fürs Künftige zu sänftigen.

Doch mit unerschütterlichem Ernste faßt er an diesem letzten Tage Vergangenheit und Zukunft seiner Stellung nochmals zusammen, wie zu entschuldigendem Überblicke

vor sich selbst. Nun, da er morgen mit unbekanntem Namen fort sein wird, kann er seinem Herrn getrost diese ergreifende Wahrheit schreiben:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach . . Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häusliche Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke." Fürs Allgemeine sei er entbehrlich, seine besonderen Geschäfte habe er so gestellt, daß er auch ruhig sterben könnte. Er erbittet einen unbestimmten Urlaub, um eine Zeitlang der freien Welt zu genießen, seinen Geist wieder elastisch zu machen, seine Werke in Ruhe herauszugeben — „Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin . . Leben Sie wohl, das wünsch' ich herzlich, behalten Sie mich lieb . . Möchten Sie in allem, was Sie unternehmen, Glück haben und sich eines guten Ausganges erfreuen."

Nach dieser kalten Formel noch die Nachschrift: in der Kriegskommission pflege sein Vertreter nur dringliche Sachen abzutun, doch nun solle er alles expedieren. „Seeger ist von allem genau unterrichtet, und Schmidt tut es gerne." Dies ist das letzte Wort: noch einmal Pflicht ins Kleinste.

Dann flieht Goethe zum fünften Male vor einer Frau, doch diesmal zugleich vor einer lastenden Form des Lebens. Nur sein Diener Philipp kennt seine pseudonyme Adresse. Sie lautet:

„A Mr. Jean Philippe Möller à Rome."

ZEITTAFEL

1. Kap.	1710	Johann Caspar Goethe geboren (Vater).
	1731	Elisabeth Textor geboren (Mutter).
	1749	28. August: Goethe geboren.
	1750	Cornelia, die Schwester, geboren.
	1765—68	Leipzig. „Die Laune des Verliebten.“ „Die Mitschuldigen.“ Käthchen.
	1768—70	Frankfurt. „Neue Lieder.“
2. Kap.	1770—71	Straßburg. Herder. Friederike.
	1771—72	Frankfurt. „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen.“ Merck.
3. Kap.	1772	Wetzlar. Lotte.
4. Kap.	1772—75	Frankfurt. Farcen und Satiren. „Werthers Leiden.“ „Faust.“ „Clavigo.“ „Prometheus.“ „Mahomed.“ Lavater. Rheinreise.
	1775	Verlobung. 1. Schweizer Reise. „Claudine.“ „Stella.“ 7. Nov.: Ankunft in Weimar.
5. Kap.	1775—79	Weimar.
	1776	Frau von Stein. Zum Legationsrat ernannt. Corona Schröter. „Die Geschwister.“
	1777	1. Harzreise. „Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.“
	1778	„An den Mond.“ „Der Fischer.“ Potsdam, Berlin.
	1779	Kriegskommission. Erste „Iphigenie“. Zum Geheimderat ernannt. 2. Schweizer Reise. „Gesang der Geister über den Wassern.“
6. Kap.	1780—86	Weimar.
	1780	„Briefe aus der Schweiz“, 2. Abteilung. „Die Vögel.“ „Tasso.“
	1781	„Nur wer die Sehnsucht kennt.“ „Elpenor.“ Anatomie und Osteologie.

6. Kap.	1782	Geologisches. Kammerpräsident. Wird in den Adelstand erhoben. Vaters Tod.
	1783	„Ilmenau.“ „Über allen Gipfeln.“ 2. Harzreise. „Mignon.“
	1784	Zwischenkiefer. „Geheimnisse.“
	1785	Botanik, Mineralogie, Osteologie.
	1786	3. Sept. Flucht aus Karlsbad.

GOETHE-BILDER

Seite
Ölgemälde eines unbekannten Künstlers, Frankfurt um 1765 . . . 3
Schattenriß, Frankfurt um 1770 47
Ölgemälde von J. G. Bager, Frankfurt 1773 103
Bleistift-Zeichnung von Schmoll 1774 149
Schattenriß, Weimar gegen 1780 219
Büste von G. M. Klauer, Weimar um 1781 311

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

